der Königl. Hof- und Staatsbibliothek
zu München
dankbar
d. Verf.

Gustav Schwabs

Gedichte.

Gesichtete und neuvermehrte Ausgabe mit einer biographischen Einleitung

von

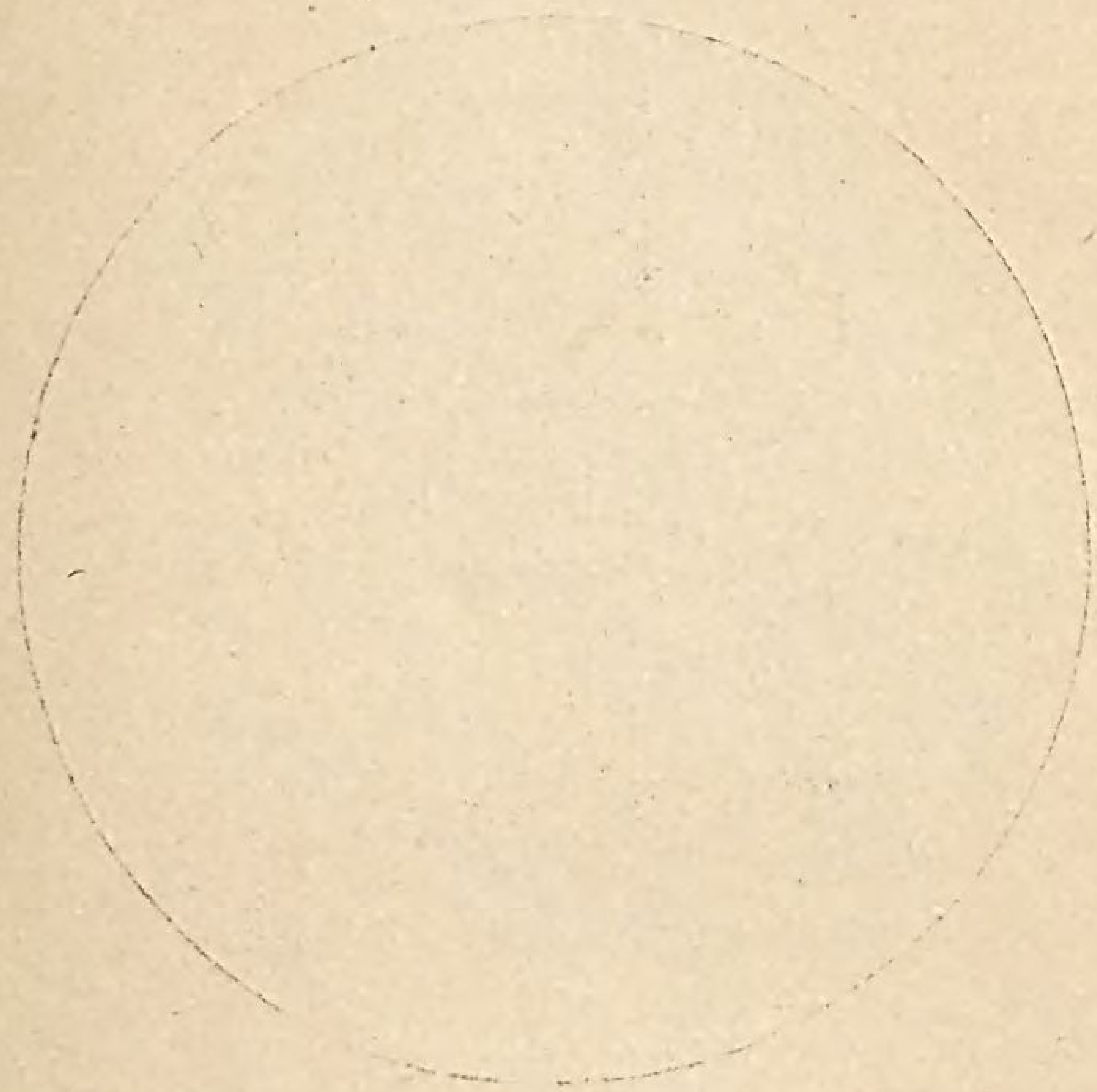
GottHold Klee.

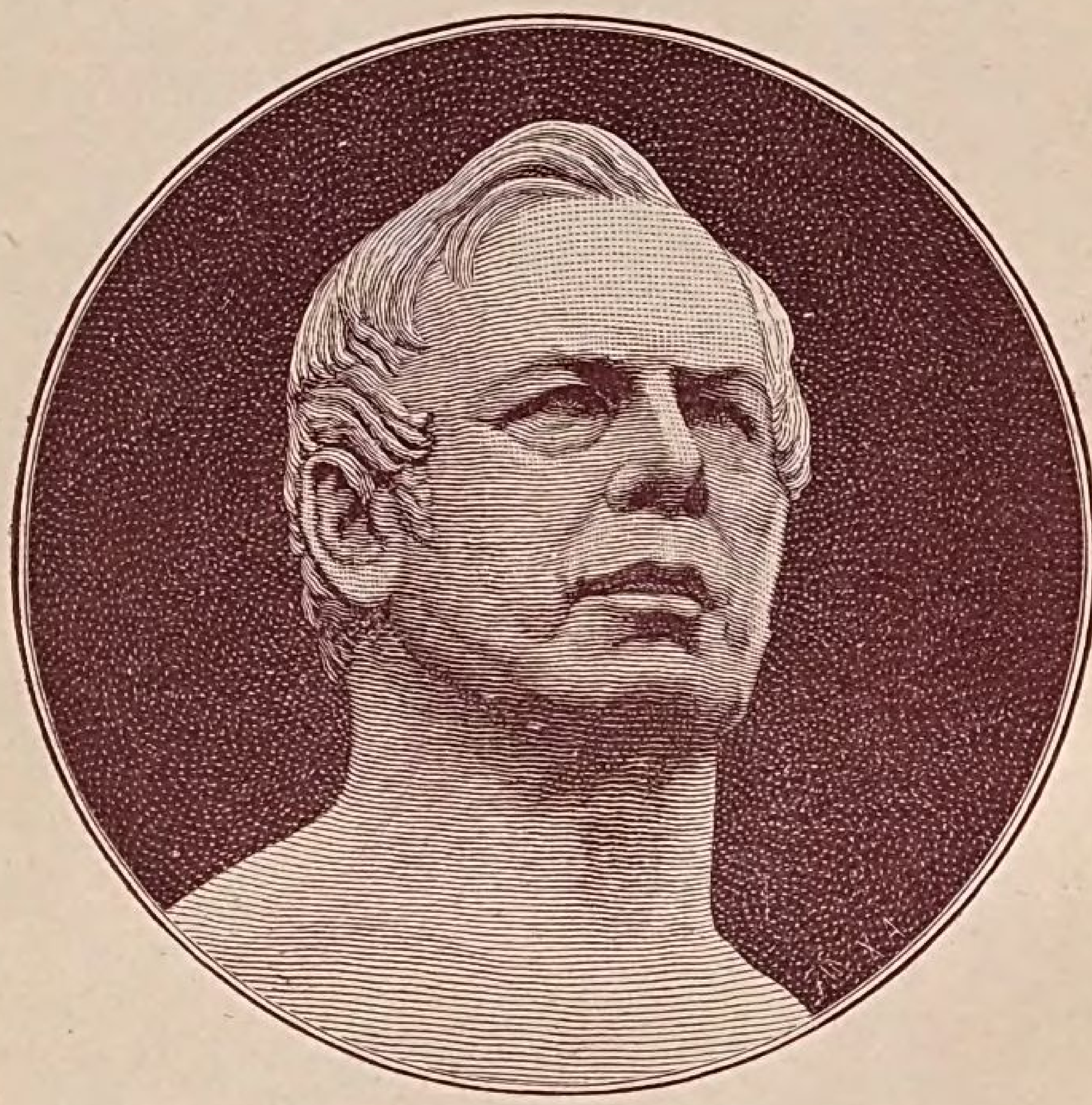
Mit des Dichters Bildnis.

Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1882.





Gustav Schwabs

Gedichte.

Gesichtete und neuvermehrte Ausgabe mit einer biographischen Einleitung

von

Gotthold Klee.

Mit des Dichters Bildnis.

Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1882.

Vorwort.

Die vorliegende neue Ausgabe von Gustav Schwabs Dichtungen ist im Vergleich zu den bei Cotta erschienenen sowohl eine verkürzte als eine bereicherte. Ich glaubte nämlich dem Andenken des Dichters einen Dienst zu erweisen, wenn ich einige unbedeutende Stücke ausschied und dafür mehrere Gedichte, die der Verfasser selbst, wie mich dünkt mit Unrecht, nicht in die „Neue Auswahl“ (1838) und die dritte Auflage (1846) aufgenommen, dieser Sammlung einverleibte. Von denselben fehlten in den Ausgaben der Gedichte bis jetzt ganz: Der Burgbau, König Johann von Böhmen bei Crecy, Das Archiv, Die versunkene Burg und die dreißig „Fündlinge“; aus der ersten Auflage (1828, 1829) sind wieder aufgenommen: Im Tempel, Vermächtnis, Lied in der Mark, An einen Freund, Kaiser Heinrich und Die seltene Kur; aus der neuen Auswahl: An Ludwig Uhland und Die Kammerboten in Schwaben.

Die „Lust zu fabulieren“ war in unserm Dichter, wenigstens in früheren Jahren, sehr stark und trieb ihn zuweilen auch zur Abfassung unbedeutender Reimereien; er selbst sah das recht gut ein, und daraus erklärt es sich, daß in den Sammlungen, die er selbst von seinen Gedichten veranstaltete, bei weitem nicht alle seine poetischen Produkte enthalten sind. Kann nun demnach überhaupt nicht eine Gesamtausgabe im eigentlichen Sinn des Wortes rätlich oder nützlich erscheinen, ja müßte eine solche geradezu als den Intentionen des Dichters widersprechend bezeichnet werden, so wird auch kein Einsichtiger tadeln, daß ich, wie schon bemerkt, noch einige Gedichte — meist Gelegenheitspoesien — ausgeschieden habe, die nicht dazu dienen können, den Ruhm ihres Verfassers zu erhöhen.

Was die Anordnung der vorliegenden Ausgabe betrifft, so habe ich die „Zeitgedichte“, da mir die begriffliche Scheidung von den „vermischten Gedichten“ nicht klar durchgeführt und auch nicht durchführbar schien, mit unter die „Lieder und vermischten Gedichte“ gestellt. Innerhalb der so entstehenden drei Rubriken sind die einzelnen Nummern nach den Entstehungsjahren geordnet, abgesehen von den drei umfangreicheren epischen Dichtungen, die ihre Stelle am Ende des Bandes erhalten haben, und den aus Klüpfels Biographie entnommenen „Fündlingen“, welche der ersten Abteilung als Anhang folgen, teils weil sie besser im Zusammenhang als zerstreut betrachtet werden, teils weil es mir nicht möglich war, sie chronologisch genau zu bestimmen. Die vier Cottaschen Ausgaben und die meisten in Almanachen, Zeitschriften und andern Büchern zerstreuten ersten Drucke habe ich verglichen, um einen möglichst korrekten Text herzustellen. Trotzdem sind leider ein paar Druckfehler übersehen worden, die ich gleich hier berichtige: das Gedicht S. 352 heißt „Die versunkene Burg“, das auf S. 130 „Die Feuerwerkerstochter“; S. 298 Z. 11 ist das Komma am Ende zu tilgen. Ferner bitte ich zu den Anmerkungen S. 187, 197 f., 209, 249, 254, 266 u. 276 die Worte „Anm. Schwabs“ und hinter die Jahreszahlen S. 294 ff., 350 und 352 ein Fragezeichen zu setzen. Ob in dem Gedicht „Den Naturforschern“ in der sechsten Strophe statt „Hütte“, wie in allen Drucken steht, das naheliegende „Hülle“ gesetzt werden muß, ist zweifelhaft und wird sich nur aus der Originalhandschrift entscheiden lassen. Die sogenannte neue Orthographie habe ich unbedenklich durchgeführt, natürlich aber nicht dann, wenn die abweichende Schreibung des Dichters auch auf eigentümlicher Aussprache beruht, z. B. in trof statt troff, Bickelhaube statt Pickelhaube u. s. w. Noch mag bemerkt werden, daß der Setzer auf den ersten Bogen von dem freilich recht überflüssigen Apostroph wohl einen etwas zu sparsamen Gebrauch gemacht hat.

Die in der Einleitung gegebene kurze Biographie des Dichters hinzuzufügen hielt ich nicht für überflüssig, da die Bedeutung

Schwabs sich erst aus einer zusammenhangenden Betrachtung seines ganzen Lebens, Wirkens und Dichtens vollständig ermessen läßt. So mangelhaft auch meine Skizze sein mag, so wird doch aus ihr erkannt werden können, daß Schwab einer jener seltenen Männer war, in denen sich die drei wesentlichen Grundbestandteile der modernen Geisteskultur: Antike, Christentum, Vaterland, nicht nur im Dichten und Denken, sondern auch — was mehr ist — im thätigen Leben zu wohlthuender Ganzheit harmonisch vereinigen. Die Hauptquelle für die Einleitung war Klüpfels Buch „Gustav Schwab" (Leipzig 1858); wer dasselbe kennt, dem wird hier wenig neues geboten. Auch aus den Nekrologen von Gustav Pfizer (im Schwäbischen Merkur) und Ullmann (in der Allgemeinen Zeitung) habe ich manches dankbar entlehnt. Nachträglich sei bemerkt, daß die von Klüpfel besorgte Auswahl von Schwabs „Kleinen prosaischen Schriften" (s. S. 49 Anm.) inzwischen bereits erschienen ist. Eine zweite Auflage der „Neckarseite der schwäbischen Alb" gab Ed. Paulus (Stuttgart 1878) und die vierte Auflage der „Wanderungen durch Schwaben" Klüpfel (Tübingen 1880) heraus. Letzterer ließ auch die kleine Schrift „Gustav Schwab als Dichter und Schriftsteller" (Stuttgart 1881) erscheinen. In meiner Einleitung ist S. 20, Z. 4 zu lesen „seiner frühesten Schüler" und S. 36, Z. 22 „Geniesucht".

Zu einigen Gedichten sind kurze Anmerkungen zum Zweck eines leichteren Verständnisses gegeben. Daß diese ebenso wenig wie die Bemerkungen am Schluß der Einleitung Erschöpfendes bieten wollen, brauche ich wohl kaum zu bemerken.

Deidesheim, im September 1882.

Dr. G. L. Klee.

Inhalt.*)

Lieder und vermischte Gedichte.

*) Die mit * bezeichneten Gedichte sind in den Cottaschen Ausgaben (seit 1846) nicht enthalten.

Sonette.

Romanzen, Balladen, Legenden.

*) Die auf einem Druckfehler beruhende Angabe (in der 3. u. 4. Aufl.) ‚1837‘ weist wohl auf 1827 hin.

Gustav Schwab.

Gustav Benjamin Schwab ward am 19. Juni des Jahres 1792 in Stuttgart geboren. Sein Vater, Johann Christoph Schwab (1743—1821), damals Geh. Hofrat, ein Mann von untadelhaftem Charakter, feiner Bildung und großer Gutherzigkeit, hat sich durch zahlreiche philosophische Schriften, die der Leibnitz-Wolfschen Richtung angehören, einen Namen gemacht. Er lebte seit 1779 mit seiner um sechzehn Jahre jüngeren Gattin, Friederike geb. Rapp, einer gemüt- und geistvollen Frau, in glücklichster Ehe, die im Lauf der Zeit mit sieben Kindern gesegnet wurde, von denen jedoch zwei frühe wegstarben. Gustav war das sechste Kind; bei seiner Geburt waren zwei Brüder und eine Schwester am Leben; zwei Jahre später folgte noch seine Lieblingsschwester Lotte,*) in deren Umgang er, da die älteren Geschwister schon ziemlich herangewachsen waren, seine Kindheit fast ausschließlich verbrachte. Der Vater widmete sich mit liebevollem Eifer, sittlichem Ernst und pädagogischem Geschick der Erziehung, und es gelang ihm, eine gewisse Heftigkeit, die in Gustavs Charakter lag, zu dämpfen und die lebhafte Natur desselben auf den Weg des Guten zu lenken. Schon früh ward der Kleine zur Schule geschickt und machte so schnelle Fortschritte, daß er bald nach seinem vierten Jahre be-

*) Diese verheiratete sich 1819 mit dem Hausarzt der Eltern, Dr. Georg Jäger.

reits imstande war, eine lateinische Vorschrift nachzuschreiben. Nicht lange darnach bereitete ihm der Tod seines ältesten, damals achtzehnjährigen Bruders Philipp, eines liebenswürdigen und begabten Jünglings, den ersten Seelenschmerz.

Gustav erfreute sich einer kräftigen Gesundheit, obwohl er weder groß noch besonders stark war, und sein Geist entwickelte sich rasch; er lernte sicher und leicht. Im sechsten Lebensjahr schrieb er einiges nieder, was er eine Naturgeschichte nannte, und verfaßte Verse zum Geburtstag seiner älteren Schwester Friederike. Wenn gleich diese kindlichen Erzeugnisse noch kein besonderes Talent erkennen ließen, so nahm doch sein Geisteswachstum den günstigsten Verlauf. Als er etwa acht Jahr alt war, trat ein etwas älterer Schwestersohn des Vaters, Christoph Siegwart, als Pflegesohn in das Schwabsche Haus, und mit ihm zusammen erhielt Gustav durch den trefflichen Vater Unterricht im Französischen und in anderen Fächern. Der vierjährige Umgang mit jenem stillen und sinnigen Knaben*) war auf den lebhaften jüngeren Genossen von heilsamem Einfluß. Auch die Anfangsgründe der lateinischen Sprache muß Gustav schon sehr früh kennen gelernt haben. Zum Beweis dafür und zugleich als beachtenswertes Zeichen, wie schon damals sich sein angeborner Trieb andere zu belehren offenbarte, dient die Thatsache, daß er als fünfjähriger Knabe lange Zeit alltäglich in der Küche saß und einer alten Magd, die

*) Dieser wurde Theolog und bekleidete später die Stelle eines Professors der Philosophie an der Universität Tübingen. Dem Vater Schwab, welcher schon in dem Knaben einen „philosophischen Kopf“ entdeckte, hat er zeitlebens die wärmste Dankbarkeit bewahrt.

er sich zur Schülerin erkoren hatte, mensa und amo beizubringen bemüht war.

Dabei war er nicht etwa ein kleiner Philister, sondern sprühte von Leben und Munterkeit. „Voll Eifer und Beharrlichkeit“, so erzählt die treue Schwester Lotte, „im Erlernen alter Sprachen und alles ernsten Wissens, das gefordert wurde, machte er (damals ungefähr zwölfjährig und längst Gymnasiast) sich und seinen Kameraden — denn sein geselliger Sinn zog nach und nach mehrere Knaben an — viele frohe Stunden durch seine Lebendigkeit und sein Talent. Er schrieb heroische Stücke für ein Theater, zu dem er mit Hilfe eines Gespielen Coulissen aus Packpapier verfertigte. Die Vorstellungen liefen immer glücklich und zur Zufriedenheit ab, nur ein Mal gab es eine bedenkliche Störung. Als ein langgewachsener Knabe die Worte recitierte: „Von diesem Turm herab will ich mich stürzen“, machte er eine ungeschickte Bewegung mit dem Arm, ganz hoch hinauf — und der Turm war leider nicht einmal so hoch als der Knabe. Da übermannte den Dichter, welcher schon ärgerlich über des Knaben schlechtes Spiel war, der Zorn, schnell trat er zwischen den Coulissen hervor, ebenso schnell wieder zurück; aber der arme Schauspieler hatte eine tüchtige Ohrfeige, er wußte kaum, woher sie kam.“ Ein ernstlicher Verdruß schien nicht zu vermeiden. „Aber,“ fügt Lotte hinzu, „mein guter Bruder besaß schon als Knabe die liebenswürdige und seltene Tugend, auch die kleinste Verfehlung gegen andere sogleich einzusehen, und die glückliche Gabe, sie auch durch Worte wieder gut zu machen. Diese schöne Seite seines Charakters blieb sich während seines ganzen Lebens gleich und war bezwingend für jedes Herz.“

Mit der Zeit übrigens mußten diese Allotria und Theatralia, wie sie sein Lehrer Friedrich Roth mißbilligend nannte, vor ernsteren Bestrebungen in den Hintergrund treten. Gustav war schon als Knabe entschlossen, sich dem geistlichen Berufe zu widmen und lernte, seit er das Stuttgarter Gymnasium besuchte, mit Eifer und Freude. Außer Roth, einem tüchtigen strengen Schulmann, übte Professor Drück, der ihm den Geist des klassischen Altertums erschloß, durch sein liebenswürdiges, von echter Humanität durchdrungenes Wesen bleibenden Einfluß; ganz besonders aber war der damalige Diakonus an der Hospitalkirche, Christian Adam Dann, bei welchem er den Konfirmationsunterricht genoß, von tiefer Einwirkung auf die ganze Gemütsrichtung und Denkart unsres Schwab. Wie hingebend dieser an dem edlen, von erhabener Frömmigkeit erfüllten Manne hing, und wie treu und herzlich diese Anhänglichkeit war, davon giebt das schöne Gedicht „Auf den Tod eines Seelsorgers", in welchem der Dichter, selbst schon ein hoher Vierziger, seines alten Lehrers Hinscheiden besingt, das rührendste Zeugnis. Er pflegte zu äußern, seinem Vater verdanke er seine religiöse Überzeugung, dem ehrwürdigen Dann die persönliche Liebe zu Christus.

Beiläufig sei bemerkt, daß Gustav, der in allen Fächern sonst die glänzendsten Fortschritte machte, für die Mathematik wenig Anlage zeigte. Da aber in jener glücklichen Zeit die Gymnasialerziehung noch nicht in die spanischen Stiefel der Schulordnungen eingeschnürt war und man noch nicht bis zu der heutiges Tags beliebten Überschätzung der sogenannten Realien sich verstiegen hatte, sondern der Begabung des einzelnen das Recht freierer

Bewegung zuweilen noch unverkümmert ließ, so hatte der Jüngling nicht nötig, die kostbaren Stunden an eine ihm unsympathische und zwecklose Thätigkeit zu verschwenden. Der verständige Vater sah ein, daß der Nutzen der aufgewandten Anstrengung nicht entspreche, und der mathematische Unterricht ward aufgehoben. Für wichtiger hielt es der alte Schwab, seinen Sohn in die Philosophie einzuführen; namentlich war es die phantasievolle Monadenlehre Leibnitzens, an welcher er gegen den Kantischen Kriticismus mit Eifer festhielt, die den Jüngling tief ergriff und in ihm lebendig wurde. Indessen muß man zugestehen, daß des Vaters Bildung, wie es seinem ganzen Lebensgang nach sein mußte, stark französisch zugeschnitten und insofern etwas einseitig war. Da traf es sich denn glücklich, daß außer den wissenschaftlichen und gemütlichen Anregungen, die Gustav durch seinen Vater und durch Drücks und Danns belehrenden Umgang gewann, noch die künstlerische kam, die er zwei Oheimen mütterlicherseits verdankte, dem kunstsinnigen und feingebildeten Kaufmann Heinrich Rapp, einem Freunde Goethes, und dem berühmten Bildhauer Dannecker. Das Atelier des letzteren, eine in seinem Hause aufgestellte Sammlung von Gipsabgüssen nach Antiken und ebenda ein mit guten Bildern geschmückter Saal übten große Anziehungskraft, zumal der kinderlose Künstler es liebte, sich mit begabten Kindern zu unterhalten, und ihnen gern von seiner harten Jugend und bewegten Vergangenheit erzählte.

Als Schwab sechzehn Jahr alt war, keimte in dem Jüngling, dessen empfängliches Herz schon im Freundschaftsbunde mit einigen Schulgenossen sich geöffnet hatte, zum erstenmal eine zarte Neigung zu einem weiblichen

Wesen, die man aber mehr Bewunderung als Liebe nennen muß. Wenigstens verlangte er nie das schöne blasse Mädchen, welches Karoline hieß, von ihm aber unter dem Namen Thekla gefeiert wurde, zu sprechen und ihr seine Empfindungen zu entdecken. Er war vollkommen befriedigt, wenn er sie jeden Tag sehen durfte. An sie ist das 1810 entstandene Gedicht „Liebe im Winter" gerichtet, in dem nächst der formellen Vollendung die sinnige, gar nicht leidenschaftliche Haltung bemerkenswert ist. Als Karoline sich mit einem Ausländer verlobte, ging des jungen Dichters Neigung, der „ein liebes Bild im Herzen tragen" mußte, zum Teil auf ihre jüngere, minder schöne, aber durch ihre träumerischen blauen Augen und ein sanftes Wesen anziehende Schwester Adelheid über. Sie ist der Gegenstand der wahrhaft schönen Strophen „An die Geliebte", die, 1811 gedichtet, später von Schwab den herrlichen „Sonetten aus dem Bade" als eine Art Einleitung vorangestellt wurden.

Im Herbst 1809, also erst siebenzehn Jahr alt, bezog er, sittlich und wissenschaftlich aufs beste vorbereitet, die Universität Tübingen, der er bis zum Herbst 1814 angehörte. Dies waren für ihn fünf glückliche Jahre, reich an Gewinn für Geist und Herz. Als Theolog trat er in das evangelische Seminar ein, wo es ihm in den kahlen, unwohnlichen Räumen, unter dem Druck eines pedantischen Reglements anfangs wenig behagte, so daß er im ersten Winter gern jede Gelegenheit zu einem Ausflug nach Stuttgart benutzte, nicht eben zur Zufriedenheit der trefflichen Eltern. Bald aber fand er sich in die neuen Verhältnisse; ja die liebliche Natur, die der Frühling erst seinen Augen enthüllte, seine Studien und der gesellige Umgang mit guten Freunden ließen ihn schnell

des Heimwehs vergessen und machten ihm Tübingen zur zweiten Heimat. Nach der damaligen Studienordnung widmete er sich in den ersten zwei Jahren der Philologie und Philosophie, in den drei weiteren der Theologie. Von den akademischen Lehrern zog ihn besonders der äußerlich unbeholfene und barocke, aber geistvolle Philolog und Dichter Philipp Conz, Schillers Jugendgespiele, an, während er sich in der Philosophie auf Privatstudien angewiesen sah, da der damalige Ordinarius für diese Disciplin ein ziemlich oberflächlicher, gemütloser Kopf war. Dafür las er eifrig, nicht nur nach seines Vaters Anordnung die Schriften Platons und Leibnitzens, sondern auch, mit der Feder in der Hand, die Kants und vor allem Schellings, zu welchem letzteren ihn schon das poetische Interesse am meisten hinzog. Schellings phantasievolle Lehre wirkte so mächtig auf den jungen Poeten, daß er sogar die durch sie gewonnenen neuen Ideen und Anschauungen in didaktischen Gedichten darzustellen versuchte; dabei aber vermochte sie weder die festen Grundlagen seines positiven christlichen Glaubens zu erschüttern, noch auch nur ernstere Zweifel in ihm rege zu machen. „In der Anschauung der höchsten geistigen Lebendigkeit und Schöpferkraft und der sittlichen Schönheit," sagt Gustav Pfizer, „glichen sich ihm der christliche Glaube und die poetisch-philosophische Weltanschauung damals noch aus. Eine begeisterte, ideale, romantische Stimmung hob ihn über die Gegensätze weg und verband ihn aufs innigste mit einem schönen Kreise gleichgesinnter, gleichstrebender Freunde, von welchen wieder jeder in einem besondern, individuellen Verhältnis zu Schwab stand." Es waren zunächst die Stuttgarter Freunde, die er in Tübingen wiederfand. Mit einem derselben, Hochstetter,

machte er in den ersten Herbstferien, 1810, einen Ausflug nach Heidelberg, wo die Jünglinge, von Conz empfohlen, bei Johann Heinrich Voß freundliche Aufnahme fanden. Auf dem Rückweg ward ein Heilbronner Freund, der Jurist August Mayer, besucht, mit dem Schwab schon vom Gymnasium her in herzlicher Verbrüderung stand. Es war ein Bruder des nachmals als Dichter bekannt gewordenen Karl Mayer, poetisch und musikalisch sehr begabt und von großer Liebenswürdigkeit. Durch einen andern Juristen, August Köstlin, welcher auch von Stuttgart her bereits unserm Schwab nahe stand, wurde er im September 1810 mit Justinus Kerner, dem Freunde Uhlands, bekannt; und so kam es, daß Schwab, als Uhland von längerem Aufenthalt in Paris nach Tübingen zurückkehrte, im Februar des folgenden Jahres auch diesen kennen lernte, eine Bekanntschaft, aus der sich bald eine innige Freundschaft entwickelte, obgleich sowohl Uhland als Kerner ihre Studien bereits beendet hatten. Ja die beiden älteren Freunde zogen ihn sogar zur Mitredaktion des von ihnen vorbereiteten „Poetischen Almanach für 1812" (Heidelberg) heran, in welchem zuerst Schwabsche Gedichte gedruckt erschienen und dem im nächsten Jahre ein ähnliches Unternehmen „Deutscher Dichterwald" (Tübingen 1813) folgte. Das Ansehen, das die Dichter dadurch in litterarischen Kreisen errangen, war bedeutend, obschon der äußere Erfolg beider Sammlungen hinter den gehegten Erwartungen sehr zurückblieb.

Außer den bereits genannten Freunden standen zwei andere Schwabs Herzen am nächsten, die zufällig beide denselben Familiennamen führten; dem einen, der mit ihm zugleich in das Seminar eingetreten war, S. L. A. Pauly aus Maulbronn, hatte er sich gleich anfangs be-

geistert angeschlossen. Es war dies ein stiller sinniger Mensch, der, wenig mitteilsam in größerer Gesellschaft, im vertrauten Gespräch sein tiefes Gefühl für alles Gute und Schöne offenbarte. Der andere war ein Norddeutscher, der Jurist C. W. Pauli aus Lübeck, mit dem Schwab und August Mayer im Frühjahr 1811 einen dauernden Freundschaftsbund schlossen. Alle erwähnten Studiengenossen vereinigten sich zu regelmäßigen Zusammenkünften, bei denen vorzüglich litterarische und ästhetische Fragen abgehandelt wurden. Dabei wurden die Ausführungen August Paulys auf Schwab von wesentlichem Einfluß, insofern ihn jener aus der einseitigen Bevorzugung Schillers zum tieferen Verständnis Goethes führte. Die Folge war, daß Schwab seine im Schillerschen Stil gehaltenen rhetorisch-didaktischen Gedichte verbrannte.

Leider erlitt dieses glückliche Zusammenleben bald eine schmerzliche Unterbrechung. Die unselige Knechtschaft, in der das Vaterland unter dem Joch des französischen Zwingherrn schmachtete, fand auch hier ein Opfer: August Mayer wurde im Herbst 1811 zum Militär ausgehoben und mußte aus der Heimat scheiden, um den russischen Feldzug mitzumachen. Er kehrte niemals wieder, auf dem Rückzug ging seine Spur verloren. Kaum war diese Trennung etwas überwunden, so traf unsern Schwab ein zweiter Schlag des Schicksals: auch August Pauly ward ihm entrissen. Am 12. Juli 1812 starb der geliebte Freund am Nervenfieber. Noch im späteren Alter gedachte Schwab alljährlich des Tages, an dem er seinem unvergeßlichen Pauly die Augen zugedrückt hatte.

Nach diesen herben Verlusten mußte ihm der Weggang des Lübecker Pauli, der im März 1813 Tübingen verließ, die kaum vernarbten Wunden wieder aufreißen.

Er schrieb dem Scheidenden ein Sonett ins Stammbuch, welches mit folgenden Worten beginnt:

> Was läßt du hinter dir, zerriss'nes Herz?
> Lebend'ge Freunde, die vergebens weinen,
> Tief unter kaltem Grabeshügel einen,
> Erdrückt den andern unter Eis und Erz.

Die große Zeit, die damals für Deutschland heraufzog, blieb auch in Tübingen nicht ungefühlt; aber die furchtsame, antinationale Regierung hielt in Würtemberg jeden freien Aufschwung mit größter Strenge nieder. Als nun Pauli seinen Entschluß, für das Vaterland zu kämpfen, meldete, war auch Schwab eine Zeit lang willens, seines Freundes Beispiele zu folgen; und obgleich er diesen Plan nicht ausführen konnte, blieb er doch bis zu seinem Lebensende der nationalen Sache mit begeisterter Treue und Opferfreudigkeit ergeben.

Der Verkehr mit den gebliebenen Freunden hatte sich um diese Zeit zu einer geschlossenen Gesellschaft „Romantika" gestaltet, die zwar eine studentische Verbindung, aber von vorherrschend litterarischem Charakter war. „Der kleine Bund," erzählt Klüpfel, „hielt seine wöchentlichen Kommerse in einem eigenen traulichen Zimmer des Löwen, wobei öfters norddeutsche Freunde mit lebhafter Teilnahme hospitierten. Lied, Liebe, Wein war anfänglich das ständige Thema dabei, dann kamen aber auch alle neuern litterarischen Erscheinungen, besonders auf ästhetischem und poetischem Gebiet, zur Sprache und die politischen Ereignisse bildeten ein weiteres Hauptinteresse des Vereins und gaben den Mitgliedern eine erhöhte Stimmung." Bei den Kommersen wurde nur Wein getrunken; doch zeugt schon die Thatsache, daß es trotz der Verschieden=

artigkeit der Charaktere niemals zu einer Reibung kam, dafür, daß die frohe Heiterkeit sich in den Schranken maßvollen Anstandes hielt.*) Das Gedicht „Vermächtnis“, welches Schwab schon 1811 an die Freunde richtete (denn faktisch bestand die „Romantika“ bereits lange vor ihrer förmlichen Konstituierung), ist ein Beweis, wie glücklich er sich in diesem Kreise fühlte. Auch durch die Herausgabe eines Kommersbuchs (Neues allgemeines deutsches Kommers- und Liederbuch, Tübingen 1815) und durch das allbekannte „Lied eines abziehenden Burschen“ (1814) bethätigte er seine lebhafte Teilnahme an dem frischen studentischen Treiben, ohne daß er darüber seine theologischen Studien vernachlässigt hätte. Er lag ihnen vielmehr mit aller Gewissenhaftigkeit und treuem Eifer ob und war seinen Lehrern, Flatt und Bengel, in großer Verehrung zugethan. Daneben hörte er auch noch die philosophischen Kollegien Eschenmayers, der seit 1812 in Tübingen unter begeistertem Beifall las.

Von größter Wichtigkeit für Schwabs inneres Leben war eine Neigung, die allmählich zu einer tiefsinnigen Liebe erwuchs und der er, obwohl sie lange Zeit nicht erwidert wurde, für immer treu blieb. Der Gegenstand derselben war eine Tochter des Kriminalisten Prof. Gmelin, Sophie, die er schon im ersten Tübinger Winter gesehen hatte. Gelegenheit, sie öfter zu sprechen, bot ihm die Bekanntschaft des damaligen Kurators der Universität, Karl August Baron von Wangenheim, des späteren Ministers, der unserm Schwab wohlwollte und

*) Freilich wurde die „Romantika“ als studentische Verbindung schon 1813 infolge eines unglücklichen Duells wieder aufgehoben, bestand aber als litterarische Gesellschaft fort.

in dessen Hause er viel verkehrte.*) Lieder von tiefem Gefühl entquollen jetzt seinem Herzen, so namentlich die Strophen „Liebe in der Fremde“, „Im Tempel“ (1811) und „Liebesmorgen“ (1812). Vor seinem Weggang von Tübingen, im Sommer 1814, wagte er ein Geständnis, mußte aber leider erfahren, daß seine leidenschaftliche Heftigkeit auf das ernste Mädchen nur einen peinlichen Eindruck machte. Hierauf schrieb er ihr einen herzlichen und verständigen Brief als Rechtfertigung und Entschuldigung; und ein Abschiedsbesuch, bei dem er Sophie allein zu Hause traf, hinterließ bei beiden die Empfindung, daß keine Bitterkeit zurückgeblieben sei.

Hatten sich Schwabs Geist und Charakter während der Studienzeit in harmonischer Weise entwickelt, so war er auch körperlich keineswegs zurückgeblieben. „An Größe eben recht, war sein Wuchs vollständig gerade und von richtigen Verhältnissen, seine Haltung natürlich und gut, die Bewegungen lebendig und schnell, ohne das Maß zu überschreiten. Bräunlich-blondes, glänzendes Haar legte sich schlicht, aber reichlich um die wohlgeformte Stirn, welche dem Gesicht den bestimmten Ausdruck von Verstand gab. Gern begegnete man dem offenen Blick der dunkeln, nicht eben großen, aber feurigen Augen, welche so freundlich waren wie der selten ganz geschlossene Mund, der eine Reihe von großen, wohlgeformten Zähnen von glänzendem Schmelz zeigte. Geist und Herzensgüte sprachen aus allen Zügen.“ (Klüpfel, S. 55 f.) Der verdienstvolle Theolog Karl Ullmann (1796—1865), welcher Schwab im Spät-

---

*) Auch in der Familie des Prof. Schrader, dessen geistvolle Frau gern die jungen Dichter, u. a. auch Uhland, an ihrem Theetisch sah, verlebte er viele genußreiche Abende.

jahr 1813 kennen lernte und ihm zeitlebens innig befreundet blieb, stellt dem Dichter das Zeugnis aus, daß er sich auf der Universität eine unangetastete, alles Rohe zurückstoßende Sittenreinheit bewahrt habe.

Das folgende Winterhalbjahr verbrachte Schwab in Bernhausen, nahe bei Stuttgart, als Vikar bei dem dortigen Pfarrer Geyer in ländlicher Zurückgezogenheit, welche jedoch zuweilen durch einen Besuch in Tübingen oder Stuttgart unterbrochen wurde. Nach letzterer Stadt zog ihn außer seinen Verwandten namentlich Uhland, der bereits seit dem Ende des Jahres 1812 dort wohnte. Dieser war sein „poetischer Gewissensrat“; fast jedes neuentstandene Gedicht ward ihm vorgelegt, und dankbar nahm der bescheidene Jüngling jeden guten Rat und Wink des älteren Freundes an. Einige seiner schönsten Lieder und Sonette waren schon in Tübingen gedichtet worden; außer den bereits erwähnten seien noch genannt die durch ihre schlichte Innigkeit ergreifenden Gedichte: Die stille Stadt (1809), Die Wolke am Sternenhimmel, Nachruf (1811), Erste Liebe, und das reizende Schlittenlied (1814), sowie die Sonette: Die Gesänge, Weiblichkeit, Deutschheit u. s. w. Das von edler Begeisterung getragene Lied „Zum 18. Oktober 1814“ fällt wohl schon in den Bernhausener Aufenthalt, der ihn auch zu anderweitiger dichterischer Thätigkeit anregte: Schwab schrieb dort nämlich seine ersten Romanzen (die Achalm, Kaiser Heinrich, der neue Staufenritter u. a.), und es war vor allem Uhlands Vorbild und ermunternder Beifall, der ihn hinwies auf dieses neue Dichtungsgebiet, auf welchem er mit der Zeit so bedeutende Erfolge erringen sollte.

Im Mai 1815 unternahm Schwab mit seinem Studiengenossen Lempp, einem ernsten, in sich geschlossenen

Jüngling, und einem jungen Künstler, Eduard Müller, eine Reise nach Norddeutschland. Mit den besten Empfehlungen versehen nahmen sie ihren Weg (teilweise zu Fuß) über Nürnberg, wo Schwab den liebenswürdigen Naturphilosophen Schubert kennen lernte, und über Bamberg zunächst nach der Bettenburg, einem herrlichen alten Waldschloß unfern Schweinfurt. Hier wurden sie aufs liebevollste empfangen von dem greisen Burgherrn Chr. v. Truchseß, einem vortrefflichen Manne, der schon äußerlich durch seine riesige Gestalt, noch mehr aber durch seine schlichte, treuherzige Biederkeit als ein Bild aus der altdeutschen Ritterzeit erschien. Bei ihm trafen sie auch des Freiherrn Schützling, Friedrich Rückert, welcher unter dem Namen Freimund Reimar bereits eines bedeutenden Dichterrufes genoß und auf Schwab einen sehr günstigen Eindruck machte. Vier Tage verlebten die Reisenden auf der Bettenburg „in unbeschreiblicher Wonne“, wie Schwab an die Freunde berichtet, „an Leib und Seele schwelgend, geteilt zwischen Spaziergängen, Vorlesungen Rückertscher Gedichte und frohen Mahlen bei köstlichem Franken- und Steinwein.“ — „In den köstlichsten Gesprächen,“ fügt der begeisterte Jüngling hinzu, „mit Truchseß und Rückert fand mein Geist mehr Nahrung als bei halbjährigen Studien.“ Dann ging die Reise weiter über Meiningen und Eisenach, durch den Thüringerwald, auf die Wartburg, wo die Zauber der Gegenwart und Vergangenheit zugleich das Menschenherz bewegen. Endlich standen sie „mit klopfendem Herzen“ dem deutschen Athen, Weimar, gegenüber. Schwab war an Goethe empfohlen und gutmütig genug, seine Gefährten zu ihm mitzunehmen. So eilten sie denn, nachdem sie sich „in Seide geworfen“, nach dem Hause des Dichterkönigs, das sie schon von außen freund-

sich anheimelte. Über diesen Besuch schrieb Schwab an die Tübinger Freunde: „Wir gingen nun durch Vorsäle und Zimmer, mit Antiken herrlich ausgeschmückt, und fanden den schönen Greis bereit, uns recht nobel und doch freundlich zu empfangen. Ganz schwarz gekleidet, stand er, auch im Alter noch kräftig, nahe an der Schwelle; anfangs war uns ziemlich feierlich zu Mute; als er aber sich so gütig nach unserm Reiseplan erkundigte, uns sitzen hieß und sich zu uns setzte, verschwand bald alle Scheu, und ich sah ihm getrost in die dunkelglühenden Augen unter der sparsam weißgelockten Stirn. Neben manchem Gleichgültigen sprach er über das Reisen, über Deutschland und über das Theater manches gewichtige Wort, in so schönen, zierlichen Perioden, daß man „Dichtung und Wahrheit“ oder den „Wilhelm Meister“ lebendig vor sich zu haben glaubte. Beim Abschied lud er uns auf einer allenfallsigen Rückreise über Weimar recht freundlich ein, ihn wieder zu besuchen.“ Goethe bedauerte, ihnen nichts Angenehmes erweisen zu können, da er im Begriff sei eine Reise anzutreten; trotzdem verließ Schwab den hochverehrten Meister befriedigt. Später äußerte er, Goethe sei ihm so erschienen, wie er sich das vollendete Bild eines Königs vorstelle. Am folgenden Tage verlebten sie bei der „lieben, guten Frau von Schiller“, die sie sehr freundlich aufnahm, ein paar schöne Stunden und zogen am nächsten Morgen weiter nach Jena, „diesem köstlichen Burschenhause“, wo sie in Studentenkreisen höchst vergnügt den Tag zubrachten. Von hier ging die Reise über Leipzig, das ihnen nicht besonders gefiel, nach Dresden. In dieser „überaus herrlichen Stadt“ verweilte Schwab im Hause des Kupferstechers Müller, seines Verwandten, dem er seinen jungen Bruder zuführte, vierzehn Tage. Der Eindruck, den die

Stadt selbst mit ihren Kunstschätzen und ihre herrliche Lage auf ihn machte, überwältigte ihn anfangs beinahe. Von hier aus schrieb er an die Freunde in Tübingen einen ausführlichen Brief, aus dem die oben angeführten Stellen entnommen sind.

Endlich erreichte Schwab sein eigentliches Reiseziel, Berlin, wo ihm eine neue Welt aufgehen sollte, die ihn geistig bereicherte. Denn hier fand er nicht nur mehrere alte Bekannte, sondern traf auch mit vielen bedeutenden Geistern zum erstenmal zusammen, unter anderen mit Varnhagen, Robert, Hitzig, E. T. A. Hoffmann, Franz Horn und Chamisso, mit den Theologen Schleiermacher, Marheineke, de Wette, Neander und dem Philologen Immanuel Bekker. Besonders fühlte er sich von Chamisso, Franz Horn und Neander angezogen. „An Chamisso", schreibt er an Karl Mayer, „lernte ich einen trefflichen Menschen kennen; eine gewisse Schwermut leuchtet aber aus seiner Gestalt, seinem Wesen und aus jedem Worte, das er in gutem, aber mühseligem Deutsch herausdrechselt, hervor." Der heimatlose Dichter war damals im Begriff, seine Reise um die Welt anzutreten, und Schwab erzählte oft, er habe mit ihm die ersten Schritte zu dieser Reise gemacht, indem er ihn zum Postwagen begleitete. Franz Horn, der herzlich gute Mann, dessen mannigfache Verdienste über seinen späteren Schrullen oft ungerecht herabgesetzt werden, zog Schwab in seinen Familienkreis, wo derselbe sich wie zu Hause fühlte und auch in einer Schwägerin Horns ein schönes und liebenswürdiges Mädchen fand, das einen lebhaften, wenn auch nur vorübergehenden Eindruck auf ihn machte. Wir verdanken dieser Bekanntschaft das reizende „Lied in der Mark". Von Dauer war diese Neigung nicht, das Bild seiner alten

Liebe stieg bald wieder so mächtig in ihm auf, daß er, wie Klüpfel sagt, Treue bewahren mußte, auch wo er keine Hoffnung hatte. Dem edlen Neander trat er ebenfalls nahe; auf einsamen Spaziergängen mit ihm erschloß dieser dem Jüngling seinen herrlichen Geist und sein liebevolles Gemüt.

Den stärksten Eindruck aber machte Fouqué auf ihn, dem er Grüße von Truchseß auszurichten hatte. Der liebenswürdige, mit Unrecht jetzt fast vergessene Dichter der Undine, des Zauberrings, des Sigurd und anderer Werke, die neben seinen Lieder immer ihren eigentümlichen Wert behalten, kam unserm Schwab, der ihn bei der Heimkehr aus dem Feldzug von 1813 mit einem Gedicht begrüßt hatte, auf das freundlichste entgegen und nahm ihn sogar mit sich auf sein Schloß Nennhausen in der Mark; und die glücklichen Tage, die der Jüngling dort verlebte, blieben ihm sein Leben lang unvergeßlich. — Am 14. September verließ Schwab Berlin mit Gefühlen der Wehmut und des Dankes, um seine Reise bis Hamburg und Bremen auszudehnen, wozu der Vater ihm die erbetene Erlaubnis gegeben hatte. In Hamburg brachte er acht Tage zu, meist im Umgang mit dem Arzt und Dichter D. A. Assing, den er von Tübingen her kannte, und dessen Braut Rosa Maria Varnhagen. In Bremen fand er gleichfalls alte Freunde, und es gefiel ihm dort so gut, daß er gern daselbst seine Heimat gegründet hätte. Die Rückreise führte ihn über Göttingen; hier traf er mit seinem Studienfreunde Pauli zusammen, der ihn zu Fuß bis Kassel begleitete, wo sie acht Tage blieben und Schwab die Brüder Grimm kennen lernte. Von da aber trieb ihn die Sehnsucht unaufhaltsam nach der Heimat zurück.

Noch im Herbst 1815 trat er als Repetent in das evangelische Seminar zu Tübingen, wo alte Freundschaftsverhältnisse, vor allem das mit Ullmann, wieder angeknüpft wurden. Seine amtliche Thätigkeit, die hauptsächlich in der Aufsicht über die Studien der Seminaristen bestand, war nicht eben zeitraubend, und so behielt er hinreichend Muße zu eigenen Studien: er beschäftigte sich eifrig mit den klassischen Altertümern, behielt aber auch seine Theologie beständig im Auge, predigte öfter und lieferte einige Beiträge zu dem in Tübingen erscheinenden religiösen Familienblatt (1817), u. a. eine Predigt über christliche Freundschaft. Seine poetischen Arbeiten aus der Repetentenzeit sind, außer einigen kleineren Gedichten wie „Das Eßlinger Mädchen“, „Der Hirte von Teinach“, „Schloß Lichtenstein“ u. a., die meisten der „Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph von Württemberg“ (1816—1818), die 1819 bei Cotta als selbständiges Buch erschienen. Auch bearbeitete er das alte Gedicht „Der Froschmäuseler“ von Georg Rollenhagen (Tübingen 1819).

Die tiefste Bedeutung aber gewann der Aufenthalt in der geliebten Stadt für Schwab dadurch, daß er wieder mit Sophie Gmelin zusammenkam. Das von schwerer Krankheit eben genesene Mädchen wurde dem Treuen immer mehr geneigt, sie lernte seine Vorzüge schätzen und den durch die Reise auffallend gereiften jungen Mann lieben. Noch im Spätjahr 1815 gab sie ihm das Jawort und zu Anfang 1816 wurde die förmliche Verlobung gefeiert. Des Dichters Glück spiegelt sich am schönsten wieder in dem zarten Liede „Das Wort der Liebe“. Die Sehnsucht nach Gründung eines eignen Hausstandes ließ ihn sich nur noch eifriger in seine Studien vertiefen, und so vergingen die zwei nächsten Jahre in geräuschlosem Arbeiten

und stillem Hoffen, im traulichen Umgang mit der Braut und den Freunden. Im Dezember 1817 endlich, kurz nachdem er als Stadtvikar nach Stuttgart abgegangen war, wurden alle seine Wünsche über Erwarten erfüllt: mit vor Freude zitternder Hand schrieb er seiner Braut zur Weihnachtsbescherung die Nachricht von seiner Ernennung zum Professor am Oberen Gymnasium zu Stuttgart. Nach Neujahr 1818 trat Schwab sein neues Amt an, und schon am 25. März, dem Osterdienstag, führte er in Tübingen seine liebe Sophie zum Traualtar. Freilich mußte er nach wenigen Tagen allein, durch sein Amt gerufen, nach Stuttgart zurück und durfte erst drei Wochen später die Gattin für immer in sein Haus holen.

Schwabs Ehe war die glücklichste, die es geben kann. Auch fehlte es nicht an geselligen Beziehungen; die Neuvermählten wohnten im Hause der Eltern Schwabs; in Stuttgart lebten seine älteren Geschwister, beide verheiratet, mehrere nahe Verwandte Sophiens und manche guten Freunde, vor allem Uhland. Seiner Lehrthätigkeit widmete sich Schwab mit freudigem Eifer und schönstem Erfolg. Einer seiner Schüler, Gustav Pfizer, berichtet hierüber folgendes: „Mit jugendlicher Kraft und Wärme seine Aufgabe, Erklärung klassischer Schriftsteller, der Dichter zumal, erfassend, riß er empfängliche Jünglinge mit sich fort und führte sie, philosophische Gelehrsamkeit mit dem gebildetsten Geschmack und blühender Anschaulichkeit des Vortrags paarend, in das lebendige Verständnis des Altertums ein. Nicht bloß als Gelehrter, auch als Dichter erklärte er den Dichter Horaz, an welchem er die klassische Gediegenheit der Form ebenso verehrte, als die poetische, milde Lebensweisheit ihn anmutete, so fern auch in andrer Beziehung die kühle Philosophie des heidnischen Poeten der

Gemütstiefe des frommen, deutschen Dichters stehen mochte. Weit näher stand ihm in diesem Sinne der fromme heilige Sophokles, welchen er in den ersten Zeiten seines Lehramtes mit einem Teile seinen frühesten Schülern in Privatstunden in einer Weise las, welche ihnen unvergeßlich bleibt; und unter diesen seinen frühesten Schülern fand er auch mit seinem jugendlichen Geist und Herzen sofort einzelne, deren Gehalt er sicheren Auges erkannte, die er als Freunde an sich zog. Zwanzig Jahre wirkte er segensvoll und geliebt an dieser Lehranstalt, und nahe an tausend Schüler verehren in ihm nicht nur den gewissenhaften, anregenden Lehrer und Führer zum Wissen, sondern auch den wohlwollenden Bildner zu echter Humanität, den freundlichen Berater."

Man muß Schwabs geistige Spannkraft bewundern, wenn man bedenkt, daß er, neben seiner angestrengten amtlichen und privaten, pädagogischen und philologischen Thätigkeit*), noch Muße fand für einen ausgebreiteten geselligen Umgang und eine fruchtbare poetische und litterarische Wirksamkeit. Er gab „Erlesene Gedichte" von Paul Flemming nebst einer Biographie des Dichters heraus (Stuttgart 1820), vollendete die „Christophromanzen", dichtete 1820 die „Romanzen von Robert dem Teufel, nach der altfranzösischen Volkssage", mit einem sinnigen Widmungsgedicht an Uhland, der ihm den Stoff abgetreten hatte, und bearbeitete in demselben Jahre die „Legende von den heiligen drei Königen" von Johann von Hildesheim (Stuttg. 1822), nach zwei Handschriften,

*) Seine philologische Befähigung bewies er durch zwei lateinisch geschriebene Aufsätze, von denen der eine über den Areopag (1818), der andere über Sophokles' religiöse Weltanschauung (1820) handelt.

von denen die eine ihm Goethe durch Sulpiz Boisseree (dieser lebte seit 1819 in Stuttgart, mit Dannecker, Uhland und Schwab nahe befreundet) mitgeteilt hatte; die zwölf Romanzen, in denen er die Legende poetisch neugestaltete und die er der prosaischen Bearbeitung beigab, gehören zu seinen harmonischsten Erzeugnissen. Goethe äußerte sich sehr beifällig und erwiderte die Zusendung durch die Verse, die Schwab später den Romanzen gleichsam als Motto voranstellte. Wohl auch in demselben Jahre sind die nicht eben bedeutenden zehn Romanzen „Otto der Schütz“ (gedr. in dem Taschenbuch Urania f. 1822) verfaßt, die Schwab selbst nie eines erneuten Abdrucks für wert hielt. 1821 folgte das gediegene kleine Epos „Die Kammerboten in Schwaben, geschichtliche Sage in dreizehn Mären“, 1822 und 1823 „Walther und Hiltgund, epische Dichtung. Nach dem Lateinischen des Ekkehard“, der erste gelungene Versuch, die alte nationale Heldensage poetisch zu beleben. Auf das deutsche Altertum hatte ihn wiederum Uhland hingewiesen, mit dem er auch im Familienkreise das Nibelungenlied im Urtexte las. Den angeführten erzählenden Dichtungen größeren Umfangs ließ er noch die vier „Romanzen vom Möringer“ (1824), den vortrefflichen „Appenzeller Krieg, in neun Romanzen“ (1825) und später (wohl 1828) „Griseldis, Volkssage in zehn Romanzen“ (Urania f. 1830) folgen, die wir gleich hier, der Zeit etwas vorgreifend, nennen, da mit ihr die umfangreicheren epischen Produkte des Dichters abschließen. Von den einzelnen erzählenden Gedichten gehören in die ersten sechs Ehestandsjahre mehrere der besten, so z. B. Der Schwur (1822), Das Mahl zu Heidelberg (1823), Die Engelskirche auf Anatolikon (1824) u. a., und unter den ly-

rischen Gedichten, von denen wir die herrlichen Verse „Mit Flemmings Gedichten" (1820) hervorheben, sprechen einige auf rührende Weise aus, wie glücklich er sich im Kreise seiner Lieben fühlte, keines schöner als die sinnigen, seiner Frau gewidmeten Strophen „Zum 17. Februar 1822." Damit ist aber Schwabs litterarische Wirksamkeit in diesen Jahren noch nicht erschöpft. Er übersetzte die vaterländischen Gedichte seines Freundes Uhland meisterhaft ins Lateinische (Stuttg. 1823), dichtete in dramatischer Form den Dialog „Ein Morgen auf Chios" (1822), der von warmer Begeisterung für die unglücklichen Griechen zeugt, und gab ein vortreffliches, von gesundem dichterischem Sinn durchwehtes Reisehandbuch über seine geliebte schwäbische Alp heraus (Die Neckarseite der schwäb. Alp, mit Andeutungen über die Donauseite u. s. w. Stuttg. 1823), die er auf zahlreichen Ausflügen, allein oder mit anderen, nach allen Richtungen hin durchwanderte. Denn bei seiner unermüdlichen Thätigkeit „blieben dem rastlosen Manne freie Stunden, Feiertage, Ferien genug, um auf kleineren und größeren Ausflügen, kürzeren oder weiten Reisen seinen zur Natur sich hinsehnenden Geist zu erfrischen, in rüstigen Fuß-, besonders Gebirgswanderungen seine Kraft zu üben. Von den nächsten Umgebungen waren es besonders das Neckarthal, die Eßlinger Filialien, etwas weiter die schwäbische Alp und Tübingen, wohin ihn immer wieder sein Herz trieb." So erzählt Gustav Pfizer, und treffend bemerkt Ullmann, daß auch die Natur ihrerseits seine unwandelbare Liebe zu erwidern schien: er war fast immer von herrlichem Wetter begünstigt; wie er auch eine zeitweilige Ungunst der Witterung poetisch heiter zu benützen wußte, zeigt seine „Aprilreise" (1822).

Nach einem arbeitsvollen Winter machte sich Schwab in den Osterferien 1821 mit mehreren Schülern — denn auch diese begleiteten ihn oft — auf, eine kleine Erholungsreise anzutreten. Als er aber auf Umwegen nach Heidelberg kam, empfing ihn Ullmann, der damals bereits dort Universitätsprofessor war, mit der erschütternden Nachricht, daß inzwischen ein Eilbote mit der Kunde von seines Vaters Tode angelangt sei. Dies war für Schwab ein schwerer Schlag, denn er hing mit der zärtlichsten Liebe und Verehrung an dem greisen Vater. Obgleich er sofort heimwärts eilte, kam er doch erst einige Tage nach dem Begräbnis zu Hause an. Der rüstige, an Geist und Körper völlig frische Alte, welcher seit 1816 Mitglied des Oberstudienrates war, hatte sich in der Nacht plötzlich beengt gefühlt und war (15. April 1821) verschieden, ehe ärztliche Hilfe gerufen werden konnte.

Im folgenden Sommer bezog Schwab eine größere Wohnung in der Nähe, während seine Mutter in dem alten Hause blieb. Diese wirkte mit ihrem thätigen Geiste und klaren Verstand beratend und fördernd bei der Erziehung der Enkel mit und sah noch alle fünf Kinder ihres Sohnes. Im März 1819 war bereits eine Tochter zur Welt gekommen, die nach Schwabs Gattin Sophie genannt ward; ihr folgten 1821 und 1822 zwei Knaben, Christoph Theodor und Gustav, 1825 ein Mädchen, Emilie (nach Uhlands Frau benannt), und endlich 1830 der jüngste Sohn, Ludwig.

Nachdem er zu wiederholten Malen die Umgegend des Bodensees bereist hatte (das letztemal, im Herbst 1825, machte er dabei die Bekanntschaft des Freiherrn von Laßberg, mit dem er durch Briefe und Besuche sein ganzes Leben hindurch freundschaftlich verbunden blieb), brachte

er den Winter 1825—1826 unter angestrengter Arbeit an einem neuen Buche zu, das (im Herbst 1826) als stattlicher Band unter dem Titel „Der Bodensee nebst dem Rheinthale von St. Luziensteig bis Rheinegg" bei Cotta (Stuttg. 1827) erschien. Dieses reizende Werk ist die Frucht der gründlichsten landschaftlichen, historischen und topographischen Studien, ebenso zuverlässig und gewissenhaft, als anziehend und anschaulich geschrieben. Einen ganz besondern Wert erhält es noch durch die Zugabe einiger Gedichte, die teilweise zu seinen vorzüglichsten gehören, wie z. B. Der Reiter und der Bodensee, Des Fischers Haus, Konradin, Der Fleischer von Konstanz u. a. Noch vor der Vollendung des letztgenannten Werkes erschienen von ihm gleichfalls bei Cotta „Poetische Gedanken von A. de Lamartine. Metrisch übersetzt" (Stuttgart 1826), und er durfte ruhig den französischen Text beifügen, da seine freien und doch getreuen Übertragungen den Vergleich mit demselben nicht zu scheuen brauchten. Mit Uhland zusammen sichtete und sammelte er die Gedichte des armen Hölderlin, der seit langen Jahren zu Tübingen im stillen Wahnsinn hinlebte (Stuttg. 1826). Endlich verfaßte der Unermüdliche für Wolfgang Menzels*) Taschenbuch „Moosrosen" (1826) eine prächtige Charakteristik Uhlands als Dichter und schrieb seit 1825 eine

---

*) Wie Schwab über die Wirksamkeit dieses Mannes dachte, zeigt am klarsten folgendes Epigramm, das Klüpfel mitteilt:

Lang' hab' ich mich gewehrt für unsern Meister Goethen,
Nun schweig' ich, denn wie kannst Unsterbliches du töten?
Doch wo auf Sterbliches dein schwerer Kolben traf,
Da stürzt es auch gewiß, und freudig ruf' ich: Brav! —

große Anzahl teilweise sehr eingehender Recensionen für das Brockhaussche litterarische Konversationsblatt (seit Juli 1826 u. d. T. „Blätter für litter. Unterhaltung“); ja er lud sich auch noch (1823) die Redaktion des „Kunstblattes“ während einer jahrelangen Abwesenheit des eigentlichen Redakteurs Schorn auf, trotz einer Last von dreißig (!) wöchentlichen Unterrichtsstunden; und als ob er damit noch nicht genug gethan hätte, übernahm er, mit seinem Kollegen Osiander und dem Tübinger Professor Tafel zusammen, die Leitung der seit 1827 bei Metzler in Stuttgart erscheinenden Übersetzungsbibliothek griechischer und römischer Schriftsteller, ein zeitraubendes, mühevolles Geschäft, da er Übersetzer anzuwerben, gelieferte Manuskripte mit den Originalen zu vergleichen und notwendige Verbesserungen einzuleiten hatte; und dies Geschäft lief während seiner ganzen übrigen Lebenszeit neben all seinen andern Arbeiten her. Daß der überfleißige Mann unter einer solchen Last nicht müde zusammenbrach und daß er, in allen seinen mannigfachen und verschiedenartigen Wirkungskreisen stets derselbe treue gewissenhafte Arbeiter blieb, niemals aber zu einer oberflächlichen Buchmacherei herabsank, das erfüllt mit Staunen; ja es gereicht unserm Schwab zur höchsten Ehre. Fast unbegreiflich ist es aber, wie er bei alledem noch Zeit und Spannkraft für eigene Fortbildung, namentlich in der Theologie und Philologie, für poetische Produktion und für die Pflege einer behaglichen und reichlichen Geselligkeit fand.

Schwabs Haus war weit über die Grenzen des Heimatlandes hinaus wegen seiner herzlichen, echt deutschen Gastlichkeit berühmt. „Schwabs Gastfreiheit“, schreibt Ullmann, „war so umfassend wie sein Herz, und seine Sophie stand

ihm auch hierin als freundliche, ruhige Ordnerin würdig zur Seite. So wurde ihr Haus ein immer wieder anziehender, unwiderstehlich festhaltender Sammelplatz für die schwäbischen und süddeutschen Freunde, aber bald auch ein vielgesuchter Wallfahrtsort für alle Menschen von höheren Interessen, die aus dem übrigen Deutschland oder dem Ausland nach Schwaben kamen. Gegen alle, mit denen er gesellig verkehrte, bewährte Schwab bei überströmender Herzlichkeit eine im hohen Grade zuvorkommende, selbst rücksichtsvolle Höflichkeit; aber es war nicht die berechnete, absichtreiche Höflichkeit der Welt, die er übte, sondern die aufrichtige Höflichkeit des Herzens, vollkommen verträglich mit der Würde des Mannes und mit der Wahrheit des sittlichen Urteils, mit welchem er, wo es galt, nicht zurückhielt. Und wie Schwab im eignen Hause der liebevollste, gefälligste, stets belebende Wirt war, so bewegte er sich auch als geist- und freudebringender Gast in den verschiedenen socialen Kreisen seiner Vaterstadt bis zu den hohen, sonst mehr exklusiven hinauf, die sich doch auch des liebenswürdigen Dichters erfreuen wollten. Er nahm an mehreren Kränzchen und größeren Vereinen teil, namentlich an dem Liederkranz und Schillerverein, und wurde — unterstützt von seiner gewaltigen Stimme — bei festlichen Gelegenheiten vielfach der Dichter- und Rednermund seiner Vaterstadt. Diese persönliche Lebensbedeutung Schwabs steht nicht in den Katalogen der Litteratur verzeichnet, aber viele dankbare Herzen haben sie anerkannt, und unter den tausenden aller Klassen, die seinen Sarg begleiteten, war gewiß ein herrschendes Gefühl auch dieses, daß mit seinem Tode im höheren Leben der Vaterstadt, ja des Landes eine Lücke entstanden sei, die so leicht nicht wieder ausgefüllt werden könne." Dieses schöne und wahrheitsgetreue Bild

von Freundeshand wird ergänzt durch folgende Zeilen des feinfühligen Adolf Schöll (1805—1882), eines der treuesten Schüler Schwabs, die derselbe an Klüpfel, den Biographen und Schwiegersohn des letzteren, lange Zeit nach dem Tod des teuern Mannes schrieb: „Ich wollte, ich könnte der Nachwelt Schwab in der Frische hinmalen, wie er mir lebt, mit seinen blitzenden und rollenden Augen, seinem leicht errötenden Gesicht, seiner heiter-beweglichen Wärme, so teilnahmoffen und kindlich treu in Pietät, so wanderlustig und hängend an der Heimat, so leicht scheu gemacht im Augenblick und freimütig in bleibender Gesinnung, so lobbedürftig und redlich bescheiden, lebhaft lebend und liebend und lange jung. So hat mir sein Bild und Geist meine Jugendtage belebt. Nichts Ungesuchteres und wahrhafter Gewinnendes als seine Herablassung zu mir, dem Schüler, und der Übergang seiner Herzensgüte in Kameradschaft, Wandergenossenschaft, Freundschaft zum Schüler. Ihm ward alles erst recht eigen, wenn er es mit dem Nachstrebenden oder Mitstrebenden, Mitbedürftigen und Verwandten teilte.“

Daß unserm Schwab zuweilen der zerstreuenden Geschäfte zuviel wurden, läßt sich aus manchen Stellen seiner Briefe schließen, und er hatte Stunden, wo er sich recht herzlich nach Ruhe und ländlicher Abgeschiedenheit sehnte. Diese war ihm freilich noch nicht gegönnt, aber die häufigen größeren und kleineren Reisen, namentlich durch Schwaben und die Schweiz, seltener an den Rhein, erfrischten ihn doch immer wieder geistig und körperlich. Im Frühling 1827 unternahm er auch, nach Vollendung mehrerer größerer Arbeiten, eine Reise nach Paris, zu der ihm das Honorar für den „Bodensee“ die Mittel verschaffte; er trat sie Ende März an und kehrte erst Mitte Mai wieder zurück,

um sich nun erst recht des gelungenen Unternehmens zu freuen und mit seinen Lieben an den schönen Erinnerungen zu zehren. „Wenn ich“, schreibt er im letzten Briefe, den er vor seiner Wiederkunft an Sophie sandte, „auf meinen Aufenthalt zurückblicke, so muß ich nur staunen über das ungeheure Glück, das ich in jeder Hinsicht gehabt. Denke Dir, während achtunddreißig Tagen nur zwei Regentage, sonst immer himmelblaues Wetter!“ Die Reise war, in Begleitung des verwandten und befreundeten Professors Christian Gmelin in Tübingen, über Straßburg, Nancy, Toul und Châlons-sur-Marne gegangen. Paris, wo beide im Hotel de Rémont, Rue Richelieu, in denselben Zimmern, die Uhland vor Jahren bewohnt hatte, ihr Quartier nahmen, machte einen gewaltigen Eindruck, aber schon in den ersten Tagen schrieb er an seine Frau: „Länger als meine vorgesetzte Zeit (das fühle ich zum voraus) möchte ich nicht in diesem Strudel leben. Doch hoffe ich von meinen Adressen viel Genuß für Geist und Herz. Des andern Genusses wäre ich ohne Dich und die Kinder und alle unsere Lieben bald übersatt.“ In der That lernte er eine große Anzahl der damaligen Celebritäten der Weltstadt kennen, untern andern Cuvier, Benjamin Constant, Delavigne, den Bischof Grégoire, Abel Rémusat, den ausgezeichneten Kenner des Chinesischen, die Geschichtsschreiber Villemain und Bailleul, den Redakteur der Revue encyclopédique Jullien, der sich besonders freundlich seiner annahm und ihn auch in Lafayettes Salon einführte, ferner die Landsleute Alexander von Humboldt und Meyerbeer, den Amerikaner Cooper, den dänischen Theologen Monod u. a. Auch besuchte er eifrig die Theater, die Sammlungen und die Verhandlungen der Deputiertenkammer, wohnte einer Sitzung der Akademie bei und ging

öfter auf die Bibliothek, wo er für Laßberg einen Minnesänger aus der sogenannten Manessischen Handschrift abschrieb. Zuletzt wurde noch ein Abstecher über Rouen nach Dieppe gemacht, wo er zum erstenmal das Meer erblickte und am 2. Mai das wundervolle Schauspiel des Sonnenuntergangs genoß. Nach der schnellen Heimreise traf er wohlbehalten bei den Seinen an, die er alle gesund und froh wiederfand, um nun mit frischer Kraft seine sämtlichen Arbeiten wieder aufzunehmen.

Ein besonders liebenswerter Zug in Schwabs Charakter war seine selbstlose Bescheidenheit und die Freudigkeit, mit der er jederzeit fremdes Talent zu fördern und fremdes Verdienst anzuerkennen bereit war. Er kannte auch nicht die leiseste Regung von Neid. Schon mancher, späterhin berühmt gewordene, damals aber noch unbekannte junge Dichter hatte Schwabs treue Hülfe zu rühmen, so unter andern Platen, den er 1825 kennen gelernt und in einem schönen Sonett so rührend bescheiden als einen Größeren begrüßt hatte. Viel Schmerz bereitete ihm ein jugendlicher Poet, Wilhelm Waiblinger, der sein Schüler gewesen war und ebenso viel Talent als Leichtsinn und Selbstüberhebung besaß. Schwab gab sich die redlichste Mühe, den Jüngling auf den Pfad des Guten zu lenken, wofür z. B. die Sonette „An einen jungen Dichter" (1821) ein ergreifendes Zeugnis ablegen; aber leider waren alle seine Bemühungen vergebens, mit tiefer Betrübnis sah er den Unglücklichen immer mehr im Abgrund des Lasters versinken, bis derselbe, an Geist und Körper zerstört, im Januar 1830 zu Rom starb.

Sehr erfreut wurde Schwab durch den Besuch des herrlichen Sängers Wilhelm Müller, der im Spätsommer 1827 mit seiner jungen Frau nach Stuttgart kam und

vierzehn Tage bei Schwab wohnte. Die beiden Dichter schlossen einen innigen Freundschaftsbund, den leider nur allzubald der jähe Tod Müllers (30. September 1827) wieder zerriß. Durch Herausgabe seiner Schriften und Abfassung einer Biographie (Leipzig 1830) setzte der Überlebende dem geschiedenen Freunde das schönste Denkmal. Ebenso unverhofft und erschütternd, wie die Nachricht von Müllers Tod, traf ihn einige Wochen später das Ableben des jugendlich blühenden, schaffensfreudigen Wilhelm Hauff. Auch diesem Freunde widmete er einen Nachruf und gab seine Schriften mit der Lebensgeschichte Hauffs (Stuttg. 1830 f.) heraus.

Seit Anfang des Jahres 1828 übernahm der rastlose Mann zu seinen vielen Obliegenheiten noch die Redaktion des poetischen Teils des Morgenblattes für gebildete Leser, in welches er auch einzelne Gedichte und hin und wieder prosaische Aufsätze lieferte. Freilich erwuchs ihm aus dieser neuen Stellung auch neue Arbeit, und sie brachte ihn in zahllose Verbindungen mit einheimischen und auswärtigen Schriftstellern; es machte ihm die größte Freude, keimende Talente zu fördern und zu behüten, sie in die litterarische Welt einzuführen, ihnen in jeder Weise behülflich zu sein. Von den vielen, die er durch Abdruck ihrer Gedichte im Morgenblatt und später im Deutschen Musenalmanach, durch Vermittelung von Verlegern, durch Anfeuerung, ehrliches Urteil und guten Rat unterstützte, sind besonders zu nennen Eduard Mörike, Karl Simrock, Wilhelm Wackernagel, Anastasius Grün, Gustav Pfizer, Lenau,*)

*) Was für ein aufopfernder Freund Schwab diesem gewesen, davon erzählt die Biographie des edlen, unglücklichen Dichters. Auch Klüpfels Mitteilungen sind zu vergleichen.

Hermann Kurz, Freiligrath, Adolf Schöll, Paul Pfizer, Egon Ebert, die Brüder August und Adolf Stöber, Niklas Müller, Albert Knapp, Friedrich Güll, Karl Gerok u. s. w., von denen die meisten ihm auch persönlich mehr oder minder nahestanden. Man hat wegen dieser Protektion jüngerer Talente Schwab oft mit dem alten Gleim verglichen, in gewisser Beziehung mit Recht; nur darf man dabei nicht übersehen, daß Schwab an geistiger Bedeutung dem wackeren Poetenvater von Halberstadt unendlich überlegen war und schon aus diesem Grunde viel verständiger verfuhr als jener. Während Gleim in jedem Poetaster, der ihm seine Verse zusandte, ein neues Genie erblickte und ihn der Welt als solches anpries, wußte Schwab sehr wohl wirkliche Dichtergabe von bloß äußerlichem Reimgeschick zu unterscheiden; er prüfte gewissenhaft und sprach auch nicht selten im gegebenen Falle ein väterlich abmahnendes und ernsthaft warnendes Wort. Leicht erklärlich ist es, daß seine Güte, seine Gastlichkeit und Opferwilligkeit zuweilen von gemeinen Seelen mißbraucht ward und daß die abgewiesenen litterarischen Stromer durch Verleumdung und boshaften Hohn sich zu rächen suchten. Trotz Undanks aber und mancher übeln Erfahrungen blieb Schwab bis an sein Ende derselbe herzliche, hilfsbereite, wohlwollende Mann, und da es ihm schmerzlich war, wehe thun zu müssen, sobald er ein ernstliches Streben zu finden glaubte, suchte er auch den Tadel schonend auszusprechen, soweit es sich mit der Wahrheit vertrug. Je weiter sich sein Ruhm als Dichter und Dichterfreund verbreitete, desto mehr schwoll auch die daraus hervorgehende Korrespondenz an; trotzdem ließ er es sich nicht verdrießen, jedes einlaufende Manuskript sorgfältig durchzulesen und Lob wie Tadel schriftlich zu begründen. Kostete ihm dies auch viele Zeit und Mühe,

so fühlte er sich doch reichlich für alles belohnt, wenn er, wie es glücklicherweise öfter der Fall war, wirkliches, auf Charakter gegründetes Talent entdeckte und aufrichtigen Dank erntete.

Überschauen wir hier kurz im Zusammenhang Schwabs übriges litterarisches Wirken während der nächsten Jahre, so müssen wir uns wiederum fragen: wie fand der mit Geschäften überladene Mann Zeit und Lust zu solcher freiwilligen Thätigkeit? Abgesehen von den schon erwähnten Romanzen über „Griseldis“ (1828), der Herausgabe der Müllerschen und Hauffschen Schriften mit den Biographien der beiden Freunde, deren ebenfalls bereits Erwähnung geschehen ist, und den fortlaufenden Arbeiten für das Morgenblatt und die Metzlersche Übersetzungsbibliothek, dichtete er gerade in dieser Zeit mehrere seiner bedeutendsten Poesien: außer einigen schönen Liedern und Gelegenheitsgedichten ist namentlich eine beträchtliche Anzahl ausgezeichneter Romanzen und Balladen zu nennen, z. B. Der Gant, Die Thurbrücke bei Bischofszell, Der Gefangene (1827), Das Gewitter (1828), Kaiser Heinrichs Waffenweihe (1830) u. a. Einige derselben erschienen in einem Werke, an dem sich Schwab durch Lieferung zahlreicher kleiner Mottos und mehrerer selbständiger Gedichte beteiligte: „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern, historisch dargestellt von vaterländischen Schriftstellern,“ von dem der erste Band 1828 (in Chur, bei Joh. Fel. Jac. Dalp) erschien, der zweite 1830, der dritte erst neun Jahre später, 1839.*)

---

*) Von den in vorliegender Sammlung abgedruckten Gedichten erschienen in dem letztgenannten Werk folgende: im 1. Bande: Der Gant, Die Thurbrücke, Der Burgbau; im 2. Bande

Die meisten seiner bis 1827 entstandenen Gedichte sammelte Schwab in zwei Bänden, die 1828 und 1829 bei Cotta herauskamen, und in denen er sich zum erstenmale dem Publikum in seiner dichterischen Ganzheit zeigte. Der erste Teil enthält Lieder und vermischte Gedichte, denen auch die Sonette eingereiht sind, die Zeitgedichte und endlich die einzelnen Romanzen, Balladen und Legenden; im zweiten Teil stehen die epischen Romanzen-Cyklen von Herzog Christoph, Robert dem Teufel, den heiligen drei Königen, dem Möringer und dem Appenzeller Krieg, ferner die Kammerboten, Walther und Hiltgund und der Dialog „Ein Morgen auf Chios", und endlich als Nachtrag zu den schwäbischen Romanzen des ersten Teils sein populärstes Gedicht „Das Gewitter.*) — Für die Brockhaussche Urania bearbeitete Schwab (wohl schon 1827) ein Trauerspiel des Andreas Gryphius „Karl Stuart" in reimlosen Jamben (Urania f. 1829), ferner übersetzte er „Napoleon in Ägypten", ein erzählendes Gedicht von Bartélemy und Méry, aus dem Französischen

---

König Johann von Böhmen, Der Gefangene; im 3. Die versunkene Burg, Das Archiv, Das Glaswappen von Frauenfeld, Der Stein in Ketten und Das Erdbeben.

*) Die zweite Auflage der Gedichte, als „neue Auswahl" bezeichnet, erschien 1838 in einem Bande; in derselben sind vom Verfasser nicht weniger als einundfünfzig Gedichte der 1. Aufl. ausgeschieden, ebenso die Christophromanzen, Walther und Hiltgund, Der Möringer und Ein Morgen auf Chios; ein Beweis, wie strenge Kritik Schwab gegen sich selbst übte; in der dritten Aufl. (1846) beseitigte er noch außer vier Liedern Robert den Teufel und Die Kammerboten. Auch von seinen in den Zwischenzeiten neu entstandenen Gedichten nahm er nur eine kleine Auswahl in die Sammlungen auf.

(Stuttg. 1829), schrieb, wie schon bemerkt, zahlreiche Recensionen in die „Blätter für litterarische Unterhaltung“, die „Heidelberger Jahrbücher“ und andre Zeitschriften, am reichlichsten in den Jahren 1830—36, arbeitete seit 1833 an der ersten Auflage des Brockhausschen Konversationslexikons mit, führte gemeinsam mit Chamisso die Redaktion des deutschen Musenalmanachs für 1833—1836 und 1838, und verfaßte als Schulprogramm für 1834 eine lateinische Abhandlung über die Geschichtschreiber Livius und Timagenes. Ferner schrieb er das dritte und vierte Bändchen der von V. A. Jäger, Pfarrer zu Gmünd, herausgegebenen Bibliothek für die weibliche Jugend, unter dem Titel „Die Dichter des alten Griechenlands und Roms.“ Soviel mir bekannt, sind nur diese beiden Teile erschienen, in welchen die griechischen Dichter behandelt sind; mit großem Geschick hat Schwab die Proben aus den antiken Dichtungen ausgewählt und dieselben durch einen ansprechenden Text, der biographische, historische und ästhetische Erörterungen giebt, zu einem Ganzen verbunden. Seine Befähigung als Jugendschriftsteller, die er hier zum erstenmal dokumentierte, erwies sich aber namentlich in zwei Werken, die wir nebst einigen andern, obwohl sie teilweise einer etwas spätern Zeit angehören, an dieser Stelle noch anführen wollen, um dann das äußere Leben unsres Schwab im Zusammenhang weiter betrachten zu können. Wir meinen „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums“, die zuerst (in Stuttgart bei Liesching) in drei Teilen 1838 bis 1840 erschienen, und denen bereits 1836 und 1837 das „Buch der schönsten Geschichten und Sagen“ (ebenda in 2 Teilen) von der zweiten Auflage an unter dem entsprechenderen Titel „Die deutschen Volksbücher“ vorangegangen war.

Die zahlreichen Auflagen, die beide Werke erlebten und noch erleben,*) beweisen zur Genüge, wie gut dieselben ihrem Zweck entsprachen. Trotz der wahren Sündflut von ähnlichen Schriften, die seitdem erschienen ist, sind die Schwabschen Bücher bis jetzt nicht nur unübertroffen, sondern sogar unerreicht geblieben, insofern es keinem andern gelungen ist, mit treuestem Anschließen an die Originale eine so keusche, schlichte und doch wahrhaft poetische, von wohlthuender Wärme durchdrungene und doch völlig objektive Darstellung in harmonischer Weise zu verbinden.

Schwab hatte seine litterarische Laufbahn als Antholog begonnen (mit dem Kommersbuch 1815); zwanzig Jahre später gab er eine Anthologie heraus, die zu den besten, die wir besitzen, gerechnet werden darf, nämlich die Mustersammlung „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte, von A. v. Haller bis auf die neueste Zeit (Leipzig 1835), die sich auch bis heute frisch erhalten hat,**) in Schulen aber viel zu wenig benutzt wird, obgleich sie ausdrücklich mit „für den Gebrauch in Schulen" bestimmt ist und alles der Jugend Gefährliche mit feinem Takte vermeidet. Ein verwandtes und ebenso gediegenes Werk, mit dem Schwab in späteren Jahren hervortrat, „die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsre Tage" (Stuttg. 1842, 2. Aufl. v. Klüpfel 1860) errang erklärlicher Weise nicht den

*) Die Sagen sind in 14. Auflage (mit 214 Bildern) von G. Klee herausgegeben (Gütersloh, Bertelsmann 1882), die Volksbücher erscheinen (von demselben besorgt) in nächster Zeit ebenda in 14. Auflage. Eine neue Folge der letzteren führt den Titel: Zwanzig deutsche Volksbücher von G. Klee. Gütersloh 1881.

**) Die 4. Auflage (1857) besorgte Jul. Ludw. Klee, die 5. (1871) Michael Bernays.

gleichen Erfolg, ist aber besonders wertvoll durch die beigegebenen, von maßvollem, treffendem Urteil zeugenden, litterarischen Notizen und Charakteristiken der einzelnen Schriftsteller. Schon vorher war ein neues geographisches Werk aus Schwabs Feder hervorgegangen, die „Wanderungen durch Schwaben" (1836—1837), die als zweite Sektion des „malerischen und romantischen Deutschlands" bei G. Wigand in Leipzig erschienen (o. J., nach Goedeke 1837—1838) und durch ihre anmutige Darstellung verdienten Beifall errangen.

Schwabs äußeres Leben in Stuttgart verfloß, abgesehen von den jährlichen Ausflügen, auf denen er neue jugendliche Kräfte des Körpers und Geistes sammelte, in unermüdlichem Schaffen, geschäftiger Gleichmäßigkeit, häuslichem Behagen und reicher Geselligkeit. „In seiner Familie", sagt Pfizer, „wurzelte sein innerstes Leben." Seine Kinder, „im Gehorsam und in der Furcht Gottes, in Ernst und Liebe erzogen, wuchsen heran, ein lebendiges Zeugnis von der Tugend der Eltern, genährt von dem im Hause waltenden Geist, zu tüchtigen reinen Menschen gebildet, fremd jeder Unnatur, Verkünstelung, Phantasterei und Gewinnsucht." Gewiß hatte es Schwab, nächst seinem festen männlichen Charakter, vorzugsweise seinem häuslichen Glück zu verdanken, daß er bei der außerordentlichen Mannigfaltigkeit von Bestrebungen und Anregungen nie die innere Haltung und Sammlung verlor. In einem undatierten Brief an Fouqué (vom Sommer 1829) entwirft er selbst von seinem Familienleben folgendes ansprechende Bild: „Damals (1819) war mein Töchterlein Sophie*)

*) Später die Gattin des trefflichen Karl Klüpfel, Oberbibliothekars in Tübingen, der die dankenswerte Biographie

ein halbes Jahr alt, jetzt sitzt sie elfthalbjährig hinter dem Klavier, dem Buch und dem Hefte und meistert altklug drei jüngere Geschwister, einen Christoph von acht, einen Gustav von sieben und eine kleine schnippische, blauäugige Emilie von drei und einem halben Jahre, lauter blonde Schwabenköpfe, die sich um das kastanienbraune Haar der geliebten Mutter, das den Vater einst in seinen Schlingen gefangen, wenig kümmern. Die Mutter aber geht dem Vater als erste Recensentin bei seinen poetischen Bestrebungen und als treue Mitleserin und Korrektorin der Klassiker, deren Übersetzung er leitet, zur Seite." Natürlich fehlte es auch nicht ganz an Leid, das ja keinem Sterblichen erspart bleibt. So starb ihm im Januar 1831 seine liebevolle und geliebte Mutter und in demselben Winter erfüllte ihn eine schwere Krankheit seiner Frau mit Kummer und Sorge.

Die heftigen Erschütterungen und Umwälzungen, die sich in jenen Jahren auf staatlichem, litterarischem und theologischem Gebiet vollzogen, bewegten sein weiches Herz auf das heftigste. Hatte er in den zwanziger Jahren die Erhebung der Griechen mit begeisterten Worten begrüßt und die Sache des bedrückten Volkes durch Sammlungen und in anderer Weise für sein bescheidenes Teil zu fördern gesucht, so ergriff ihn nun die Revolution der Polen, die mit der Niederschmetterung des unglücklichen Volkes endete, tief und schmerzlich, wovon u. a. das tiefernste Gedicht „Ein Flüchtling" ein Beweis ist. Die vielen Polen, die damals die deutsche Gastfreundschaft gebrauchten (und nicht selten mißbrauchten), fanden auch an Schwab einen warmherzigen, stets bereiten Helfer und Freund. Der Ausbruch

---

seines Schwiegervaters schrieb, welche uns für die obige Skizze als ergiebigste Quelle gedient hat.

der französischen Julirevolution, der ihm nicht ganz unerwartet kam, erschreckte ihn doch, er verfolgte ihren weiteren Verlauf mit großer Spannung und nicht ohne die Hoffnung, daß die französische Bewegung auf die politischen Verhältnisse in Deutschland heilsam fördernd einwirken werde. Die Streitigkeiten und Zerklüftungen in seinem engeren Vaterlande, die zwischen der reaktionären und oppositionellen Partei immer schärfer hervortraten, die gegenseitige Gereiztheit, die aus Anlaß des von Paul Pfizer verfaßten Buches „Briefwechsel zweier Deutschen" sich geltend machte, alles das war ihm um so peinlicher, als sein älterer Bruder, der damals im Ministerium war, auf der reaktionären, er selbst mit Uhland, Pfizer, Karl Mayer und anderen Freunden auf der oppositionellen Seite stand. Dazu kam ein neuer Sturm, der ihn als Theologen im Innersten ergriff. Das „Leben Jesu" von Strauß und die an dasselbe sich anschließende Litteratur für und wider rief in dem redlichen Manne Zweifel wach, die zwar die feste Grundlage seines Glaubens nicht zu erschüttern vermochten, ihn aber doch eine Zeitlang schmerzlich beunruhigten. Tief verletzte ihn endlich das wüste Treiben des „Jungen Deutschland" mit seinen unklaren, unreifen Ideen, mit seiner frechen Apologie der rohen Sinnlichkeit, mit seiner Verhöhnung alles Ehrwürdigen und Heiligen. Obgleich Schwab an keinen litterarischen Streitigkeiten thätigen Anteil nahm*) (er wollte die Kunst, soviel an ihm war, vom Tageskampfe rein erhalten), so mußte sein ohnehin

---

*) Nur gegen sich selber und seine nächsten Freunde machte er sich in manchen treffenden Epigrammen, die er „Fündlinge" nannte, Luft. Einige derselben findet der Leser in dieser Ausgabe abgedruckt.

gereiztes Gemüt dadurch doch widerlich berührt und verstimmt werden.

Waren auch all diese Erschütterungen und Verdrießlichkeiten nicht mächtig genug, den Quell der Dichtung versiegen zu lassen — in die letzten Jahre des Stuttgarter Aufenthalts fallen einige Perlen Schwabscher Poesie, z. B. die Wanderlieder eines Mannes, die poetische Erzählung „Johannes Kant" (1833), die Romanzen „Der Schwedenturm" (1834), „Schuldforderung" (1835), die wundervollen „Sonette aus dem Bade" (1835) und mehrere kleinere Gedichte*) — und fehlte es auch nicht an Erfreulichem, so ist es doch sehr begreiflich, daß Schwab sich aus dem lärmenden Treiben, in das er sich versetzt sah, von ganzem Herzen heraussehnte. Dazu war es ihm ein dringendes Bedürfnis, je heftiger und maßloser die Angriffe gegen die christliche Religion geführt wurden, um so lauter und entschiedener sein Glaubensbekenntnis auszusprechen und die eigene Person für das bedrohte Heiligtum freudig einzusetzen. Dieser längst gehegte Wunsch sollte endlich erfüllt werden.

Schon 1834 hatte sich der Dichter um die Pfarrstelle in Lustnau beworben, aber ohne Erfolg; nun wurde ihm im Herbst 1837 die Pfarrei Gomaringen, nahe bei Tübingen am Fuß der Alp herrlich gelegen, übertragen. Am 26. Oktober zog er in das auf einem steilen Hügel liegende Pfarrhaus ein, von seiner neuen Gemeinde feierlich empfangen. Am folgenden Sonntag hielt er seine erste Predigt über Ev. Lucä 14, 16—24, von dem großen

*) Hier sind auch die „Bilder aus der Krim, frei aus dem Polnischen des Mickiewicz" zu erwähnen, die, wie die Wanderlieder eines Mannes, im Musenalmanach für das Jahr 1834 stehen, mithin wohl wie diese 1833 geschrieben sind.

Gastmahl, wo sich die Geladenen entschuldigen lassen und die Armen und Krüppel, Lahmen und Blinden hereingeführt werden. Die dicht gedrängte Gemeinde und viele aus Stuttgart und Tübingen herbeigeeilte Freunde lauschten mit Andacht und freuten sich der sinnigen Weise, mit der Schwab die Einladung zum Reiche Gottes mit dem Antritt seines neuen Berufes verband. Befriedigt in jeder Hinsicht, schieden am Abend die Freunde, unter denen Uhland, Karl Mayer, Paul Pfizer und Graf Auersperg (A. Grün) sich befanden. „Das Amt," berichtet Klüpfel, „in welches sich Schwab nun zunächst einzuleben hatte, war keines von den ganz ruhigen, denn bei der achtzehnhundert Seelen starken Gemeinde kam es oft vor, daß mehrere Tage hinter einander zu predigen und dabei die sonstige Amtspraxis zu besorgen war. Er ergriff seine Aufgabe mit Ernst und Liebe und verstand es, das Schöne und Begeisternde seines Berufes voranzustellen, das Mechanische hingegen mit solcher Ordnung und Pünktlichkeit einzurichten, daß es ihm Zeit und Gedanken nicht mehr als nötig in Anspruch nahm. . . . Das Predigen war ihm eine wahre Herzensfreude. Die vorherrschende Richtung seiner Vorträge ging dahin, in den Zuhörern eine feste religiöse Erkenntnis zu begründen und dieselben durch geschichtliche und psychologische Vermittelung zu einer sittlichen Aneignung des Christentums zu leiten. Wenn seine Predigtweise somit eine vorwiegend lehrhafte war, so fehlte es ihr doch keineswegs an Wärme und Lebendigkeit und derjenigen Popularität, welche die Aufmerksamkeit auch eines ungeübten Denkens fesselt."

In dem freundlichen Dorf verlebte Schwab einige glückliche Jahre. Das geräumige Pfarrhaus — ein früheres Schlößchen — bot eine wunderschöne Aussicht über das

Thal der Wiesatz und nach den Höhen der Alp und wurde schon im ersten Winter öfters von Verwandten und Freunden Schwabs aufgesucht. Namentlich mit dem benachbarten Tübingen wurde eine rege Verbindung unterhalten, insbesondere mit Uhland und dem Mediziner Ferdinand Gmelin. Den größten Teil seiner Zeit widmete Schwab natürlich seiner Gemeinde, die ihm mit warmer Anhänglichkeit ergeben war, seinen Studien und seiner Familie. Diese bestand für jetzt aus den Eltern, beiden Töchtern und dem jüngsten Sohne Ludwig, während die beiden älteren Söhne in Stuttgart das Gymnasium besuchten und deshalb bei Verwandten zurückgeblieben waren; schwer fiel es den Eltern, sich auch von dem jüngsten damals achtjährigen Knaben trennen zu müssen, der zum Besuch des Tübinger Lyceums bei einem dortigen Lehrer einquartiert wurde.

Eifrig trieb Schwab nun wieder theologische und philosophische Studien, wozu ihn namentlich das Umsichgreifen der Hegelschen Philosophie, mit der er sich nie befreunden konnte, veranlaßte. Manche witzige und sinnvolle Epigramme, die er damals für sich niederschrieb, sind gegen die schwachen Seiten des Hegelianismus gerichtet. Auch war er, neben Klaiber, Grüneisen, Knapp u. a., eifrig mitthätig bei der Ausarbeitung eines neuen würtembergischen Gesangbuchs, welches 1839 nach langen Mühen gedruckt und 1841 eingeführt und mit allgemeinem Dank aufgenommen wurde. Die erste größere Arbeit, die Schwab in Gomaringen vollendete, waren die schon erwähnten „Sagen des klassischen Altertums“. Auch fällt in diese Zeit seine Beteiligung am dritten Bande des Werkes „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern“, worüber gleichfalls schon oben berichtet wurde, und die Herausgabe

der „Neuen Auswahl“ seiner Gedichte. Außer den bereits genannten Balladen und Romanzen entstanden einige kleinere Gedichte, unter denen besonders „Der Bäurin Süden“ und „Ein Fund in der Opferbüchse“ bemerkenswert sind, weil sie zeigen, daß der Dichter auch durch Vorgänge in seinem amtlichen Leben zuweilen poetisch angeregt ward. Freilich trat das dichterische Schaffen gegen seine anderweitigen litterarischen Beschäftigungen, die keine Unterbrechung erlitten, sehr in den Hintergrund. Er veröffentlichte, wie früher, eine große Reihe von Recensionen, führte die Mitredaktion der Metzlerschen Übersetzungsbibliothek weiter und vernachlässigte keineswegs seine ausgebreitete Korrespondenz. Im März 1839 nahm er, vom Vorstand des Stuttgarter Schillervereins aufgefordert, gern die ehrenvolle Einladung an, bei der Enthüllung der Thorwaldsenschen Schillerstatue die Festrede zu halten. Er erfüllte am 8. Mai 1839 seine Aufgabe auf das würdigste und wies zugleich den Vorwurf, der von gewisser Seite erhoben wurde, die Schillerfeier sei ein Götzendienst, schlagend zurück. Er schloß mit den Worten: „Ereignisse können berechnet, können vorhergesagt werden, Geister nicht; keine Weltweisheit besitzt ein Orakel für die Erscheinung der Genien; der unerforschliche Wille des Schöpfers spricht sein plötzliches Werde über sie. Auch Schillers Geist stammt aus diesem Urquell. Die Hülle, die diesen unsterblichen Geist umgab, war ein Werk und ein Schauplatz der göttlichen Weisheit. Wer bewundernd, wer dankend vor diesem Bilde steht — ihr giebt er die Ehre.“ Wenn trotzdem jener Vorwurf eines götzendienerischen Geniekultus nicht verstummte, so lag dies wohl daran, daß David Friedrich Strauß in einem Aufsatz „Über Vergängliches und Bleibendes im Christentum“ behauptet

hatte, der einzige Kultus, der den Gebildeten der neuen Zeit übrig bleibe, sei der des Genius. Schwab ließ zur Abwehr gegen die Verdächtigung, daß er dieser Ansicht beipflichte, in den bei Perthes in Hamburg erscheinenden „Studien und Kritiken" einen Aufsatz als Antwort auf ein offenes Sendschreiben seines Freundes Ullmann drucken, in welchem er ausführte, „daß der wahre Kultus des Genius auf dem Glauben an die Wunderkraft des lebendigen und persönlichen Urgeistes beruhe, der in jedem Genius durch Thaten der Freiheit den gestörten Entwickelungsgang der Welt durchbreche oder denselben riesig fördere, und daß daher die Pantheisten, welche nur einen in der Welt mit Notwendigkeit sich entwickelnden Gott kennen, für den schöpferischen Genius keine Stelle haben, daher auch den Kultus desselben am wenigsten mit gläubigem Herzen begehen können." (Klüpfel, S. 316.) Dies war, abgesehen von einem Artikel in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" 1840 über „Die Controverse des Pietismus und der spekulativen Theologie in Württemberg", das einzige Mal, daß sich Schwab über die Zeitfragen der damaligen theologischen Welt öffentlich vernehmen ließ. Er war zum polemischen Schriftsteller nicht geboren, schon aus dem Grunde, weil ihn sein Gegenstand innerlich viel zu heftig ergriff, oder besser gesagt, weil er zu sehr Gefühlsmensch war, um ohne seelisches und körperliches Mißbehagen imstande zu sein, eine Frage, die ihn im Innersten bewegte, in ruhig objektiver Weise abzuhandeln. Seine Wirksamkeit als Theolog ging in der des Predigers und Seelsorgers auf, in ihr sah er seinen wahren Beruf und empfand dabei den göttlichen Segen.

Infolge des neuerwachten Interesses für Schiller ward in Schwab der Entschluß hervorgerufen, dem verehrten

Dichter auch ein litterarisches Denkmal zu setzen. Er schrieb die Biographie Schillers, die 1840 in Stuttgart bei Liesching*) erschien, mit großem Beifall begrüßt wurde und schon im folgenden Jahre eine zweite Auflage erlebte. Hat auch die strenge historische Kritik nicht ganz mit Unrecht an dem Buche ausgesetzt, daß die Charakterschilderung desselben eine etwas tendenziös christliche Färbung hat, so bleibt es doch immer ein höchst liebenswürdiges, von gründlichem Studium, warmer Begeisterung und glänzendem Darstellungsvermögen zeugendes Werk, das namentlich als Lektüre für die reifere Jugend und das Volk nicht genug empfohlen werden kann. Kleinere Abfälle seiner Schillerstudien gab Schwab in dem Büchlein „Urkunden über Schiller und seine Familie" (1840) und in einem Aufsatz „Schillers Bruder, ein Curiosum" (im ersten Band der „Deutschen Pandora", Stuttg. 1840). In demselben Jahre erschien auch eine vermehrte und verbesserte Auflage seines Buchs über den Bodensee (in 2 Abteilungen, Stuttg. 1840), zu deren Vorbereitung er im Herbst 1838 mit seinen Freunden und ehemaligen Schülern, Gustav und Paul Pfizer, einen Ausflug an den See unternommen hatte. Endlich gab er, gemeinschaftlich mit Fr. Förster, den litterarischen Nachlaß seines verstorbenen Freundes Franz Horn unter dem Titel „Psyche" (Leipzig 1841) heraus.

Im Herbst 1840 unternahm der Dichter, in Gesellschaft des geliebten Uhland, eine Reise an den Rhein und die Mosel. In Trier, wo sie einige Tage verweilten, fanden sie die ehrenvollste Aufnahme. In glücklichster

*) „Schillers Leben" ist später, ebenso wie das sogleich zu nennende Urkundenwerkchen, die Sagen des klassischen Altertums, die deutschen Volksbücher und „Die deutsche Prosa" an den Verleger des vorliegenden Büchleins übergegangen.

Stimmung wurde die Heimreise angetreten. Da traf unsern Schwab ein harter Schicksalsschlag. In Heidelberg hatte er seinen jüngsten Sohn, den zehnjährigen Ludwig, frisch und gesund bei Ullmann zurückgelassen, und nun traf er das liebe Kind schwer erkrankt, schon bewußtlos, rettungslos dem Leben verloren. Am 15. Oktober verließ der „süße Spätling" den nach Fassung ringenden Vater und diese Erde für immer; seine sterbliche Hülle wurde in Heidelberg bestattet. Wie dieser Verlust das Vaterherz durchschnitt, das fühlen wir noch heute, wenn wir die Lieder „Die Linde", „Geburtstagsfeier in Schweden" und „Ein Kranz" lesen, in denen sich wunderbar ergreifend dieselbe Stimmung ausspricht wie in den kurzen Worten, die er im folgenden Jahre in sein Tagebuch schrieb:

„Sprich, kann ein Heimweh bittrer quälen
Als Sehnsucht nach entschwundnen Seelen?"

So tief ihn aber dieser Schlag verwundete, er trug ihn mit frommer Ergebung und mit der Kraft des unerschütterlichen Glaubens. Freilich das Behagen des Lebens in Gomaringen war getrübt, und wiewohl er selbst in rastloser Thätigkeit sich Fassung und geistige Frische zu erhalten wußte, erwachte doch in ihm, namentlich aber in seiner Gattin, durch die schmerzliche Lücke im nächsten Kreise die Sehnsucht nach dem Verkehr mit Verwandten und Freunden. Am 22. November 1840 ward ihm noch die Freude zuteil, der Gemeinde das neuerbaute Gotteshaus zum Gebrauch zu übergeben, und im folgenden Jahre trat er Mitte Mai eine Reise über Bremen und Lübeck nach Schweden und Dänemark an, die ihm manchen edeln Genuß verschaffte. Noch vor der Reise hatte er ein Gesuch um Versetzung nach Stuttgart eingereicht, und nach der

am 20. Juli erfolgten Heimkehr konnte er nur noch seine Abschiedspredigt halten, da ihm die erbetene Stelle eines Stadtpfarrers an der St. Leonhardskirche in Stuttgart nebst dem Amtsdekanat wirklich zuerteilt worden war. Am 29. Juli 1841 zog die Familie in der alten Heimat ein.

Hier setzte er neben seinen anstrengenden und zersplitternden Amtsgeschäften seine litterarischen Arbeiten rüstig fort, von denen an die „Deutsche Prosa“ zu erinnern ist, und hielt auch ästhetische Vorlesungen für einen weiblichen Zuhörerkreis. Sehr erwünscht war es ihm, die zeitraubende und trockene Arbeit, die die Führung des Dekanats mit sich brachte, los zu werden, indem er im Herbst 1844 zum Hülfsarbeiter im Studienrat ernannt wurde und das Dekanat provisorisch abgab. Das Predigeramt behielt er noch ein Jahr bei, bis im Herbst 1845 seine Ernennung zum Oberkonsistorialrat und Oberstudienrat erfolgte. Im ganzen war ihm diese Änderung seiner Stellung willkommen, weil ihn das Predigen anstrengte und ihm, bei der peinlichen Gewissenhaftigkeit, mit der er sich dazu jedesmal vorbereitete, unverhältnismäßig viel Zeit kostete. Dazu war er sich freudig bewußt, daß sein neuer Wirkungskreis, welcher besonders in der obersten Leitung der würtembergischen Gelehrtenschulen bestand, ganz seinen Fähigkeiten angemessen war. „Ein vieljähriges, hervorragendes Mitglied des Studienrats“, berichtet Klüpfel, „äußerte sich später dahin, Schwabs Wirksamkeit in diesem Kollegium sei in jeder Beziehung eine ausgezeichnete gewesen; sein gesundes Urteil und seine gründlichen philologischen Kenntnisse seien hier vor allem hervorgetreten und dem Kollegium von größtem Nutzen gewesen. Schwabs Ratsstelle im Konsistorium war mehr Nebenamt, er wohnte den Sitzungen des Kollegiums bei, hatte aber nur selten

ein Referat." Am 31. Oktober 1845 ward Schwab von der theologischen Fakultät zu Tübingen zum Ehrendoktor erwählt.

Das gesellige Leben in Stuttgart war, trotzdem daß der Tod manchen lieben Freund hinwegnahm, angenehm, und Schwabs Haus bewährte fort und fort den Ruf liebenswürdiger Gastlichkeit. Auch die alte Wanderlust verließ den Dichter nicht; ohne kleinere Ausflüge verging kein Jahr, 1844 reiste er mit seiner Frau nach Köln, um dort mit dem zweiten Sohne, der von Bremen nach New-York übersiedeln wollte, noch einmal zusammen zu kommen, und dann sogleich nach Oberitalien, wo er den ältesten Sohn in Triest besuchte; und im folgenden Jahr ward wiederum mit der Gattin zusammen eine Reise nach Wien unternommen, wo er abermals seinen unterdes von schwerer Krankheit genesenen Christoph begrüßte.

Schwabs milde und heitere Stimmung blieb sich zwar auch in den letzten Lebensjahren im ganzen gleich; doch warf der Tod schon zuweilen dunkle Schatten auf seinen Pfad. So starb ihm 1846 ein treuer Jugendfreund, der Gymnasialprofessor Schmid in Stuttgart, und im Januar 1847 sein einziger Bruder, dem er trotz verschiedener Lebensrichtung stets liebend zugethan war. Auch die politischen Ereignisse der beiden nächsten Jahre, mit ihren vielversprechenden Anfängen und bitteren Enttäuschungen, erfüllten sein vaterländisches Herz mit Kummer und Sorge um die Zukunft seines Volkes. Der Verzweiflungskampf der Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen und der schließliche schnöde Verrat der Sache des deutschen Bruderstamms bekümmerte und empörte ihn in tiefster Seele.

Dennoch sollte ihm am Lebensabend noch Erfreuliches beschieden sein; sein ältester Sohn war schon 1849 nach

Deutschland zurückgekehrt und lebte in Berlin, der jüngere, Gustav, hatte sich in New-York zur Freude der Eltern glücklich verheiratet, und das junge Paar machte im Sommer 1850 seine Hochzeitsreise nach Europa. In der lieben Heimatstadt wollten sämtliche Familienglieder zusammentreffen. Aber fast wäre das Haupt derselben schon vorher durch den Tod abberufen worden. Am 4. Juni gegen Abend traf den Dichter auf offener Straße ein leichter Schlaganfall; zwar wurde durch sofortige ärztliche Hülfe die Gefahr gehoben, und nach wenigen Tagen war Schwab völlig wieder hergestellt, aber er nahm den Anfall als eine Mahnung, daß seine Tage gezählt seien, und war überzeugt, daß eine Wiederholung desselben ihm den Tod bringen werde. Er unternahm eine Visitationsreise und kehrte bei dieser Gelegenheit auch noch einmal in Weinsberg bei zweien seiner ältesten Freunde, Justinus Kerner und dem Dekan Dillenius, ein. Am 5. August kam das junge Ehepaar aus Amerika in Stuttgart an; Gustavs Gattin gewann schnell die herzliche Liebe der Eltern und Geschwister, eine Reise in die Schweiz wurde ausgeführt, während welcher Schwab sich vollständig frisch und munter zeigte, wie er denn z. B. den Rigi, auf dem man einen herrlichen Sonnenaufgang erlebte, ohne jede Beschwerde bestieg. Trotzdem genoß er alles Gute, das ihm noch beschieden war, nur wie ein unverhofftes Geschenk vom Himmel, er suchte sich innerlich immer mehr zu sammeln und war bereit schnell abgerufen zu werden. In Stuttgart fand er seinen älteren Sohn vor, der inzwischen aus Berlin angekommen war. Bis Ende September blieben die Kinder in der Heimat. „Die Wehmut des Abschieds wurde durch den dankbaren Rückblick auf das ungestört genossene Zusammenleben gemildert.“

Der im September in Stuttgart abgehaltene Kirchentag hatte unserm Schwab noch manche Freunde zugeführt, unter andern den treuen Ullmann. Dann wurde es wieder stiller im Hause. Im Oktober machte der Dichter mit seiner Gattin noch einen Besuch bei Klüpfel*) in Tübingen, dem Mann seiner Tochter Sophie, und erfreute sich des Umgangs mit Uhland und andern Freunden. Nach der Rückkehr erging die Bitte an ihn, bei einem Konzert, das zum Besten der Schleswig-Holsteiner veranstaltet werden sollte, einen Prolog zu sprechen. Freudigen Herzens sagte er zu und eröffnete am 2. November das Konzert mit dem Vortrag eines schönen Gedichts, das sein Schwanengesang sein sollte. Die Zuhörer waren hingerissen von der edlen patriotischen Begeisterung, die in Dichtung und Vortrag sich aussprach; Schwabs Frau freilich, die unter den Hörern saß, ward wehmütig gestimmt: die Stimme des teuern Mannes schien ihr etwas schwächer als sonst, die zur Seite gebeugte Haltung und das silberglänzende Haar erfüllte sie mit trüber Ahnung. Am folgenden Tage, einem Sonntag, besuchte er vormittags den Gottesdienst und verbrachte den Abend zu Hause in einem kleinen Kreis naher Verwandten, wobei er sich so frisch und belebt wie immer zeigte. Nach zehn Uhr ging er ohne das geringste Gefühl von Unwohlsein zu Bett und schlief ruhig ein.

---

*) Gemeinschaftlich mit diesem hatte Schwab im Jahre 1846 das verdienstvolle Werk „Wegweiser durch die Litteratur der Deutschen“ veröffentlicht. Von Schwab stammen die meisten Beurteilungen der theologischen, philologischen, litterargeschichtlichen und belletristischen Schriften. — Hier sei auch bemerkt, daß Prof. Klüpfel eine Sammlung von vermischten Aufsätzen Schwabs im nächsten Jahre bei Siebeck in Freiburg i. Br. erscheinen lassen wird.

Aber halb drei Uhr, ehe der Morgen des 4. Novembers anbrach, erwachte er, fühlte eine heftige Beklemmung und rief, sofort seine Lage erkennend, ängstlich nach den Seinen. Frau und Tochter eilten an sein Bett; ein inniges Lebewohl, ein Seufzer, und mit dem Ausrufe: „Herr Jesu Christe, erbarme dich!" war er verschieden. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Mit dem Ausdruck eines friedlich Schlafenden lag er da, ohne Spuren eines Todeskampfes.

Schwab starb in der Vollkraft des Mannes im Alter von achtundfünfzig Jahren und fünfthalb Monaten. Die Trauer, die sein unerwartetes Hinscheiden erregte, war herzlich und allgemein. Am 6. November wurde er hinausgetragen in „die stille Stadt, die den ew'gen Frieden hat." Dem mit Blumen und Lorbeerkränzen bedeckten Sarge folgte eine unermeßliche Schar Leidtragender, unter ihnen der tieferschütterte Uhland, der seinem „ältesten Schüler" das Geleite zur letzten Ruhestätte gab. Am Grabe sprach unter anderen der Hofprediger Grüneisen; er schilderte den Verblichenen als echten Sohn des Schwabenlands, und wohl konnte er mit Recht sagen: „Sein Leben liegt hinter uns, durchsichtig bis auf den Grund. Wie war er gutmütig und arglos, aufgeräumt und zugleich sinnend, erregbar durch die Eindrücke des Daseins und doch festhaltend an dem Bewährten, eine Seele ohne Falsch; freundlich und gefällig gegen jedermann, hülfreich mit Wort und That." Und nachdem der Redner des reinen Menschen, des warmherzigen Patrioten, des trefflichen Dichters gedacht, durfte er schließen mit den wahren und schönen Worten: „Was eines edlen Menschen würdig ist, erfüllte, wie seine Brust, so sein Gedicht, und er geht als keuscher Priester mit unentweihter Schale zurück in das Heiligtum der ewigen Schönheit."

Schwabs Ruhestätte auf dem Hoppelaukirchhof ward mit einem schönen Grabstein geziert, welcher außer dem Namen, Geburts- und Todestag die Inschrift trägt: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben," und „Christus ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn."

Am 5. September 1869 ward in Stuttgart das Andenken des Dichters durch Aufstellung einer Marmorbüste in dem öffentlichen Garten der Gesellschaft „Liederkranz" gefeiert. Diese überlebensgroße Büste, welcher große Ähnlichkeit und glückliche Wiedergabe der geistig belebten Gesichtszüge nachgerühmt wird, ist bald nach Schwabs Tode auf Grund eines Daguerreotyps von dem Bildhauer Georg Zell (gest. 1878 in München), einem Schüler Schwanthalers, entworfen und ausgeführt*); sie steht auf einem aus gelbem und rotem Sandstein angefertigten Postament, welches auf einem Täfelchen nur die Inschrift „G. Schwab" trägt.

Werfen wir einen flüchtigen Rückblick auf das Leben unsres Dichters, so zeigt sich uns das Bild einer mannhaften, edlen und liebenswerten Persönlichkeit, die, in echter

*) Das Gypsmodell steht im Konzertsaale der Liederhalle neben den Büsten von Goethe, Schiller, Uhland und Justinus Kerner. Die Künstler-Gesellschaft „Bergwerk" brachte durch öffentliche Subskription die Mittel zum Ankauf der Marmorbüste zusammen und schenkte dieselbe, nebst einem Teil der Kosten für das Postament, der Stadtgemeinde. Diese und einige andre Angaben verdanke ich der gütigen Mitteilung des Kgl. Bibliothekars Herrn Prof. Dr. A. Wintterlin in Stuttgart, dem ich auch hier meinen wärmsten Dank für seine Freundlichkeit sage.

Frömmigkeit im höchsten Sinne des Wortes wurzelnd, mit reichem Geist, freiem Sinn und reinem Herzen begnadet, von gründlicher und vielseitiger Bildung genährt, sich im geselligen Umgang, im praktischen Wirken, im Dichten und Denken, man kann sagen, in allen Lebensverhältnissen, wohlthuend zu erkennen gab. Ein völlig gesunder Charakter, eine „Natur“ im goethischen Sinne, steht er vor uns, als treues Kind seines heimatlichen Stammes und zugleich als ein ganzer deutscher Mann: fern von unsittlicher Schwäche wie von verletzender Schroffheit; unbefangen und rücksichtsvoll; von rührender Bescheidenheit, doch seines Wertes sich bewußt; mild und sinnig, harmlos und freundlich; dabei, wo es galt, fest, beharrlich und unerschrocken. Es war nichts Halbes, Krankes, Kleinliches, Zwiespältiges in ihm, und darum soll sein Andenken in Ehren unter uns dauern und er selbst in seinen Schriften dem Volke und insbesondere auch der deutschen Jugend ein treuer Führer bleiben im Reiche des Guten und Schönen.

Die Dichtungen Schwabs, über die noch ein kurzes Wort vergönnt sein möge, sind ein treuer Spiegel seiner Seele. Er war kein großer Dichter, sofern man zu den unentbehrlichen Eigenschaften eines solchen feurige Begeisterung, sinnlichen Farbenreichtum, unerschöpfliche Fülle von Gedanken und Bildern, nie versagende Kraft der Leidenschaft und eine hinreißende Darstellung rechnen muß. Er war auch kein vielseitiger Dichter, insofern er fast ausschließlich das Gebiet der einfachen Lyrik und der Kleinepik angebaut hat. Aber er war ein guter Dichter, der durch die Herzlichkeit, Reinheit und Wahrheit des Gefühls

fesselt und erwärmt und dem es nicht selten gegeben war, innerhalb der ihm beschiedenen Grenzen kleine Kunstwerke von äußerer und innerer Vollendung hervorzubringen, sobald sein Herz von einer Empfindung voll war. In Schwabs Poesie spricht sich ein sinniges und inniges Gemüt aus; was ihn im Innersten bewegt: Treue, Frömmigkeit, Liebe zu Menschen und Natur, Wanderlust, Familiensinn, frohe Anerkennung des Guten, dem allen weiß er entsprechenden Ausdruck zu verleihen, mit einem Worte: der Schlag eines rein gestimmten Herzens ist es, der in seinen Dichtungen fühlbar ist, sie so anziehend macht und ihnen einen unvergänglichen Wert verleiht. Von einer eingehenden Würdigung der Schwabschen Lyrik kann hier um so eher abgesehen werden, als in der voraufgehenden biographischen Skizze schon auf viele der hierher gehörenden Gedichte an geeigneter Stelle hingewiesen wurde. Unter die vorzüglichsten derselben sind die „Sonette aus dem Bade“ zu zählen, die überhaupt zu den schönsten Perlen deutscher Poesie gehören, ferner die Liebes- und Studentenlieder aus den Jünglingsjahren, „Die Wolke am Sternenhimmel“, die „Wanderlieder eines Mannes“, das Lied „Am Morgen des Himmelfahrtstages“, die ergreifende Vision „Im Jahre 2030“, die schwermütig ernsten Gedichte „Wandre — Andre“ und „Die neue Zeit“, die feierlichen Strophen „An das Wasser“, der Prolog zur Braut von Messina, das reizende Bildchen „Die Feuerwerkerstochter“, das zart empfundene Lied „Heuernte“, die Lieder auf den Tod seines Sohnes, das sinnvolle kleine Gedicht „Ein Fund in der Opferbüchse“ und endlich das Gespräch „Der Bäurin Süden“, eine rührend einfache Darstellung der Mutterliebe. Mehrere derselben sind auch besonders durch die geradezu überraschende Kunst bemerkenswert, mit der der Dichter,

an einen äußeren Anlaß des täglichen Lebens anknüpfend, Gelegenheitsgedichte im höchsten Sinn des Wortes geschaffen hat, indem er dem einzelnen Vorfall lediglich durch seine ebenso poetische als tief sittliche Auffassung ein allgemein menschliches Interesse abgewann und so gleichsam ein schönes Gefäß erst mit einem köstlichen Inhalt erfüllte. Diese Kunst bewährt sich auch in Schwabs erzählenden Gedichten.

Sein poetisches Schaffen war ein vorwiegend lyrisches und zwar ein naiv freies und nicht, wie fälschlich behauptet worden ist, ein aus Reflexion künstlich erzeugtes. Vielleicht liegt hierin zum Teil der Grund, weshalb Schwab für Drama und Epos im großen Stil nicht beanlagt war; zum Teil freilich aber auch darin, daß ihm zu einheitlichen Kunstwerken größeren Umfangs die mächtige Gestaltungskraft abging. Er war ein Meister im Kleinen; dagegen halten die meisten seiner größeren epischen Dichtungen (denn auf dramatische Begabung hat er niemals Anspruch erhoben) die höchsten Anforderungen strenger Kritik nicht aus. An den drei umfangreicheren Stücken, die den Schluß unsrer Sammlung bilden, wird sich aber trotzdem jeder empfängliche Leser wahrhaft erquicken können; denn obgleich „Die Kammerboten in Schwaben“ der tragischen Größe des Stoffes nicht völlig gerecht werden, so sind sie doch reich an poetischen Schönheiten, anschaulichen Schilderungen und trefflich durchgeführten Charakteren. Die „Legende von den heiligen drei Königen“ ist freilich kein eigentliches Epos, sondern nur eine Reihe lieblicher, von zart idyllischer Stimmung durchdrungener Einzelbilder, als solche aber von höchstem Reiz; und „Der Appenzeller Krieg“, als einheitliches Kunstwerk nicht zu halten, wirkt doch wiederum wahrhaft poetisch und anheimelnd dadurch, daß

man, wie Schöll sinnig bemerkt, darin wirklich den reinen, stärkenden Duft der Alpentriften atmet und sich von jenem einfachen, frischen und freien Hirtenleben bewegt fühlt.

Den größten Teil seines Dichterruhmes aber verdankt Schwab seinen kleineren erzählenden Gedichten, seinen „Romanzen und Balladen", und in der That steht er auf diesem Gebiet in seinen besten Leistungen keinem andern deutschen Dichter — von Goethe und Schiller selbstverständlich abgesehen — nach; nur Uhland in seinen schönsten Dichtungen übertrifft ihn noch durch eine unsagbar stimmungsvolle Zartheit des Ausdrucks. Die oben schon angedeutete Kunst, ein einfaches, oft scheinbar zufälliges Ereignis des menschlichen Lebens poetisch zu gestalten und vermöge einer erhabenen Symbolik in eine höhere Sphäre zu erheben, tritt hier oft in ergreifender Weise zu Tage; so in dem allbekannten Gedicht „Das Gewitter". Wie Schwab hier aus einer trockenen Zeitungsnotiz ein großartiges Gemälde entworfen hat, wie er in schlichtester, fast wortkarger Darstellung dem Leser nicht nur die Personen in scharfen Umrissen vorzuführen weiß, sondern ihn sogar die schwüle Gewitterluft atmen, den herannahenden Donner hören, den vernichtenden Wetterstrahl schauen läßt, das ist bewundernswürdig. Die gewaltige Erschütterung aber geht in eine höhere, weihevolle Stimmung über, wenn zum Schluß noch einmal die einfachen und doch so inhaltsreichen Worte „Und morgen ist's Feiertag!" wiederholt werden, in denen der Dichter, wie ein Litterarhistoriker schön sagt, uns ahnen läßt, daß für die vier, urplötzlich der Erde entrückten Seelen ein anderer, ein ewiger Feiertag angebrochen ist. Nicht minder ausgezeichnet sind andre Romanzen, in denen die göttliche Fügung, entweder strafend oder rettend, ins Erdenleben eingreift, so als Rächerin im „Schwur" und

dem „Psalm 104, 4" überschriebenen Gedicht, als Retterin in der „Engelskirche auf Anatolikon". Hier waltet eine so innige Begeisterung, ein so herzlicher, heiliger Ernst, daß dem gegenüber wohl auch ein leichtsinniger Spötter nicht ungerührt bleiben mag.

Als dämonisch wirkende Kraft erscheinen an sich vernunftlose Geschöpfe in der schönen Ballade „Des Fischers Haus am Bodensee", während „Der Reiter und der Bodensee" die geheimnisvolle, furchtbare Gewalt des Schreckens in packender Weise veranschaulicht. Aber auch die siegreiche Macht, welche die sittliche Hoheit eines reinen Menschen selbst auf niedrige Seelen auszuüben vermag, bringt der Dichter trefflich zur Anschauung, so in der kostbaren Erzählung „Johannes Kant" und der zart ausgeführten Romanze „Das Eßlinger Mädchen"; der Triumph, den die Menschennatur bei Ausübung einer selbstlosen That für etwas Höheres noch im Untergange feiert, wird verherrlicht in den kraftvollen Strophen „Der Fleischer von Konstanz". Es kann nicht meine Absicht sein, alle die hier in Betracht kommenden Gedichte, von denen Kaiser Heinrich, Konradin, Im kupfernen Kessel von Bodmann zu singen, Der Gant und Der Schwedenturm besonders hervorgehoben zu werden verdienen, im einzelnen zu würdigen. Doch ist es vielleicht nicht überflüssig, wenn ich zum Schluß dieser Bemerkungen noch darauf aufmerksam mache, wie meisterhaft der Dichter zuweilen schon in Rhythmus und Sprachfärbung die Stimmung, die im Hörer hervorgerufen werden soll, vorzubereiten, ja schon anfangs zu erzeugen versteht. So bebt in den stockenden und zuckenden Rhythmen des „Gewitters" eine schwüle, ängstliche Vorahnung; in den schwebenden Versen der „Engelskirche auf Anatolikon" zittert, wie Schöll treffend bemerkt, die

Freude der Überraschung; die knappen, im Marschtempo vorüberziehenden Strophen der „Soldatenrache“ zeichnen die militärische Situation ebenso wie die wortkarge Art, in der der wackere Musketier seinen General beschämt; die Melodie der „Böhmenkönigin in Schwaben“ atmet, nach den Worten des eben genannten Kritikers, ein erhebendes himmlisches Vertrauen; im raschen Gang des Gedichtes „Der Reiter und der Bodensee“ ist es fühlbar, wie die Flucht über den Tod hinaus doch nur eine Flucht in die Arme des Todes ist, im „Fleischer von Konstanz“ kämpft und siegt der Vers mit, und durch den „Gant“ wandelt ein getroster, reiner Lebens- und Liebesmut.

Es soll nicht geleugnet werden, daß ein ähnliches Lob nicht allen Romanzen Schwabs erteilt werden kann; manche leiden sogar an erheblichen Mängeln, namentlich an zu großer Breite. Aber man wird selbst unter den schwächsten Produkten unsres Dichters nicht eines finden, von dem sich ein unverdorbenes Gemüt verletzt oder gar angewidert fühlen könnte; nicht in einer Zeile vergißt der Poet, daß die Poesie eine himmlische Kunst sein, des Menschen Herz erfreuen und erheben, nicht aber den niederen Lüsten der Gemeinheit schmeicheln soll. Und so dürfen wir auf unsern Schwab mit vollem Recht seine eignen schönen, auf Paul Fleming gedichteten Worte anwenden, mit denen auch Ullmann seinen Nachruf schloß: er war

„— — eine Sängerkehle,
Die aus frischer, voller Seele
Sang ein Lied, nicht ohne Fehle,
Doch vom Staub der Erde rein.“

Lieder und vermischte Gedichte.

Die stille Stadt.

1809.

Nenne mir die stille Stadt,
Die den ew'gen Frieden hat,
Deren düstere Gemächer
Sanft sich bauen grüne Dächer:
Über ihrer Häuser Zinne
Wandelt ernst der Fremdling hin,
Ziehet fort und hält nicht inne,
Grauen fasset ihm den Sinn.
Aber endlich tritt er wieder
Zitternd auf das morsche Dach,
Und die Wölbung sinket nieder,
Daß er stürzt in das Gemach.
Drunten in den Hallen traurig
Sieht er da die Bürger ruhn,
Alle liegen stumm und schaurig,
Mögen keinen Gruß ihm thun.
Die geschloßne Pforte kündet
Ihm sein ewig Bürgerrecht,
Und der arme Wandrer findet
Bald ein Bettlein recht und schlecht,
Ist des Prunkens müde worden,
Schickt sich in den stillen Orden,
Legt sich nieder in der Stadt,
Die den ew'gen Frieden hat.

Liebe im Winter.

An Thekla.

1810.

Sie ist so schön, des Winters stille Gegend,
Wann rings die Flur im Schnee sich blendend hebt,
Und über ihr den lichten Kreis bewegend
Der Mond mit seinem Sternenheere schwebt:
Der Wandrer liebt die Fluren zu durchschauen,
Nicht Wärme sucht er und nicht Frühlingsduft,
Ihm gnügt die Gabe dieser kühlen Auen,
Des Himmels Strahl und eine reine Luft.

Da wandelt mir vor meinen kühlen Sinnen
Dein liebes Bild vorüber als ein Geist,
Und all mein Wesen wird ein stilles Minnen,
Ein leises Lied, das deine Güte preist.
Ich liebe dich, wie jene goldnen Sterne
In ihrem Strahl, der ohne Gluten glänzt,
Wie jenen Äther, der in dunkler Ferne
Mit liebevollem Blau das All umgrenzt.

Es blüht nicht üppig unter deinen Füßen
Die Flur zu einem Blumenwald empor,
Und von den kahlen Bäumen tönt kein Grüßen
Von frohen Vogelsängen in dein Ohr.
Du blühst allein auf diesen weiten Feldern,
Vom weißen Schnee verkläret und verschönt,
Ein Schweigen herrscht im Thal und auf den Wäldern
Und deiner Züge Harmonie nur tönt.

Soll ich des Schönen Lieblichkeit gewahren,
So mag es wuchernd unter Blumen blühn;
Doch soll sich seine Hoheit offenbaren,
So muß es einsam in der Nacht erglühn.

Will sich die Liebe ganz als Fürstin zeigen,
So flieht der Lenz, die fremde Blume fällt,
Empor aus totem Eise muß sie steigen,
Ein Blumenbeet, ein Frühling, eine Welt.

Die Wolke am Sternenhimmel.

1810.

„Welch eine Saat von goldnen Ähren
Durchwandl' ich dunkle Nachtgestalt,
Die schaudernd ihre Häupter kehren
Vor meinem Atem rauh und kalt?
Ich bin so fremd auf diesen Auen
Und wohl aus einem andern Land,
Und möchte da mich helle schauen,
Doch bleib ich mir so unbekannt.
Trüb glänzt von meinem grauen Kleide
Der Saum in dieser Flämmlein Schein;
Sie feiern ruhig ew'ge Freude,
Da zieh ich störend mitten ein.
Ich darf nicht frei und sicher gehen,
Bald führt mich eine leise Hand,
Bald reißt es mich mit Sturmeswehen
Und faßt mein flatterndes Gewand.
Und mir begegnen dunkle Brüder,
Stumm, grau und willenlos wie ich,
Sie schlagen fremd die Wimpern nieder
Und ziehen hin, als flöhn sie mich.
Wenn schüchtern dann mein Blick sich hebet,
So fahren Flammen wild heraus,
Und will ich sprechen, so erbebet
Vor meinem Ton das fremde Haus.
Wo bin ich Arme denn geboren,
Wo wird man liebend mich empfahn?

Ich blick', in ihr Gebiet verloren,
Fremd diese hohe Schönheit an. —

Doch winkt aus wunderbarer Tiefe
Mir nicht ein mild Erbarmen zu,
Als ob mir eine Mutter riefe,
Mich lüd' an ihre Brust zur Ruh'?
Wie ist mir? Wehmut löst in Thränen
Hell meine graue Nachtgestalt,
Hinab, hinab zieht all mein Sehnen
Versöhnend heilige Gewalt." —

Und liebend rauscht's der Erd' entgegen,
Der Morgen kommt mit neuer Lust:
Blau ist die Luft, ein süßer Regen
Liegt an der Mutter Erde Brust.

Nachruf.

1811.

Nur Eine laß von deinen Gaben,
Verschwundne Liebe, mir zurück!
Nicht deine Freuden will ich haben,
Nicht dein beseligendes Glück.

O schenke nur den Schmerz mir wieder,
Der so gewaltig mich durchdrang,
Den tiefen Sturm der Klagelieder,
Der aus der wunden Brust sich schwang!

Ich will ja nicht ein fröhlich Zeichen,
Auch keinen Blick, kein freundlich Wort;
Nur nicht so stille laß mich schleichen,
Aus dieser Ruhe treib mich fort!

Laß deine Wehmut mich erfüllen,
Flieh weit, doch zieh mein Herz dir nach!
Gieb mir den Durst, der nie zu stillen,
Gieb mir dein Leiden, deine Schmach!

Dein Seufzen, deine Last, dein Sehnen,
Was andre nur an dir verschmähn —
O gieb mir alles, bis mir Thränen
In den erstorbnen Augen stehn!

Liebe in der Fremde.

1811.

Endlich rauscht des Stromes Welle,
Die so fremd mir klang, vertraut;
Berg und Thäler schauen helle,
Und der Geist der Flur wird laut.
Heimat ist's in meiner Seele,
Heimisch wird mir nun das Land;
Seit ich selbst mir nicht mehr fehle,
Find' ich alles rings verwandt.

Ja das macht, ich trag' im Herzen
Wieder nun ein liebes Bild:
Was verhüllt lag unter Schmerzen,
Tritt mit ihm hervor so mild.
Von den Augen fällt die Blindheit,
Feld und Wald im alten Schein
Laden mich, wie in der Kindheit,
Mit den trauten Stimmen ein.

Hoffnung führt mich auf die Fluren,
Die ich sonst nur irr durchstreift;
O und nach geliebten Spuren
Überall mein Auge schweift!

Jeder Weg, der zu ihr gehet,
Ist mir wie schon längst bekannt;
Jeder Boden, drauf sie stehet,
Ist mein altes Vaterland.

Im Tempel.

1811.

Der Priester schweigt, es sendet die Gemeine
Von halbbewegten Lippen stumme Bitte;
Verklärend gießet ihre Heilgenscheine
Die Sonne nieder in der Beter Mitte.
Dort steht, von ihrem Glanz umwallt die Meine,
Die Hände faltet sie nach frommer Sitte
Und neiget jetzt mit friedlicher Gebärde
Ihr schönes Haupt demütiglich zur Erde.

Du selges Kind! wie fühl ich deine Nähe!
Kommt doch des Geistes Strahl auf mich hernieder;
In meiner Brust, so oft ich nach dir sehe,
Thut sich der Himmel auf und quellen Lieder;
Und wie ich ganz in dich verloren stehe,
Gebiert dein heilger Sinn in mir sich wieder;
Mein Auge senkt, mein Haupt sich, wie das deine,
Und dein Gebet, dein Wesen wird das meine.

Da weckt mich wunderbar aus meiner Stille
Der Glockenklang und des Gesanges Wogen:
Es kommt dein Bild in unnennbarer Fülle
Auf allen Tönen nach mir zugeflogen,
Mein Geist ergießt sich durch die irdsche Hülle,
Von Liedern und Gebeten hingezogen;
Von deinem Geist wird er geführt nach oben,
Die Engel hört am Thron den Herrn er loben.

Und wie nun schweigen Glocken und Gesänge,
Blick ich, erwacht, hinab, sie noch zu finden;
Dort wandelt sie zur Thüre mit der Menge —
Froh, ohne Sehnsucht, seh ich sie verschwinden;
In meinem Ohr ja hallen noch die Klänge,
Die mich an sie, wie Priestersegen, binden.
Ich bin mit ihr vor Gottes Stuhl getreten,
Und mir war klar: erhöret sei mein Beten.

Vermächtnis.

An die Freunde.

1811.

Es kommt die Zeit, da ich nicht mehr zu sagen,
Was dieses Lied euch deuten soll, vermag;
Da dieser Mund auf eure Grüß' und Fragen
Tief schweigen wird, und nun mein letzter Tag
Mir ohne Sang und Lust wird nächtlich tagen:
Drum eh' dies Leben hemmt der jähe Schlag,
So lang es noch beim Frohen bleibt und Alten,
Hört, wie ich's ewig wissen will gehalten.

Soll ich der erste sein, der von euch scheidet,
Sollt ihr mich starr und stille liegen sehn,
So soll der Anblick, dran der Schmerz sich weidet,
Vor eurer Seele schnell vorübergehn;
Nie soll das Bild des Freundes, wie er leidet
Und wie er stumm im Tode muß vergehn,
Sein bleiches Antlitz nie, wann ihr in Freuden
Den Bund erneut, euch Wein und Lied verleiden.

Nein! wie ihm Lust und Liebe stets gelungen,
Wie er, lebendig stehnd im Brüderkreis,
Hoch den Pokal in fester Hand geschwungen
Zu der versammelten Gemeine Preis;

Bei schönen Namen festlich angeklungen,
Die Wangen glühend und die Blicke heiß;
Und mit Gesang zur brüderlichen Flechte
Euch rings geboten seine deutsche Rechte:

So soll er allen vor der Seele stehen,
Als führt er noch ein Leben unter euch,
Als könntet ihr ihn hören noch und sehen,
Als wär er froh und allen andern gleich.
Ihr müßt nicht glauben, daß aus euren Nähen
Er lang entschwunden, fern vom Freudenreich,
Nur unterm Boden, den ihr fröhlich tretet,
Sein Lager tief und stille sich gebettet.

So bleibe denn bei euren Bundesfesten
Kein Sitz noch Glas zu seiner Ehre leer;
Noch eine Lück' auch in dem treuen, festen,
Verschlungnen Kranz der Brüderhände mehr.
Denkt nur, wie er den teuren Kreis am besten
Beherrschen kann vom blauen Himmel her,
Und wie er blickt auf die verbundnen Rechten,
Ein Bundesglied, aus sternenhellen Nächten.

Liebesmorgen.

1812.

Gelagert sprachlos saßen wir im Kreise,
Ein jeder sann den Morgenträumen nach;
Da öffnete die Pforte sich, und leise
Tratst du herein und standst in dem Gemach,
Und neigtest dich nach deiner holden Weise,
Verschämt und kaum vom ersten Schlummer wach,
Und blicktest schüchtern auf, uns mit den süßen
Schlaftrunknen Äuglein halb im Traum zu grüßen.

Ist das der Blick, der aus der Locken Kranze
So stolz hervorgeleuchtet und gesiegt?
Ist das die Brust, die sonst bei Fest und Tanze
In weicher Seide schwellend sich gewiegt?
O wie sie nun sich, frei von allem Glanze,
So fromm in die bescheidnen Tücher schmiegt!
Wie schmückt das Haar so schlicht der Stirne Bogen,
Wie hat der Blick sich scheu zurückgezogen!

O dürft ich als die Meine dich begrüßen
In dieser keuschen, stillen Morgentracht,
Wo nur der Sonne Lichter dich umfließen,
Nicht eitler Lampenschein und falsche Pracht.
O dürft ich diesen milden Reiz umschließen,
Nach jeder einsam durchgehofften Nacht
Dir liebend in dein Morgenantlitz blicken,
Ans Herz dich, den verhüllten Himmel, drücken!

Schlittenlied.

1814.

Unter muntrer Glöcklein Schallen
Raschelt's wie ein Elfenzug,
Freudig drein die Peitschen knallen,
Alles schwindet hin im Flug:
Rosse, Reiter, in der Mitten
Mutig die besonnten Schlitten,
Die, in Sammt und Pelz gehüllt,
Niedlich Feenvolk erfüllt.

Kaum begonnen hat die Wonne;
Ist schon wieder alles aus?
Weg aus Duft und Schnee und Sonne
Sollen wir ins dumpfe Haus?

Doch es öffnen sich die Thüren
Unter lustgem Musizieren;
Freundlich steht zu Tanz und Mahl
Aufgeschmückt der kleine Saal.

Eilig streift die Winterhülle
Jedes schöne Kind von sich,
Schmuck und hell, in süßer Fülle,
Leuchten alle sommerlich;
Wissen mit den stillen Blicken
Ach! so lieblich zu beglücken,
Holde Rede klingt darein —
Kann es wohl noch Winter sein?

Wie sich's tanzt so freudig heute,
Sich's noch besser schmaust und singt!
Wenn, die Freundlichen zur Seite,
Glas mit Glas zusammenklingt;
Wenn, was keiner wagt zu sagen,
Jeder darf zu singen wagen;
Rauscht das Lied, und glüht der Wein —
Kann es wohl noch Winter sein?

Draußen spielet licht und leise
Mit dem Schnee der Mondenschein;
Fromm beschickt man sich zur Reise,
Fliegt im hellen Traum herein,
Wirft sich träumend hin aufs Bette,
Und um jede Schlummerstätte
Wogt im Schlafe Tanz und Sang
Noch die ganze Nacht entlang.

Wer, zur Hand die treue Leier,
Dieses kleine Lied erdacht,
Preist zum letztenmal die Feier
Solcher schönen Winternacht:

Wann die Flocken wieder flüstern,
Wohnt er unter den Philistern;
Fahrt kehrt wieder, Sang und Klang, —
Doch vergessen ist er lang!

Lied eines abziehenden Burschen.

Nach der Weise: Es reiten drei Reiter zum Thor hinaus ꝛc.

1814.

Bemooster Bursche zieh ich aus,
Behüt dich Gott, Philisters Haus!
Zur alten Heimat geh ich ein,
Muß selber nun Philister sein.

Fahrt wohl, ihr Straßen grad und krumm,
Ich zieh nicht mehr in euch herum,
Durchtön euch nicht mehr mit Gesang,
Mit Lärm nicht mehr und Sporenklang.

Was wollt ihr Kneipen all von mir?
Mein Bleiben ist nicht mehr allhier,
Winkt nicht mit eurem langen Arm,
Macht mir mein durstig Herz nicht warm.

Ei grüß euch Gott, Kollegia!
Wie steht ihr in Parade da.
Ihr dumpfen Säle groß und klein,
Jetzt kriegt ihr mich nicht mehr herein.

Auch du von deinem Giebeldach
Siehst mir umsonst, o Karzer, nach.
Für schlechte Herberg, Tag und Nacht,
Sei dir ein Pereat gebracht!

Du aber blüh und schalle noch,
Leb, alter Waffenboden, hoch!
Es stärkt den Geist die Wissenschaft,
So stärke du des Armes Kraft.

Da komm ich, ach, an Liebchens Haus;
O Kind, schau noch einmal heraus!
Heraus mit deinen Äuglein klar,
Mit deinem dunkeln Lockenhaar!

Und hast du mich vergessen schon,
So wünsch ich dir nicht bösen Lohn;
Such dir nur einen Buhlen neu,
Doch sei er flott gleich mir und treu!

Und weiter, weiter geht mein Lauf!
Thut euch, ihr alten Thore, auf!
Leicht ist mein Sinn, und frei mein Pfad,
Gehab dich wohl, du Musenstadt!

Ihr Freunde, drängt euch um mich her,
Macht mir mein leichtes Herz nicht schwer,
Auf frischem Roß, mit frohem Sang
Geleitet mich den Weg entlang.

Im nächsten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von Einem Wein. —
Und nun denn, Brüder, sei's weil's muß!
Das letzte Glas, den letzten Kuß!

Trost.

1814.

Wie ist sie mir erschienen
So bleich, so lieb im Traum!
So ernster edler Mienen
Sah ich sie wachend kaum.

Einst wird sie wiederkommen
So himmlisch hell und gut,
Im Himmel aller Frommen,
In höhrer Liebesglut.

Was ist's, wenn sie im Leben
Von mir gewendet geht?
Ich will ihr gern vergeben,
Daß sie mich nicht versteht:

Besucht sie nur in Träumen
Mich noch auf dieser Welt,
Ist nur in Himmelsräumen
Ein Haus für uns bestellt!

Erste Liebe.

1814.

Wo bist du, Zeit der Plage,
Der ungestillten Lust?
Ruhst du, o Glut und Klage?
Wirst du so mild, Verlust?

Die Sonne schon im Sinken
Verkläret ihren Schein,
Die Bäum und Büsche winken,
Die Quellen flüstern drein.

Und schon erwachst du wieder,
Du erstes Liebsgefühl,
Ihr reinen Jugendlieder,
Du frommes Bilderspiel!

O Hoffnung, nicht Verlangen!
O Sehnsucht, nicht Begier!
Ein Beten und ein Bangen
Scheu vor der Himmelsthür.

Ein Ja aus allen Trieben,
Und wieder keusches Nein;
Das ist das erste Lieben,
Das erste muß es sein.

Das ist die Lieb auf Erden
In halber Kinderzeit;
Erfüllet wird sie werden
In jener Herrlichkeit.

Verlieren und Entsagen,
Das macht auf Erden reich:
Das Finden und Erjagen
Ist für das Himmelreich.

Vom Berge.

1814.

Wir treten aus dem hohen Wald,
Vom Morgenlicht erhellt:
In sonnenfreundlicher Gestalt
Grüßt uns die weite Welt.

Was leuchtet dort im hellen Strahl?
Das ist das Felsenschloß.
Ahnst du, mein Herz, den hohen Saal?
Ahnst Ritter schon und Roß?

Was blinket aus dem tiefen Thal?
Das ist der alte Fluß.
Ahnst du die Nixen ohne Zahl,
Der Nymphen lustgen Gruß?

Was glänzt im Nebel dort wie Gold?
Das ist ein Städtchen gar.
Ahnst du die Mägdlein schmuck und hold,
Mit krausem Lockenhaar?

Das Felsschloß, das ist öd so sehr,
Kein Ritter haust mehr dort;
Wohl rauscht der Fluß, doch ist er leer,
Die Nymphen all sind fort.

Doch in die Stadt da ziehn wir ein,
Die ist ganz voll und hell.
Gegrüßet seid, ihr Jungfräulein,
O kommt ans Fenster schnell!

Zum 18. Oktober 1814.

1814.

Wie sollen wir ihn recht begehen,
Den Tag der Freiheit? fragt nicht lang!
Seht ihr die Tempel Gottes stehen,
Hört ihr der Morgenglocke Klang?

Erst tretet in der Kirche Mitten
Und weiht ihn mit Gebeten ein;
Sie haben ihn mit Gott erstritten,
Mit Gott soll er gefeiert sein.

Fängt es dann lichter an zu tagen,
So geht an deutschem Feld vorbei
Und laßt von jedem Thal euch sagen,
Von jedem Hügel: wir sind frei!

Winkt gleich kein Segen von den Reben,
Scheint gleich die Sonne nicht mehr warm:
Sieg, Freiheit, Friede, Lust und Leben,
Wem solches ward, der ist nicht arm.

Und manchem liegt vom edlen Weine
Noch viel in tiefer Keller Schacht;
Bei Sonnen- und Kometen-Scheine
Wuchs er gedeihlich Tag und Nacht.

Noch in der Knechtschaft uns geboren
Lag trüb im Faß der beste Wein,
Doch hatt er kaum erst ausgegoren,
Da glänzt uns Moskaus Flammenschein.

Drauf zugenommen von der Stunde
Hat er an süßer, deutscher Glut,
Und als von Leipzig kam die Kunde,
Bot er begeisternd seine Flut.

Und nun, da ringsum die Gefilde
In Ruhe feiern, frei und frank,
Hat er zur Kraft gesellt die Milde,
Ein rechter deutscher Friedenstrank!

Heut spendet eure reiche Habe,
Verteilet ihn mit rechtem Maß
Und schenket von der Gottesgabe
Dem ärmsten Bruder auch ein Glas!

Vergeßt am heilgen Tage keinen!
Auf alle ließ der Herr der Welt
Der Freiheit Sonne niederscheinen,
Ein Fest sei allen heut bestellt.

Von Hohen töne dann und Niedern
Ein fröhlicher Zusammenklang,
Ein Lebewohl gefallnen Brüdern,
Dem freien Volk ein Lebelang!

Lied in der Mark.

1815.

Schad ist's um den blauen Himmel,
Schad ist's um den Sonnenschein,
Schad ums lustige Gewimmel
Wohnungsloser Vögelein!

Sonn und Luft hat kein Ergötzen,
Scheint und weht auf öden Sand,
Vogel kann sich nirgends setzen,
Weil kein Schattenbaum im Land!

Nur um eines ist's nicht schade,
Eines mag ich gerne sehn:
Wenn behend auf Sandespfade
Zwei der zärtsten Füßchen gehn;
Wenn begrüßen mich zwei Augen,
Rein und hell, nordhimmelblau,
Draus sich läßt mehr Wonne saugen
Als aus Wald und Blumenau.

Wunderschöne nordsche Blume,
Aus der kalten Mark erblüht,
Dir allein zu Trost und Ruhme
Sonne noch und Himmel glüht;
Auf das öde Land zu blicken
Kann sie nimmermehr gereun,
Darf nur sie dir Lichter schicken,
Darf nur er dir Lüfte weihn.

Möge dir der Herr behüten
Deines Hauptes Lockenlaub,
Deiner Wang und Augen Blüten,
Deiner Wimpern Blumenstaub,
Deiner Lippen süße Früchte,
Deinen Wuchs, du schlankes Reis!
Wenn ich von dir sing und dichte,
Grünt der Sand und blüht das Eis.

Das Wort der Liebe.

1815.

O aller Berge Quellen,
Tönt mit berauschten Wellen
Vernehmlich durch die Luft!
O aller Thäler Bäume,
Säuselt mir leise Träume,
Und sendet süßen Duft!

Es sollen alle Sinne
Der Freude werden inne,
Die heut mein Herz begeht,
In allen Farben, Tönen
Lebe das Wort der Schönen,
Das mir im Geiste steht!

Der Liebe Wort, das zitternd
Und inniglich erschütternd
Durch meine Seele dringt,
In ewgen Wiederhallen
Hör ich es rings erschallen,
So daß es nie verklingt.

Und wenn die Quellen schweigen
Und wenn die Bäume neigen
Ihr Haupt in welker Zier!
Im Herzen ewig klingen,
Blühen und lieblich singen
Wird doch das Wort von Ihr.

Gesang der fliehenden Griechen von Parga.

Als ihre Stadt von den Engländern an die Türken übergeben ward.

Frei aus dem Neugriechischen.

1820.

Männer.

Unser Schwert liegt auf der Erde
Wie ein ausgelöschter Blitz.
Fern vom unterjochten Herde
Birg uns, Meer, in deinem Sitz!

Aber, wenn wir nun zerschellen
Am verborgnen Felsenriff:
Laß uns deine bittern Wellen
Treiben an kein englisch Schiff!

In den Hafen würd es laufen,
An des Feindes Übermut
Unsre Leichen zu verkaufen,
Wie jetzt unser Haus und Gut!

Frauen.

Grüne Lorbeern, frische Rosen!
Nicht mehr werdet ihr gepflückt,
Nicht mehr unsre freudelosen
Häupter je mit euch geschmückt.

O ihr Vögel in den Hainen!
Bach! und Wind! Mit eurem Klang
Wird sich fürder nicht vereinen
Unsrer hellen Stimme Sang.

Ach, der Lieder Ton muß hassen,
Und der Blumen Überfluß,
Wer, wie wir, auf ewig lassen
Seiner Väter Boden muß.

Greise.

Ehre hat der Held Liassa
Nicht des Volkes Feind bezeugt,
Hat sein Haupt nicht vor dem Bassa,
Nicht vor dem Vezier gebeugt.

Bassa war die Feuerröhre,
Und das Schwert war ihm Vezier!
O Liassa! sieh und höre!
Deinem Beispiel folgen wir.

Unser Stamm soll sich zerstreuen,
Und auf des Gebirges Höhn,
Wollen wir, wie alte Leuen,
Einsam in der Irre gehn.

Mit Flemmings Gedichten.

An einen Kritiker.

1820.

Sollt es auch kein Dichter sein,
Ist's doch eine Sängerkehle,
Die aus frischer, voller Seele
Sang ein Lied, nicht ohne Fehle,
Doch vom Staub der Erde rein.

Was die Welt noch Ewges hegt:
Freundschaft, steter Treue Siegel,
Liebe, bessrer Zukunft Spiegel,
Mannes Pfad durch Haft und Riegel —
Davon ist sein Herz bewegt.

Wandernd in das ferne Land,
Konnt er singen, immer singen,
Ließ durch kalte Steppen dringen,
Ließ in dumpfer Hitze klingen
Jeden Trost, den er empfand.

Schüttelt uns das Leben kalt,
Drückt es uns mit seinen Gluten,
Will uns langer Pfad entmuten,
Alt und neue Wunde bluten:
Hier ist Balsam mannigfalt.

Lust im Glück und Heil im Schmerz!
Solch ein Sang ist nie verloren;
Sprödes Kosten laß den Thoren,
Saug ihn ein mit offnen Ohren,
Laß ihn strömen in das Herz!

An Ludwig Uhland.*)

1820.

Getroffen in der Sagen Schacht
Warst du auf dieses Gold;
Gestalt und Glanz von deiner Kunst
Es einst empfangen sollt.

Auf andres lenkte dich der Geist,
Nach einem größern Ziel;
Dein Sinnen und dein Dichten ward
Zum hehren Trauerspiel.

Da beut mir deine Gunst den Stoff
Zum Bilden freundlich an:
Ich nehm's mit banger Fröhlichkeit,
Will thun, so viel ich kann.

Vergesse, wer den Liederkranz
Mit seinen Händen faßt,
Daß du zu flechten ihn gedacht
Und nicht geflochten hast.

*) Widmung der Romanzen von Robert dem Teufel.

Man trinkt wohl an dem Brunnenrohr,
Wenn man nicht kann am Quell;
Und was der Meister nicht schaffen will,
Das schaffet der Gesell.

Zum 17. Februar.*)

1822.

Seine Hoffnung und sein Sehnen
Ist's, was an der Liebsten Fest
Unter Seufzern, unter Thränen,
Jünglings Leier tönen läßt.
Wer in seines Weibes Arme,
Zwischen Kinderwiegen, ruht,
Wie kann der von Liebesharme
Singen und von Sehnsuchtsglut?

Aber — miteinander lieben,
Lohnt es keinen Leierklang?
Weil die Blüte Frucht getrieben,
Tönt vom Baum kein Vogelsang?
Anders mag das Lied erschallen,
Aber jubeln wird es doch.
Frühling würde nicht gefallen,
Folgte nicht ein Sommer noch.

Miteinander zu erstreben,
Miteinander zu verstreun
Und zu nehmen und zu geben
Und nach Leide sich zu freun;
Miteinander zu verlachen
Stolz und Geiz der armen Zeit,
Eins das andre zu bewachen
In dem Strom der Eitelkeit; —

*) Geburtstag der Gattin Schwabs.

Miteinander zu entbrennen,
Wo's die höchsten Güter gilt,
Eins des andern Herz zu kennen,
Das von Freiheitsliebe schwillt,
Aus der tüchtgen Kinder Augen
Jugendlust und Hoffnungsmut
Und fürs Alter Trost zu saugen
Und zu flehn zum höchsten Gut; —

Miteinander so zu pflegen
Jeden irdischen Gewinn,
Daß sich kehrt beim Erdensegen
Zu dem ewgen Heil der Sinn;
Wenn am freudenreichen Morgen
Solch Gefühl ist Liedes wert:
Nun, so bleib es nicht verborgen,
Ström es aus am eignen Herd!

Aprilreise.

1822.

1.

Ausmarsch.

Angelegt den Sommerrock,
Auf, ergriffen Hut und Stock!
Himmel steht im blausten Kleide,
Erd' in ihrer grünsten Seide.

Ei wie lacht des Wandrers Herz
Heut am letzten Tag im März!
Wann ist wo ein Mai erschienen
Mit so hellen, heitern Mienen?

Luft und Licht, und Farb' und Glut!
In den Adern schwillt das Blut,
Heißt uns ferne Reisen wagen
In so wunderbaren Tagen.

Morgen grüßet mich April,
Was doch der erst bringen will?
Ringsum tausend Knospen träumen,
Morgen blühn sie von den Bäumen!

2.

Am andern Morgen.

Über Nacht das Thal beschneit,
Über Nacht ward's Winterszeit!
Schneeweiß blühn alle Bäume,
Das sind mir Blütenträume!

3.

Auf dem Bussenberge.

Weithin, weithin wollt ich streifen
Auf des freien Hügels Rand,
Der den Blick läßt ferne schweifen
In der Schneegebirge Land.

Dort im Grünen und im Blauen,
Auf dem alten Mauerstein
Durch das Fernrohr spähend schauen,
Welche Wonne wird es sein!

Solchen Wunsch in meinem Herzen
Hört der launigte April,
Fängt mit Flocken an zu scherzen,
Zaubert her mir, was ich will.

Meine Röhre kann ich drücken
Ruhig in das Futteral,
Darf mich nicht zur Ferne bücken:
Schneegebirg ist überall!

4.

Hayingen auf der Alb.

Sei mir willkommen, Städtchen,
In dieser schlimmen Zeit!
Hat dich Aprilgestöber
Auf das Gebirg verschneit?

So finster und so enge
Mag wohl kein andres sein,
Es nimmt der Straßen Länge
Dein kleines Rathaus ein.

Und niest einmal die Schildwacht
An deinem obern Thor,
Gleich schallt ein helles Prosit
Vom untersten empor!

Doch bin ich armer Wandrer
An deinem Obdach froh,
So durstig ist kein andrer,
Und müde keiner so.

In einer grauen Stube
Reichst du mir Speis und Trank;
Dir taun die Phantasien
Des Dichters auf zum Dank.

Die Thore will ich zimmern
Aus ewgem Cedernholz,
Ein goldnes Dach soll schimmern
Auf Turm und Kirche stolz.

Ich pflanze Bäum' und Reben
Auf deiner kahlen Au,
Und über alles wölb ich
Des Sommerhimmels Blau.

Dann zahl ich meine Zeche;
Leb wohl du selger Ort!
Ich muß durch Berg und Fläche
In Schnee und Regen fort!

5.

Im Bergwirtshaus.

Braunes Bier und saure Gesichter! —
Saures Bier, brauner Augen Lichter,
Hell und freundlich, treu und gut: —
Wirtin, mir wird wohl zu Mut!

6.

Riedlinger politische Zeitung.

Wahrlich, auch die Zeitungsblätter
Haben heut Aprilenwetter,
Gestern blies noch gar zu lind,
Gar zu lau darin der Wind.

Selig hießen die Monarchen,
Daß die Kriegesfurien schnarchen;
Heut in dieser Sturmesnacht
Plötzlich sind sie aufgewacht.

Mahmud sitzt im Kaisersaale,
Alis Kopf steckt auf dem Pfahle,
Und aus finstrer Wolke Sitz
Stürmt der Hagel, schießt der Blitz.

Auf zum Kampf, ihr Erdengötter!
Doch ist's nur Aprilenwetter,
Und im Osten führt der Mai
Goldnes Morgenrot herbei.

7.

Auf der Bergheide.

Laß dich den Schnee durchdringen,
Laß dich den Sturm durchwehn:
Denn, kann die Lerche singen,
So kannst du wohl noch gehn!

8.

Im Lauterthal.

Was lachen mich die Männer,
Die schmucken Mägdlein aus,
Daß ich so eifrig schaue
Nach dem zerfallnen Haus?

Daß ich so sehnlich folge
Des Flusses krummem Lauf,
Daß ich so rüstig steige
Den hohen Berg hinauf?

Sie mögen es nicht glauben,
Daß mir durch Thal und Höhn
Die Lust den Schritt beflügelt
Bei dieser Stürme Wehn;

Sie loben Stadt und Ebne
Und schielen halb mit Neid
Auf meine weichen Hände
Und auf mein städtisch Kleid.

Ihr Männer des Gebirges!
Es thut mir herzlich weh,
Daß ihr die Nahrung kärglich
Abzwinget eurem Schnee;

Daß euren schlanken Töchtern
Die Last den Rücken beugt,
Und euer Berg dem Durste
Kein Tröpfchen Weins erzeugt.

Doch deucht mir noch viel bittrer
Als euer Durst und Schweiß,
Daß euer Geist vom Schönen,
Von Gottes Bild nichts weiß.

Die Not, an der ihr zehret,
Der euer Leib sich bückt,
Hat euch ins Herz gefressen,
Hat euch den Sinn erdrückt!

In seiner Leidenswoche
Durchwandl ich dieses Thal:
Er kennet jeden Kummer,
Er heilet jede Qual;

Geb Er dem Jahre Segen,
Daß es euch tränkt und speist,
Und löse dann die Binde
Von dem verhüllten Geist!

9.

Abschied vom Gebirge.

Schnee und Blüte hängt am Baum,
Doch gewinnt die Blüte Raum,
Lacht sich von den Flocken
An der Sonne trocken.

Das Gebirg liegt hinter mir,
Ferne winkt der Ebne Zier,
Mai hat sie durchwoben;
Du, April, bleib droben!

Drunten blüht es ohne Schnee,
Drunten thut kein Frost mir weh,
Wehn die Lüfte linder,
Blühn mir Weib und Kinder!

Flügle, Wandrer, deinen Schritt,
Nimm die leichten Lieder mit,
Die in solchen Mühen
Dennoch mochten blühen.

Ist ein Ton auch halb verweht,
Irgendwo ein Reim verdreht,
Was April gedichtet,
Wird nicht streng gerichtet!

Die neue Zeit.

1824.

Seltnes ward von uns erlebet,
Einer von den großen Tagen;
Ja, die Weltuhr hat geschlagen,
Daß die Mitternacht erbebet.

Funkelnd glänzten die Gestirne
Einem neuen Tag entgegen,
Auf der Erde keimte Segen,
Und der Mensch erhub die Stirne.

Morgenwolken rot und blutig
Kamen drauf herangezogen,
Nebel kamen aufgeflogen,
Doch das Herz blieb fest und mutig;

Bis der Strahl vom Himmel zückte,
Bis die Stürme heulten wütend,
Und die alte Nacht sich brütend
Auf die müden Häupter drückte.

Und es zagten alle Frommen,
Und es seufzte der Gerechte:
„Soll vergehen dies Geschlechte,
Noch bevor die Sonn' ist kommen?"

Sieh, da tönet eine Stimme
Macht sich Bahn zu aller Herzen,
Durch die Seufzer, durch die Schmerzen,
Durch das Element im Grimme:

„Einst geschieht des Himmels Wille,
Ihr geht unter all im Ringen,
Aber Er wird es vollbringen,
Und die Weltuhr steht nicht stille.

„Wollt ihr in die Räder fahren?
Wollt ihr am Gewichte zerren?
Wißt ihr's nicht? vor Gott dem Herren
Ist ein Tag gleich tausend Jahren!"

An das Wasser.*)

1825.

Wir stehen an des Jahres Schwelle,
Ein Thor der Zeit ist aufgethan;
Doch hinter uns wogt deine Welle,
Du tobend Element, uns an.

---

*) Die Regengüsse des Spätjahres 1824 hatten in ganz Deutschland und den Niederlanden große Überschwemmungen bewirkt.

Wir blicken rückwärts noch mit Schrecken:
Folgst du uns durch die Pforte nach?
Willst wieder unsre Fluren decken,
Und wallen über unser Dach?

Was in der Zukunft sei verborgen,
Wir brüteten darob ein Jahr,
Wir stritten uns um unsre Sorgen: —
Da braust uns nahe die Gefahr;
Die Völker hören auf zu hadern,
Sie schweigen staunend, graun-erfüllt,
Indes dein Strom aus allen Adern
Der alten Erde zornig quillt.

Willst du den Boden wieder fressen,
Der einst entstiegen deinem Schoß?
Zürnst du dem Menschen, der vermessen
Dich furchet auf dem stolzen Floß?
Der spielend, mit beseelten Dämpfen,
Durch deine wilden Wogen schlüpft,
Und trotz der Winde grimmen Kämpfen
Das leichte Boot ans Ufer knüpft?

Du wirst ihn doch nicht unterwerfen:
Aus deiner Tiefe strömst du nur,
Ihm dessen Willen einzuschärfen,
Der Herr ist über die Natur;
Erkennet er des Schöpfers Stärke
Und übt in Demut seinen Geist,
So schützt ihn der beim guten Werke,
Der deine Flut sich legen heißt.

Er brauchet dich zu seiner Ehre,
Sein Wort bezeichnet dir die Bahn;
Hier schwellest du den Fluß zum Meere
Und klopfest an Palästen an;

Dort schützest du der Helden Nachen,
Die stolzer Dränger Schrecken sind,
Und wiegst die Freiheit im Erwachen
Auf deinem Pfühl, das zarte Kind.

Und wo mit unbarmherzgen Fluten
Dein Strom des Armen Flur erreicht,
Da öffnet Gott die Hand der Guten,
Da wird des Nachbarn Herz erweicht;
Da sprießt in tausend goldnen Ähren
Die reiche Saat des Mitleids auf,
Und wo er meinte zu verheeren,
Entkeimet Segen deinem Lauf.

So diene denn dem Herrn der Erde
Im neuen Jahr, du dunkle Kraft!
Wir glauben, daß er schirmen werde,
Was Leib und Seele Heil verschafft.
Und ob den Himmel Nacht umzogen,
Und ob ein Sturm die Welt durchweht:
Wir sehen seinen Friedensbogen,
Der über allen Wassern steht.

Gesellschaftslied auf dem Bodensee.

Melodie: Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher ꝛc.
1826.

Stimmt an den Sang! die grünen Wogen lauschen
Im alten Schwabenmeer,
Sobald ihr singt beginnen sie zu rauschen
Und hüpfen um euch her.

Und sie durchströmt der Geist der fernen Zeiten,
Wo rings der Strand erklang,
Der Minne Lied zum Silberton der Saiten
Aus hundert Burgen drang.

Das Land ist stumm, das Ufer unbesungen
Versunken ist die Lust —
Doch aus den Wassern hat sie sich geschwungen
Und lebt in unsrer Brust.

Im leichten Haus, das auf der Woge schwimmet,
Da wohnt der leichte Mut,
Da wiegt sich jede Freude groß, da glimmet
Noch jeder Hoffnung Glut.

Der Ruderschlag verstärkt den Schlag der Herzen,
Freundschaft und Lieb erwacht;
O blickt umher, wie kühn die Wellen scherzen,
Drum scherzt auch ihr und lacht!

Der frohe Stoß, der unsern Nachen treibet,
Er geht durch Berg und Thal,
Sie fliegen hin, die Ruhe thront und bleibet
Nur in des Äthers Saal.

Und heller glänzet im Vorüberschweben
Der Turm von Dorf und Stadt,
Die Firnen glühn, die niedern Hügel beben,
Umwallt von Blüt und Blatt.

Dort am Gestade schwingen sich die Reben —
So sagt, wo habt ihr Wein?
Im Doppelstrom durchschwimmen wir das Leben,
Schenkt ein, schenkt ein, schenkt ein!

Die Wonne wacht und alle Sorgen schlafen:
Doch ist des Glücks zuviel;
Es sinkt die Sonn', es öffnet sich der Hafen,
Ach, schon sind wir am Ziel!

Doch tragen wir die Lust des Elementes
Hinaus in Stadt und Land,
Verbunden stets, denn das ist kein Getrenntes,
Was Lieb und Lust verband!

Im Herzen lebt, von Sonnenschein umflossen,
Der treuen Freunde Bild,
Die blaue Flut wallt ewig drum ergossen,
Der Nachen wiegt es mild.

So süße Fahrt laßt uns durchs Leben träumen,
Da lebt sich's noch so gern;
Und wenn's auch stürmt, wenn bleich die Wogen schäumen,
Der Hafen ist nicht fern!

Das Neckarthal bei Canstatt.

Auf eine Landschaft von Steinkopf.

1828.

Zarter Überflug von Licht,
Das aus frühem Nebel bricht!
Welch ein Thal aus fernen Landen
Ist vor meinem Blick erstanden?

Weiche Hügel hingestreckt,
Dicht mit Baum und Strauch gedeckt
Und von Wäldern übersäumet,
Drob ein Morgenhimmel träumet.

Reifen mag in Höhn und Schlucht
Hier es wohl von Wunderfrucht,
Tönen in den Laubgehängen
Mag's von fremden Vogelsängen.

Dörfer stehn in halber Nacht —
Welch Geschlecht wohl dort erwacht?
Du, die Augen aufgeschlagen,
Blauer Fluß, woher getragen?

Über Wellen ruft dein Steg,
Durchs Gesträuche lockt der Weg,
Und der Berge graue Kette
Birget neue Wunderstätte.

Aber hell ins Thal hinaus
Blickt ein heitres Säulenhaus,
Lädt zu kühlem Sitz den müden
Wandrer ein in diesem Süden.

Ach das Bleiben auf den Höhn,
Ach das Ziehen ist so schön!
Soll ich wandern, soll ich weilen?
Soll ich ruhen, soll ich eilen?

Doch wie wird mir, ist's kein Traum?
Bist du's, trauter Früchtebaum?
Winkst aus wohlbekannter Laube
Du mir, heimatliche Traube?

Nein, es ist kein fernes Thal,
Schwaben, Schwaben allzumal!
Welch ein herrlich Land mein eigen,
Muß mir's erst der Maler zeigen?

Nicht zur duftgen Ferne hin
Strebe, ruheloser Sinn!
O wie süß im Nachbarthale
Ruhet sich's im Sonnenstrahle!

An einen Freund.*)

1828.

Du liebest nicht das laute Lieben,
Und rühmt ich dich vor aller Welt,
Ich weiß, du hießest's übertrieben,
Wie vieles, was dir nicht gefällt.

Auch brauch ich ja dich nicht zu nennen,
Was ich dir danke, sag ich nur,
Und mancher wird dich drin erkennen,
Der deines Vorbilds Kraft erfuhr.

Daß ich geforschet im Gemüte
Und nicht zum Worte Wort gereimt,
Daß ich erstrebte keine Blüte,
Die aus der Wurzel nicht gekeimt;

Daß ich, was schlicht ist, was gedrungen,
Gewählt, oft gegen eignen Sinn,
Und wär es mir nur halb gelungen —
Dein, dein ist meines Lieds Gewinn! —

Es klaget Deutschland, weil zu frühe
Dein innig Saitenspiel verklingt;
Du aber ruhst von süßer Mühe,
Da schon dein Lied aus andern singt.

Denn wie so viele, die sich brüsten
Mit hochbewundertem Gesang,
Sie würden schamrot, wenn sie wüßten,
Daß *du* sie lehrtest solchen Klang.

Doch mich laß immer froh gestehen,
Daß ich dein ältster Schüler bin;
Will *den* in mir die Nachwelt sehen,
So zieht mein Schatten aufrecht hin.

---

*) Diese an Uhland gerichteten Verse bildeten die Zueignung der 1. Auflage der „Gedichte“.

Wandre — Andre.

1829.

Ruhen ist so süß! doch: wandre,
Wandre! heißt des Schicksals Wort.
Ruhen ist so süß! doch andre,
Andre dehnen sich im Port.

Was du suchest, haben andre,
Andre ziehen den Gewinn;
Laß die Hoffnung, wandre, wandre
Ohne Wunsch durchs Leben hin!

Bist du lebensmüd? ach andre,
Andre scharrt man drüben ein:
Du mußt weiter; wandre, wandre,
Quäle dich durch Schaum und Schein!

Fesselt dich der Schimmer? wandre!
Lebst du wieder gern? jetzt stirb!
Leben dürfen andre, andre!
Willst du zweimal blühn? verdirb!

Am Morgen des Himmelfahrtstages.

1829.

Laß dich nicht den Frühling täuschen,
Herz, der dich mit Lust umringt,
Wo mit wonnigen Geräuschen
Wald und Flur von Leben klingt;
Wo sich auf den Ästen wiegen
Kehlen, voll von ewgem Klang,
Wo, als gäb es kein Versiegen,
Flüsse brausen ihren Gang.

Von den Bäumen, aus den Bächen,
Aus dem hellen Morgenrot
Scheint ein tröstlich Wort zu sprechen —
Lauschest du, so ist's der Tod.
Diese Welt, sie muß vergehen;
Früher noch der Lüfte Raub
Wirst als Asche du verwehen,
Herz, wie flüchtger Blumenstaub.

Willst du bis zum Wesen dringen,
Wende vom Erschaffnen dich,
Willst du dich ins Leben schwingen —
Einer zeigt als Führer sich:
Der an solchem Frühlingsmorgen
Hinter sich ließ die Natur,
Und, dem irdschen Blick verborgen,
In der Himmel Himmel fuhr.

Was die Jünger dort empfanden,
Als ihr Auge flog empor,
Fühl es, Herz, und aus den Banden
Flüchte durch des Glaubens Thor.
Mit den Ewigkeits-Gedanken
Bist du doch von Erde nur,
Führt nicht Er dich aus den Schranken
Über alle Kreatur.

Was auf Erden ihn umgeben,
War ihm Bild und Ahnung bloß,
Und er atmete sein Leben
Stets nur in des Vaters Schoß.
Sieh auch du im Glanz der Erde
Nur vom Himmel einen Traum;
Gleichnis dir des Höchsten werde
Herde, Haus und Blum' und Baum.

Wenn aufs Leben du verzichtet,
Dann beginnt dein Lebenslauf;
Wenn du dich als Staub vernichtet,
Stehst du erst als Wesen auf.
Deines innern Lebens Schwingen
Wachsen aus dem Erdentod;
Eh er konnt ins Leben dringen,
Hat auch Ihm das Grab gedroht.

Blick hinauf zum Himmelsbogen,
Siehest du den Wiederschein
Von der Bahn, die er geflogen?
Lädt dich nicht ein Schimmer ein?
Will das Himmelslicht ermatten?
Ringen Zweifel um den Sieg?
Es ist nur der Wolke Schatten,
Hinter der er aufwärts stieg.

An Goethe.

Zur achtzigsten Feier seines Geburtstags.

28. August 1829.

Melodie: Mich ergreift, ich weiß nicht wie rc.

Drei Gefühle wünschen wir
Dir am heutgen Tage,
Hoher Greis, auf daß du dich
Freuest ohne Klage,
Daß dich aus der Gegenwart
Dichterfittich trage,
Zukunft wie Vergangenheit
Um dich Flammen schlage:

Fasse dich das Hochgefühl
Deiner ersten Lieder,
Komme jener Frühlingsgeist
Wehend auf dich nieder,

Leucht' aus Wang' und Stirn' und Blick
Dir noch einmal wieder,
Und zum Himmel hebe dich
Nachtigallgefieder!

Fühle dann, was du empfandst,
Als die Herzen brannten,
Tausend Lippen dich zuerst
Deutschlands Dichter nannten,
Als die besten Geister dich
Immer mehr erkannten
Und die Scheelsucht und den Haß
In die Tiefe bannten.

Endlich ahne, was man fühlt,
Wenn man einst dich schauet,
Wenn dein Ruhm am Horizont
Fern, doch mächtig, blauet;
Wenn der Turm von Babel stürzt,
Dran man jetzo bauet,
Und vor deinem frischen Werk
Junges steht ergrauet.

Alles das, beglückter Greis,
Fühl es heut, o fühle,
Dann laß lind umhauchen dich
Lebensabendkühle.
Ob auch Lethes stille Flut
Nah und näher spüle,
Rauben kann sie dir doch nicht
Diese drei Gefühle!

Im Jahr 2030.

Gespräch.

1830.

Knabe.

Komm heraus, Urahn!
An meinem Arm.
Die Luft ist warm,
Die Sonne wandelt auf blauer Bahn.

Greis.

Grünt der Wald?
Rauscht der Fluß?
Schwingt sich die Schlangengestalt
Angeschwellt vom Frühlingsguß?
Ich sehe nicht mehr,
Ich höre schwer.

Knabe.

Wohin dein Finger zeigt,
Ist kein Baum!
An der hohen Berge Saum
Der Wald in die Wolken steigt
Ferne drüben!
Hier wachsen Rüben! —
Sanft und grade,
Ohne Qual,
Auf gleichem Pfade
Schleicht der Kanal.

Greis.

Aber in Wellen
Plätschern doch noch
Unter dem Ruderschlag
Die vielen Nachen?

Weiß wie der Tag
Werden die Segel doch
In Lüften schwellen?
Hörst du lustige Schiffer lachen?

Knabe.

Ich höre das Rad!
Es klappert, es knarrt!
Ich atme Rauch,
Ich sehe die Säule! —
Da naht,
Da naht es auch,
Da kommts in Eile,
Das große Boot!
Tag aus Tag ein
Macht es die Fahrt,
Da hats keine Not!
Kein Schiff darf neben ihm sein.

Greis.

Wende das helle
Knabenaug ab
Von der traurigen Welle!
Nach der goldnen Au,
Nach der Straße schau!
Hörst du keines Rosses Trab?

Knabe.

Wie sieht es aus?
Ich hab noch keines gesehn.

Greis.

Wie mit Flammenbraus,
Wie mit Windeswehn
Muß es fliegen,
Das Mähnentier;

Ach wehe mir,
Daß ich muß liegen!
Wie oft durchs Morgenlicht
Hat der Rappe mich getragen!

Knabe.

Das braucht man jetzt nicht;
Dort kommt der Dampf=Eilwagen!

Greis.

Weich aus mit dem Blick!
Nach der Wies' ihn schick,
Auf die blumige Heide,
Auf die grüne Weide!
Sieh, ob der Klee schon blühe!
Brüllen die Kühe?

Knabe.

Was denkst du, Ahn?
Die sind immer alle
Ruhig im Stalle,
Liegen sanft, wie im Bett,
Dort werden sie fett.
Sie sind viel besser dran!

Greis.

Lausch auf zum Hügel!
Braust des Sturmes Flügel
Noch durch die Ruine?
Starrt sie aus Lüften hoch
Mit der trotzigen Miene?
Rauschet noch
Durch ihr Kellerloch
Der Bach?

Und drüber, ach!
Breitet doch noch wunderbar
Wie ein Riesenaar
Ein grauer
Streif ihrer Mauer
Den steinernen Fittich?

Knabe.

Urgroßvater, ich bitt dich!
Wie blind ist dein Blick!
Dort steht ja die Fabrik
Mit dem roten Ziegeldach,
Und der Bach
Fließt in hölzerner Rinne;
Das schöne, blaue Garn hängt drinne!

Greis.

Steht mein Dorf noch, o Sohn,
Mein Haus?

Knabe.

Wir kommen ja davon,
Wir treten heraus!

Greis.

Sitzt der Storch
Auf des Turmes spitzem Dach?

Knabe.

Dort steht das Bethaus breit und flach.

Greis.

Aber horch!
Von der Glock' ein Ton,
Hörst du nichts, mein Sohn?

Knabe.

Der Schallstab gellt,
Er schellt
In die Andachtstunde. —
Wie waren denn Glocken?

Greis.

O könnt ich entlocken
Dem hallenden Grunde
Des Ohres den Klang,
Der so lang, so lang
Schlummert verklungen;
Wie ihr Mund gesungen,
Wie die runde
Tönte geschwungen!
Es ist aus;
Führ mich zurück ins Haus. —
Doch in des Blickes Nacht
Mischt sich mir Pracht,
Und Bilder werden munter —

Knabe.

Die Sonne geht unter
Dein Auge sieht hinein;
Urahn! es leuchtet,
Es glänzt befeuchtet!

Greis.

Du bist's, du bist's, das wohlbekannte,
Das heitre Strahlenangesicht!
Dein Blick, dein Feueratem wandte
Sich doch von dieser Erde nicht.
So schienest du mir in die Wiege,
So wirst du scheinen in mein Grab;
Mir ist, ringsum verkläret liege
Das Land, wie es mich einst umgab.

Dort rauscht ein Hain, die Blätter brennen
Durchlauchtig licht, in grünem Saft;
Dort braust ein Fluß, die Fluten rennen
In freiem Lauf, in kühner Kraft.
Die vollgehauchten Segel fliegen,
Mit Nachen ist der Strom bedeckt,
Und an den weichen Ufern liegen
Die gelben Herden ausgestreckt.

Wer sprengt auf schönen schlanken Rossen
Feldein? es wallt ihr langes Haar.
Die Lieben sind es, die Genossen!
Willkommen, jugendliche Schar!
Kommt ihr herunter von den Trümmern?
Sucht ihr den Freund, der euer harrt?
Das kahle Heut soll euch nicht kümmern,
Vergangenheit ist Gegenwart!

Knabe.

Vater, wo hast du die Worte her?
So reden die Menschen nicht mehr.

Greis.

Ward der innere Hall
Der Seele zum Schall?
Hab ich laut gesungen?

Knabe.

Wie deiner Rosse Huf
Hat sich dein Wort geschwungen,
Wie deiner Glocken Ruf
Hat es geklungen.

Greis.

Immer heller wird die Pracht!

Knabe.

Ahn, es ist schon ganz Nacht!

Greis.

Zu hell, zu hell!
Glanz des Himmels, du nahst zu schnell.

Knabe.

Spürst du denn nicht den scharfen Zug?
Wir stehn da so lang.

Greis.

Es ist genug,
Müd bin ich von dem Gang!
Stütze mich fein,
Kind, führ mich hinein
In der Hütte dunkeln Raum,
Zum Schlaf, zum Traum!

Zum Feste der Erinnerung an den russischen Feldzug.

1830.

Du Gegenwart, so still, so thatenlos,
Ist's wahr, daß du an Wunderzeiten grenzest,
Daß du von Bildern, welche riesengroß
Entfliehn, in hellem Wiederscheine glänzest?

Ist's kein Jahrtausend, daß der Kriegsorkan
Die halbe Welt mit seinen Donnern füllte,
Und daß der Nord ein Heer auf stolzer Bahn,
Zum Tod im Schnee bestimmt, in Flammen hüllte?

Der Sage schon fiel jene Zeit anheim,
Es tönet fern, gleich einer alten Märe;
Ja mit dem Schlachtenhalbgott spielt ein Reim,
Die Dichtung schildert seine Siegesehre.

Und wenn ein Sänger lang genug gestrebt
Mit Leben das Vergangne zu begaben,
Und nun sein Werk betrachtet: so erbebt
Er vor sich selbst — er glaubt geträumt zu haben.

Von Land zu Land so breite Heldenspur,
So reißend Glück; alsdann aus heitern Lüften
Der jähe Schlag, die Schranken der Natur,
Ein ganz Titanenvolk in eisgen Grüften;

Auf Wandrung geht die Muse zweifelnd aus:
Ist es geschehn, ja konnt es nur geschehen?
Da hält sie still vor einem Sommerhaus
Und lauschet Worten, die wie Thaten wehen.

Hält Rat im Kreise hier ein Geisterchor,
Und will den Söhnen ferne Wunder melden?
Sie öffnet scheu das angelehnte Thor
Und sieht — ein rüstig Häuflein alter Helden.

Ehrwürdge Reste grausenhafter Not,
Ihr habt erlebt, wovon wir nur gesprochen,
Nicht Narben bloß ließ euch der nahe Tod,
Er fuhr mit kalter Hand ins Mark der Knochen.

Erzählt, erzählt! die Muse stört euch nicht,
Ihr Amt ist heut zu horchen, nicht zu singen,
Aus eurem Munde strömet ein Gedicht,
Sie läßt den Strom ans Herz sich schaudernd dringen.

Stellt hin des ungeheuren Mannes Bild,
Den ihr in Glück und Mißgeschick begleitet,
Beschreibet, wie er über Trümmer wild
Nach seinem Ziel — und fern vom Ziele schreitet.

Zeigt durch die Steppe bunten Heeres Pfad,
Wie es den stolzen Schlangenleib entwickelt,
Und wie es krank der Heimat wieder naht,
Vom Frost der Nacht berührt, geschwächt, zerstückelt.

Nennt manchen Bruder, dessen Schatten nur
Trübschwebend naht und flieht aus eurem Kreise;
Bezeichnet seiner letzten Thaten Spur,
Sein Grab, nicht hell von Marmor, ach, von Eise.

Umringt des teuren Führers Bett und bangt.
Es geht vorbei: der Held und Fürst wird leben,
Wird das Gesetz, nach dem die Welt verlangt,
Gesegnet seinem treuen Volke geben.

Nicht bloß Zerstörung hinterließ die Zeit,
Die jener Winter mit dem Eiswall schließet;
Und eine Saat bereitet hat der Streit,
Aus der die Friedensfrucht allmählich sprießet.

Das mach' euch Männer fröhlich bei dem Mahl!
Laßt nur den Frost in euren Gliedern zücken,
Preist eure Wundertage beim Pokal:
Dort ward gepflanzt, und Enkel werden pflücken!

Ein Flüchtling.*)

1831.

Du wirst mir vor der Seele stehen,
So lang mein Geist noch Bilder treibt,
So lang mein Blick, was er gesehen,
Noch vor sich in die Lüfte schreibt:

*) Der Flüchtling ist ein Polenemigrant. Die dritte Strophe mit den folgenden bezieht sich auf den General Krukowiecki, der sein Vaterland an die Russen verriet.

Auf feste Schultern hoch gegründet
Ein Haupt vom Kummer nicht gebeugt,
Die Finger straff zur Faust geründet,
Der Blick aus Licht und Nacht gezeugt.

Vom Sinn gedrängt, schwoll dir die Stimme,
Wie Römerwort herüberschallt;
Ja, deine Rede gab vom Grimme
Des Schicksals uns den Vollgehalt.
Wie Menschenwahn dazu gesündigt,
Was Thorheit und Verblendung that,
Ward ruhig klar von dir verkündigt;
Nur donnernd sprachst du vom Verrat.

Von einem, „der im Heimatgarten
Aufwuchs, ein unfruchtbarer Baum,
Der bei Gelag und schnöden Karten
Verdämmerte des Lebens Traum;
Der in der Knechtschaft schwersten Tagen
Als Greis ein junges Weib gefreit,
Und, seinen Arm um sie geschlagen,
Durchtändelte die Jammerzeit.

„Als nun im Fieber seine Ketten
Das kranke Vaterland zerbrach,
Rafft' er sich auf, als gält' es retten,
Sann, Freiheit jauchzend, er auf Schmach.
Er war der Tyrannei Verwalter
Auf ihrem umgestürzten Thron
Und ließ sein silberhaarig Alter
Vergolden sich mit Feindeslohn."

Du riefst: „Weh diesem! der empfinde
Gott als des alten Bundes Gott;
In seinem spätgezeugten Kinde
Büß er den frech getriebnen Spott!

Kein Quell der Pein, der ihm nicht quölle,
Bis ihn hinunterschlingt die Flut;
Und drunten eine eigne Hölle,
Gemeine Qual ist viel zu gut!"

Ernstkräftig wiegtest du den wackern,
Den schwertgewohnten Heldenarm:
„Muß ich auf fremdem Boden ackern,
Sprachst du, das thu ich ohne Harm!
Gern irr ich, wie ein Missethäter,
Des Elends Stecken in der Hand,
Nur weit, recht weit von dem Verräter,
Vom unterjochten Vaterland!"

„O Männer, die mit finstrem Sinnen
Ihr seht, wie unser Würfel fiel,
Glaubt's: wäre wieder zu beginnen
Und wieder Untergang das Ziel:
Wir schaarten wieder uns zum Heere,
Wir sprächen: Henker, gürte dich!
Nicht Glück, nicht Ruhm — wir wollen Ehre;
Und von der Ehre zehr auch ich!"

Du sprachst's und grüßtest, und wir drückten
Mit Schmerz die dargebotne Hand,
Und unsre Lippen, durstig, bückten
Sich auf dein staubig Schlachtgewand.
Du gingst, ein herrlicher Verbannter,
Am blutgen Schwert als Wanderstab,
Des Völkerschicksals Abgesandter,
Geschickt von eines Volkes Grab.

An Ludwig Uhland,
den Abgeordneten.
1832.

Die grauen Bücher melden
Von einem Römerhelden,
Den man beim Pfluge fand;
Er hatte längst vergessen,
Daß er im Rat gesessen,
Daß vorn im Feld er stand.

Den rief der Bürger Wille
Von seines Tagwerks Stille
Zurück zu neuer That.
Der Wunsch ging ihm zu Herzen,
Er trennte sich mit Schmerzen
Von seiner jungen Saat.

Doch auf der Väter Sitze,
Doch bei der Schwerter Blitze
Kam ihm der gute Mut;
Wo Freiheitskampf erschallte,
Da war er ganz der Alte,
Das treue Heldenblut.

Auch du, erprobter Streiter,
Du gingest still und heiter,
Schon lange hinterm Pflug;
Du säetest Gedichte,
Du bautest die Geschichte,
Daß frische Frucht sie trug.

Nun wieder Stürme drohten,
Da schickte seine Boten
Zu dir das Vaterland,
Ab rief es deine Stärke
Vom sanften Friedenswerke
Und heischte deine Hand.

Das tapfre Volk der Schwaben
Kennt seiner Dichter Gaben:
Sie sind ja Träumer nicht!
Es griff ihr mutig Streben
Von jeher ein ins Leben,
Wenn Leben ward Gedicht.

Auch kommst du mit Genossen,
Die tragen, kühn entsprossen,
Den Lorbeer schon im Haar.
Und mit des Liedes Meistern
Eint sich von freien Geistern
Die dicht geschlossne Schar.

Du bringst uns gute Waffen,
Zum edlen Kampf geschaffen,
Des Rechts, des Freimuts Hort.
Und von dem Dienst der Musen
Bringst du den warmen Busen,
Das würdevolle Wort.

Des Kampfes Ziel ist Frieden,
Der Sieg, der uns beschieden,
Sei Volks- und Fürsten-Heil.
Du hast, wenn wirs erschwingen,
Mit Mäßigung erringen,
Daran dein gutes Teil.

Dann magst du wieder scheiden,
Der Rüstung dich entkleiden
Und baun dein frommes Feld.
Du wirkst im stillen Schaffen,
Wie in dem Lärm der Waffen,
Fürs Vaterland ein Held.

An einem Sonnentage.

1832.

Gewischt vom Himmel ist der trübe Flor,
Das Heer der Regenwolken ist verstoben,
Smaragden steigt der Berg ins Blau empor,
Mit einem Netz von Sonnenglanz umwoben,
Von goldnen Wipfeln schallt der Vögel Chor,
Klar sind die Bäche, wie der Himmel droben;
Durch alle Schöpfung ging ein blühend: Werde!
Du seliger Planet — bist du die Erde?

Solch Wunder thut noch immer die Natur,
Verklärt sich mitten in den trübsten Tagen;
Der Welt der Geister, der verdumpften, nur
Soll keine Stunde der Erlösung schlagen?
Vom Blitz gezeichnet, von des Hagels Spur,
Soll stets dies Reich in schwarze Lüfte ragen?
Hört unsre Zeit, noch taub von einem Wetter,
Schon wieder eines nahenden Geschmetter?

Wo ihr ihn sucht, da findet ihr ihn nie,
Den reinen Himmel und den heitern Frieden.
Sucht nicht beim Leben! Nacht und Kampf ist hie,
Nie wird die Finsternis vom Licht geschieden!
Doch wendet einmal euch zur Poesie,
Die ihr, im Drang nach Tag, so lang gemieden:
Vertraut euch ihrer Dämmernacht und träumet!
Dort wohnt die Klarheit, die hier immer säumet.

Im Quell der Dichtung wird euch viel beschert,
Da sprudelt Freiheit, Liebe, Glück und Jugend;
Ein Becher ohne Hefe wird geleert,
Sein lautrer Trank hat seltne Kraft und Tugend;

Der Blick ins Leben selber wird verklärt:
Nicht mehr mit hohlem Aug ins Schwarze lugend,
Bringt einen Strahl ihr von erträumter Sonne
Ins Erdendunkel aus des Liedes Bronne.

Und dieser Strahl durchschimmert alle Welt,
Und dieser Strahl durchleuchtet die Geschichte.
Wohin ein Streiflicht seines Glanzes fällt,
Wird alles Grau der Schatten schnell zum Lichte.
Sie taucht empor, von Rosenglut erhellt,
Die Hoffnung mit dem Engelangesichte —
Drum nahn in finstrer Zeit euch unsre Lieder:
Aus ihnen funkle jene Sonn' euch wieder!

Wanderlieder eines Mannes.

1833.

1.

Ausmarsch.

Dein Kessel, brodemvolle Stadt,
Liegt dampfend unter mir,
Frisch, wie mich Gott geschaffen hat,
So wandr ich singend hier.

Mir ist wie dem Versunkenen,
Der aufstieg aus der Gruft,
Mir wie dem halb Ertrunkenen
Beim ersten Atem Luft.

Ich blicke hinter mich; der Dampf
Ballt zu Gestalten sich,
Und werdender Gespenster Kampf
Entspinnt sich schauerlich.

Ein Kohlenaug, ein Beingesicht,
Ein Ries, ein Zwerg, in Streit;
So tauchen aus dem Dämmerlicht
Geiz, Ehrgeiz, Hochmut, Neid.

Sie bäumen sich, sie ringen wild,
Sie schwanken auf und ab,
Im Dunst erzeugt sich das Gebild,
Im Dunst sinkt es zu Grab.

Ich sehe nichts von Häusern mehr,
Ich seh nur dies Gewühl:
Jetzt merk ich, warum mir so schwer
Da drunten ist, so schwül.

Wer weiß, welch schlimmer Geist an mir
Zu böser Stunde zerrt
Und richtigen Gedanken schier
Den Weg ins Herz versperrt?

Durchströme mich, o Gottes Luft,
Und stärke meinen Sinn;
Durchatme mich, o Blütenduft,
Bis ich geläutert bin!

2.
Die Alb.

O blau Gebirg, dort winkst du ja
Mit frischer Jünglingsmahnung;
Mit allen Nebeln bist du da,
Mit aller Sonnenahnung.

Geheimnisreich senkt sich dein Hang
Voll unentdeckter Falten.
Und doch — wie oft hat sie mein Gang
Mit raschem Schritt gespalten!

Kein Wald senkt sich in Thalesschoß,
Der mir nicht schon gerauschet,
Kein Bächlein springt aus Feld und Moos,
Das ich nicht einst belauschet.

Kein Steg ist, der nicht unterm Tritt
Mir schon gezittert hätte,
Kein Bergpfad, den ich nicht beschritt,
Kein Gipfel in der Kette.

Den Zauber hab ich längst gestört:
Hab ich dich doch beschrieben!
Ein jedes Plätzchen mir gehört. —
Wie ist's nun mit dem Lieben?

Ich habe selbst den Jungfernkranz
Dir von dem Haupt genommen;
Mein ehlich Weib, das bist du ganz, —
Nun, sei auch so willkommen!

3.

An der Quelle.

Ich werfe nieder mich am Bach,
Mir wird so jung zu Sinne.
In seine Wellen schau ich — ach!
Was werd ich Armer inne?
Es blickt mir statt dem Lockenkopf
Entgegen ein fast grauer Schopf,
Die Augen überbauen
Mir weißbebuschte Brauen.

Sink immerhin veraltet ein,
Du halb schon trockne Hülle!
Kann nur mein Geist noch Jüngling sein,
Hat er nur Saft und Fülle!

Es wandeln viel, gelockt und glatt,
Um mich herum und sind schon matt
Mit meinen halben Jahren,
Sind Greise trotz den Haaren.

Werd mir nicht mürrisch, alt Gesicht!
Nicht wolkicht, kahle Stirne!
Das ist die einzge Jugend nicht,
Nach welcher schielt die Dirne.
Jung bleibt, wem in der argen Welt
Gemeines nie den Mut vergällt,
Wer noch fürs Höchste Sehnen,
Für edles Leid hat Thränen.

Noch schwillt, du halbgeschlossner Mund,
Das Lied auf deinen Lippen,
Auch leerst du Becher noch zu Grund
Und weißest nichts vom Nippen.
Du, Brust, auch bist noch weit und warm,
Und du selbst bist nicht welk, mein Arm!
Ich bin ein Mann und strebe,
Ich fühl's mit Lust: ich lebe!

Und wenn die bessre Zeit noch tagt,
So lang ich wandl' auf Erden,
Die Zeit, von der man singt und sagt
Mit Angst und Lustgebärden:
Sie findet mich im Silberhaar,
Doch nicht der Dichterjugend bar;
Dann wird mein Sang verkünden,
Was Jüngste soll entzünden.

O Plätscherbach! verspotte nicht
Mich und mein Lied verwegen;
O frischer Rasen, grünes Licht!
Schiel mir nicht so entgegen.

Ach freilich, wenn der goldne Tag
Anbricht nach Sturm und Donnerschlag,
Ist diese Sängerkehle
Zerstäubt und fern die Seele.

4.

Bekanntschaft.

Hinein in das Haus
Zu Labung und Schmaus
Nach früh durchwandertem Morgen!
Dort sitzt schon ein Gast.
Er ist mir verhaßt,
O wär ich allein und geborgen!

Jetzt spricht er mich an.
Ein herzlicher Mann!
Wie glüht er von Wanderungswonne!
Wie duftet sein Wort
Nach Zeit und nach Ort
Von Waldluft, Frühling und Sonne!

Wir sind ja schon eins!
Es fließt uns des Weins
Gefühlaufwühlende Quelle.
Ich öffne mit Lust
Dem Fremden die Brust,
Ich zeig ihm die heimlichste Stelle.

Die Becher sind leer,
Das Scheiden wird schwer,
Als wären wir Jahre beisammen.
Jetzt trag ich allein
Ins Blaue hinein
Die wallenden, schmerzlichen Flammen. —

Was hast du gemacht?
Was hast du gedacht?
Bist wieder zu jung gewesen!
Hast wieder du nicht
In einem Gesicht
Zu viel, viel zu vieles gelesen?

Du alterndes Herz!
Ei, mußt du mit Schmerz
Auch so noch die Jugend empfinden?
Stets liebest du neu,
Hoffst wieder auf Treu, —
Dich wieder betrogen zu finden.

5.

Der Mord.

Gott grüß euch, liebe Bäume!
Wie blüht ihr so getreu,
Macht unsrer Jugend Träume
Alljährlich wahr und neu.

Die süße Mädchenblüte
Glänzt einmal nur, nicht mehr.
Euch schenkt des Himmels Güte
Der Blüten Wiederkehr. —

Was stört mir die Gedanken
Ein finsterer Gesell?
Wie seine Schritte wanken
Jetzt langsam und jetzt schnell!

Er schießt so giftge Blicke,
Ein Beil schwingt seine Hand,
Als würd es ins Genicke
Des Feindes jäh gesandt.

Es ist schon Abend worden,
Und nicht geheuer hier!
Und doch — wer könnte morden
In solcher Frühlingszier?

Mich schaudert, ich entweiche.
Was thut er? — Mensch! Abschaum!
Du führst die Todesstreiche
Auf einen Blütenbaum!

Weh! Hieb auf Hieb! dem zweiten,
Dem dritten thut ers an;
Dem Baume, der nicht streiten,
Der sich nicht wehren kann!

Halt ein! — er ist entflohen,
Er schwindet in den Wald;
Von fern seh ich ihn drohen,
Als käm er wieder bald.

Mein Herz ist fast gebrochen
Vor seiner Streiche Wucht.
Die Bäumchen werden sochen;*)
Sie sterben vor der Frucht.

Umsonst bin ich entronnen
Der Stadt, die böses pflegt,
Wenn hinterm Licht der Sonnen
Die Flur noch schwärzres hegt;

Wenn in die milde Sprache,
Die Gott den Frühling lehrt
Der Mensch mit seiner Rache
Auch hier verhöhnend fährt.

---

*) Süddeutsche Nebenform zu „siechen“, d. h. hinwelken.

6.

Heimweh.

Es wecken mich Gedanken auf;
Noch schläft ringsum die Nacht.
Und schon beginn ich meinen Lauf,
Der Mond schleicht vor mir sacht.

Wie ängstet mich sein blaues Licht,
Wie schweigt der lange Wald!
Kein Lüftchen, keine Quelle spricht,
Die Welt starrt leichenkalt.

Und ein Gefühl von schlimmer Art
Schnürt mir die Seele zu:
Fehlst, Schöpfer, des Allgegenwart
Natur sonst fühlt, auch du?

Wär ich zu Haus mit meinem Schmerz
Bei meiner Jugend Weib
Und legt ihr an das treue Herz
Den zagen Geist und Leib!

Ob sie wohl jetzt in Frieden ruht,
Die Kinder um sie her?
Kreist ihr und ihnen leicht das Blut,
Und atmet keines schwer?

Weiß ich, ob eines wimmernd nicht
Die Mutter plötzlich weckt,
Ob nicht sein glühend Angesicht
Des Fiebers Scharlach deckt?

Wald, laß mich los, du bist ein Grab!
Mond, scheine nicht so bleich!
O werd ein Flügel, Wanderstab!
Wildfremder Boden, weich!

Und jetzt umhaucht es kräftig mich;
O Frühe, bist es du?
Der grüne Kerker öffnet sich;
Nur zu, nur immer zu!

Schon liegt die Welt vor mir in Duft,
Schon perlet auf der Au
Das Kind des Mondes und der Luft,
Der morgenhelle Tau.

Dort steigt der Sonne goldnes Rund,
Und Gott ist wieder da.
Ich frage bang: sind sie gesund?
Das Licht sagt lächelnd: Ja!

7.

Festmorgen.

Singen möcht ich Liederweisen,
Meinen Herrgott möcht ich preisen,
In dem Tempel möcht ich stehn.
Und doch läßt sich in die Runde,
Auf den Umkreis einer Stunde,
Nichts als diese Schenke sehn.

Werde sie mir denn zur Klause,
Werde sie zum Gotteshause!
Welche Stelle predigt nicht?
Wo sich ernster Sinn erweitert,
Sich mit Himmelslichte heitert,
Fehlt Altar und Kanzel nicht.

Warum sollt ich mich besinnen —
Horch! wie lärmt es schon da drinnen!
Schwarz von Bauern sitzt die Bank.

Und was hör ich! sich zur Plage
Macht dies Volk die Feiertage,
Und der Glaube wird ein Zank.

Wie der Lutheraner mächtig
Demonstriert, wie er bedächtig
Spruch um Spruch zu Schlüssen sucht!
Wie der Katholik ihm knurrend
Ausweicht und verdrießlich murrend
Ketzer in die Hölle flucht!

Nein! hier kann ich auch nicht beten,
Muß verstimmt bei Seite treten.
Den im Winkel sprech ich an,
Der vom ganzen Streit nichts hörte,
Der nur Augen, ungestörte,
Heftet auf den Corduan.

Hand auf Schulter, bessern Mutes
Sprech ich: „Christ, was liesest Gutes?"
Und ich schau ihm in den Text. —
Ist dies Haus nicht europäisch?
Welch ein Dämon hat Hebräisch
Auf das Psalmbuch hingehext?

Bin ich im gelobten Lande? —
Herz, gesteh zu deiner Schande,
Vor dem J u d e n scheuest du!
Heiß den Bruder doch willkommen,
Freue dich mit diesem Frommen,
Halte mit ihm Sabbatsruh!

8.

Im Kursaal.

Nun gar hinein zur großen Welt
In ihren grellen Saal!
O Wandrer, was dein Herz erhellt,
Such's nicht im Kerzenstrahl!

Und doch — was fesselt mich denn hier?
Warum verweil ich gern?
Was wird es ruhig still in mir
Wie unter Mond und Stern?

Ach, in dem brausenden Gewühl,
Wund von der Lüge Schmerz,
Fand plötzlich ich ein ernst Gefühl,
Ein Wahrheit spendend Herz.

Wie mitten in dem dürren Sand
Ein Quell dem Waller springt,
Wie er sich von der Felsenwand
Aus Dorn die Rose ringt:

So perlt aus einem Auge klar
Mir frische Lebensflut,
So quillt von rosgem Lippenpaar
Mir Geistes Duft und Glut.

Mir ist, als hätt in Einsamkeit
Ich betend mich erquickt,
Und Engelshand giebt mir Geleit,
Daß mich kein Trug umstrickt.

Aus den erfüllten Hallen fort
Wandr ich hinaus ins Feld,
Sie waren mir ein stiller Port,
Hab Dank, du große Welt!

9.

Rückblick.

Mit zwanzig leichten Lenzen
Lag ich in diesem Wald,
Und seh ihn heute glänzen
In gleicher Lichtgestalt!

Es duften seine Würzen
Und seine Bäche stürzen,
Ja, nimmer wird er alt.

Mit rüstgen Mannesschritten
Geh ich noch durch ihn hin,
Ich bin an Willen, Sitten,
Ich bin der Alt' an Sinn;
Und dennoch muß ich sagen,
Ich muß mit Schmerzen klagen,
Daß ich ein andrer bin!

Die Buchen und die Eichen,
Mit Wurzeln tief und breit,
Sie waren meinesgleichen,
Was wußt ich von der Zeit?
Gleich diesen Felsenquadern
Fühlt ich in allen Adern
Getrost Unsterblichkeit.

Wohl bin ich jetzt ein andrer,
Bin kein Gewächs des Hains;
Ich bin ein flüchtger Wandrer,
Und denke nur an eins:
Daß ich wie Windeswehen
Durch diesen Wald muß gehen —
O kurzer Traum des Seins!

10.

Heimkunft.

Jetzo steh ich vor dem Thale,
Das der Dunst nicht mehr verhüllt,
Das sich, eine blanke Schale,
Bis zum Rand mit Sonne füllt.

Bin aus ihm gleich einem Diebe
Durch der Nebel Nacht entflohn;
Komme jetzt voll Heimatliebe
Her, wie der verlorne Sohn.

Und dort winkts aus hellen Fenstern,
Arme, Köpfe kreuzen sich.
Keine Schar von Nachtgespenstern!
Traute Blicke grüßen mich.

Mutter, Kinder! was sind Blüten
Gegen euch, was Berg und Wald?
Schätze giebt es hier zu hüten;
Wieder wandr ich nicht so bald.

Jüngster Knabe, komm und funkle
Mich mit schwarzen Augen an;
Wie das Erdenleben dunkle,
So ein Strahl macht sich noch Bahn.

Alle künftigen Geschicke
Des bewegten Vaterlands
Les' ich hier in diesem Blicke,
Dieser Kinderaugen Glanz.

Wachse rüstig, lieber Knabe!
Vieles wartet wohl auf dich.
Doch, als Greis am Wanderstabe,
Siehst du schöneres denn ich!

Prolog

zu Schillers Braut von Messina.

1833.*)

Geduldet wird der Sänger müßig Volk noch stets,
Und noch nicht ganz in dieser sorgenvollen Welt
Verpönt und ausgestoßen ist Sorglosigkeit.

*) Für die Stuttgarter Hofbühne verfaßt.

Wer schwer am Reisebündel durch den grünen Wald
Im Schweiße trägt, wer seiner Güter volle Fracht
Zwölfspännig in der Bäume Schatten fortbewegt,
Wer mit dem Wagen fliegend kaum die Zweige streift,
Der Städte Strudel seine Sinne zugekehrt: —
Sie alle lauschen, wenn aus luftgem Blätterdach
Die Amsel schlägt, wenn schmetternd sich die Lerche hebt.
So wird der Dichter buntes Lied wohl auch behorcht,
Und was man selbst sich nicht mehr Zeit zu fühlen nimmt,
Die erdvergeßne Stimme der Gemütlichkeit,
Man hört sie jezuweilen gern aus andrer Mund.
Begnüge nur der Sänger, wie der Vogel, sich
Mit diesem flüchtgen Beifall für sein flüchtig Lied,
Verlange nicht, daß über seinem Sang und Klang
Ihr Tagewerk vergesse die geschäftge Zeit,
Und schelte nicht den kurzen Dank Undankbarkeit.
Undankbar ist die Welt nicht, wenn es Großes gilt;
Zwar kommt der Dank für Herrliches wohl spät genug
Und überm Grabe blühet er den Besten oft.
Nur große Dichter leiden kein so bittres Los,
Ihr mächtig Wort durchschüttert schnell die Gegenwart
Und tönt in alle Zukunft unverhallt hinaus.
Wie bald war in dem Hohen, dessen Wiege stolz
Das Vaterland dem Fremden zeigt, die Wunderkraft
Erkannt, wie bald vernommen sein gewaltig Lied,
Wie bald verklungen jedes schwächre neben ihm!

Nicht nur dem Sänger lauschte willig jedes Ohr,
Nein, vor dem Seher beugte tief sich jedes Haupt,
Und an dem Götterboten sah man scheu empor,
Der Niegeahntes, Unenthülltes kündete.
Er kam emporgestiegen aus dem dunkeln Schacht
Des stillen Abgrunds, welcher Menschenseele heißt,
Durchwandert hat er die verborgnen Tiefen all,
Der Leidenschaften unbekannte Mütter dort,

Die Urgefühle, durchgeforscht, die schlummernden,
Und was vertragen hätte kein gemeiner Blick,
Ward ihm in seiner Dichterfackel Schein verklärt,
Und das Verklärte führt er in den Tempel ein,
In dem die Musen solches Priesters harreten.
Da rang des Erdenlebens innerster Gehalt
Empor in mächtig kämpfender Gestaltung sich;
Der Schönheit und der Wahrheit Opfer flammte hoch
Gen Himmel auf, zur Wonne der Unsterblichen.
Und auch der Menschen Auge that sich staunend auf,
Begreifen lehrte seine Kunst das Wesen sie.

Ein solch Geheimnis, das er aufgeschlossen hat,
Soll heute, wo beseelend seine Dichtermacht
In Leben wandeln seines Tods Gedächtnis wird,
Entfalten unser Streben, stark durch seinen Geist.
In jener Dichtung riesenmäßig dehnendem
Hohlspiegel sammelt wachsend Haß und Liebe sich
Und wirft verstärkt ein übermenschlich Bild heraus.
Doch mangelt reines Ebenmaß der Größe nie,
Nicht schweift die Gier in wilde Mißbewegung aus,
Nicht mit verzerrter Miene Grinsen spricht der Zorn,
Schön bleibt ein weinend, ein verzweifelnd Angesicht.
Und so entläßt euch selber das Entsetzliche,
Das euch, gemeinverwirklicht, als Gorgonenhaupt
Entgegen starren würde, durch des Dichters Kunst
Befriedet, mit dem Jammerschicksal selbst versöhnt.
Dann, wenn euch seiner Chöre welterklärend Wort
Nach Haus entläßt mit langem Seelenwiederhall,
Nicht götterlos ins Leben tretet ihr hinaus,
Ihr glaubet wieder an der Dichtung Wesenheit,
Und ernster geht ihr weltlichem Berufe nach,
Denn euch im Geiste keimet Überweltliches.

Die Feuerwerkertochter.

1834.

Auf waldigem Boden, im grünen Moose
Umwebt's den Baum, wie Schimmer der Rose,
Wie Nelkendunkel, wie Tulpenlicht,
Wo liebliche Jugend den Reigen flicht.

Schwarzbraune Maid, die schlanke, bleiche,
Die tanzt am fliegendsten um die Eiche,
Hat Augen reg, wie ein Sonnenreif,
Und Brauen schwarz, wie ein Pulverstreif.

Vor ihrer Blicke Strahlengarben
Erlöschen die Blumen, die rosigen Farben,
Sie steigt aus allen, sie strebt mit dem Wind:
Drum ist sie des Feuerwerkers Kind.

Erwachsen unter den glühenden Sonnen,
Besprengt vom Strahl der sprühenden Bronnen,
Bewacht vom äugelnden Feuerrad,
Das Haupt gekehrt zum Raketenpfad;

So ist sie gediehen, zum Glanz erlesen,
Die kühne Gespielin der feurigen Wesen,
Sie mischt in heitere Jugendpracht
Die plötzliche Flamme, den Ernst der Nacht.

Ein Knabe steht abseits vom Reigen,
Versunken in süßes, schauendes Schweigen,
Er blickt aus schwarzem Auge so hell:
Das ist des Feuerwerkers Gesell.

Und was er von farbigen Feuern geboren,
Das flieget, das braust ihm vor Augen und Ohren,
Die hellen Springquellen, das römische Licht;
Er lauschet mit Wonne dem innern Gesicht.

Doch nach dem Schimmer und nach dem Gesause
Schleicht er geblendet, betrübt nach Hause,
Die Sonne sinkt, der Morgen glüht,
Sein Feuerglück hat ausgeblüht.

Nur rußiges Korn wird jetzt gedroschen,
Die Jungfrau sitzt und spinnt erloschen,
Kein Funk aus ihrem Auge hellt
Des finstern Stübchens öde Welt.

In stiller Hoffnung schafft der Junge,
Stampft voll die Form zu künftigem Schwunge:
„Bald loderst du auf, du schlummerndes Korn!
Bald springt auch der Liebe vergrabener Born.“

Den Naturforschern.

Stuttgart, im Herbste 1834.

Ihr fragt, warum die Sonn erschien
Auf einem goldnern Wagen
Und sich den Wolkenhermelin
Der Herbst nicht umgeschlagen?

Nicht hat vergessen die Natur,
Daß ihre Freunde kommen;
Sie hat ihr Festkleid von Azur
Längst freudig umgenommen.

Durch unsre Gärten wogt ein Licht
Mit überirdschen Flügeln,
Und ein geheimes Feuer bricht
Aus unsern Rebenhügeln.

Die Traube dieses Jahres quoll
Zum Ruhm der Wissenschaften,
Und unsrer Gäste Name soll
An diesem Weine haften.

Wenn er als Jüngling gärend braust,
Geschieht's zu ihrem Preise,
Und wenn als Mann im Keller haust
Und wenn als Greis labt Greise.

Ja, bricht des Lebens Nacht herein,
Wird unsre Hütte morscher:
So schenkt uns noch ein Enkel ein
Vom starken Wein der Forscher.

Doch in den Gästen wird er erst
Gelangen ganz zu Ehren
Und sich in ihrem Dienst zumehrst
Zum Zauberwein verklären.

Dort wirkt er mit Erweckungen
Lang als Gedankenzunder,
Dort schafft er in Entdeckungen
Gar manches neue Wunder.

Doch jetzo seht ihn schlummerstill
Noch hinter Blättern träumen,
Und wer den Knaben küssen will,
Der thu es ohne Säumen.

Jetzt reicht er nur noch zarte Kost
Für unsrer Gäste Frauen;
Inzwischen soll vom alten Most
Das Herz der Männer tauen!

Dichterbitte.

1835.

Wenn zum andernmal ein Baum
Spät im Sommer lächelnd blüht:
Werfet ihr den Stein auf ihn,
Weil er nicht in Früchten glüht?

Dünkt euch nicht der duftge Glanz
Lieblicher als Fleisch und Saft,
Rührt euch die Vergeudung nicht
Hoffnungsloser Lenzeskraft?

Nun dann scheltet nicht ein Herz,
Dessen Herbst noch Blüten treibt,
Keinen, der im Spätling noch,
Fruchtvergessen, Lieder schreibt.

Die Schwaben im Winkel.

1837.

„Die süddeutschen Dichter, welche im schwäbischen Winkel sitzen."
Deutscher Kritiker.

Kommt her, die ihr mit feinen Witzen,
Mit Nadelspitzen euch bewehrt!
Die Schwaben, „die im Winkel sitzen,"
Erwarten euch am frommen Herd!

Kennt ihr auch wohl den schnöden Winkel,
Das düstre Haus, das uns umzirkt? —
Smaragdnes Weinlaub, goldner Dinkel
Hat Wand und Estrich ihm durchwirkt.

Und wenn der Flocken trüb Gewimmel
Noch lang verfinstert eure Luft,
Spannt schon ein frühlingsblauer Himmel
Sein Dach aus über Blütenduft.

Die Donau spielt auf unsrer Schwelle,
Der Jüngling Rhein träumt schon vom Strand;
Der Dichtung volle Wunderquelle
Schießt auf und eilt ins deutsche Land.

Stromgötter tauchen aus den Fluten,
Der Sänger und der Seher naht,
Im Munde Klang, im Auge Gluten;
Nicht Winkelzüge sind sein Pfad:

Hier Schiller, mit der Donnerstirne,
Durch dessen Wort das Schicksal braust —
Er stieß das Puppenvolk am Zwirne
Von eurer Szene mit der Faust;

Dort Hölderlin — zu breiter Mündung
Er, Pindars Bruderstrom, entwallt —;
Hier Schelling, dessen Lichtverkündung
Dem dunklen Ungrund gab Gestalt;

Dort Uhland — sein Gemüt versunken
In tiefer Zeiten heilges Lied —
Ein Schwan, des Ton, gehöhnt von Unken,
Hoch über Land und Meere zieht.

Aus diesem Winkel schritt auch Hegel,
Verdeckter Blöße stolzer Schild,
Von dessen Blut manch dürftger Egel,
Für Augenblicke trunken, schwillt.

Nicht spotten sollt ihr unsres Strebens:
Auch unser Strahl entsprang dem Quell,
Dem keuschen Born des Dichterlebens,
Und lauter will er bleiben, hell.

Den weiten Erdkreis füllt Gemeinheit,
Groß war sie, frech, zu jeder Zeit;
Das Gute bleibt an Zahl die Kleinheit,
Und ihr, ihr scheltet's „Kleinlichkeit?“

Heißt kleinlich der euch, der die Gruben
Unsaubern Lügentrödels scheut,
Nicht seine Hand dem Lotterbuben,
Dem feilen Museheuchler beut?

So mag, wer will, im Sumpfe spritzen
Bei aller Frösche grüner Brut;
Wir Schwaben, „die im Winkel sitzen,"
Wir tauchen uns in reine Flut;

Wir schwingen uns, wie unsre Seher,
Die Adler, auf zu Sonn' und Blitz;
Werft uns ins Blaue nach, ihr Schmäher,
Den Distelblumenstaub, als Witz!

Auf den Tod eines Seelsorgers.

Palmsonntag 1837.

Karwoche, die auf Erden schleicht so bang,
Im Himmel fliegt sie unter Lobgesang.
Die Engel und die Geister vor dem Thron,
Sie flammen heller auf um Gottes Sohn,
Da kommt die Stunde, wo der Ewge spricht:
Daß Menschen ich erschaffen, reut mich nicht.
Und wenn hier unten einer enden soll,
Ein Auserwählter, licht- und gnadenvoll,
Wird ihm zu teil kein schönrer Sterbetag,
Als wenn ihn ruft Palmsonntags-Glockenschlag.
Tritt ein, tritt ein! schallt's aus dem Himmelssaal,
Du bist willkommen uns beim Liebesmahl.
Und mit der Palme naht ein selger Gast
Und hält mit andern Himmelsgästen Rast.

Palmsonntag war's, es stieg zum Himmelsthor
Im leichten Ätherleib ein Geist empor
Von Wuchse hoch, ein ungebeugter Greis,
Sein schwarzes Haar an keiner Locke weiß.
Er schritt einher mit rüstgem Jünglingsgang,
Doch demutvoll, nicht pochend auf Empfang.

Die Engel, die der Pforte Hüter sind,
Begnügte Geister, einfach wie ein Kind,
Nicht groß an Wissen, nur von Willen rein,
Gleich Sterblichen, urteilen aus dem Schein.
„Wer ist der Greis mit ungebleichtem Haar?"
Spricht einer, „welch ein starkes Schulternpaar!
Wenn Simon nicht schon lang am Throne wär,
Spräch ich fürwahr: dem Herrn das Kreuz trug der!"

Als nun der Himmelspilger näher kam,
Ein Engel besser ihn ins Auge nahm:
„O sehet diesen Blick voll tiefer Glut,
Dies Feuer, das verkohlt hat Fleisch und Blut!
Kennt ich nicht längst den Kirchenvater, ihn,
Ich spräch, ich seh den Ringer Augustin!"

Schon vor dem Thore harrte der Genoß;
Der goldne Riegel tönt im Demantschloß,
Geöffnet spaltet sich die Perlenthür,
Und Petrus der Zwölfbote tritt herfür.
Der mißt mit langem Staunen die Gestalt,
Spricht endlich: „Nicht hier oben wird man alt,
Wird schwächer nicht an Geist — mir aber ist,
Als hättest drunten du gedient dem Christ
Mit mir, als wärst gelegen du beim Mahl
An meiner Seiten, in der Jünger Zahl!" —

„„O Herre, spricht der Pilger schreckensvoll,
Ich bin ein Knecht, der Rechnung stellen soll;
Ich bin ein armer Sünder, zittr' und zag,
Ach, dieser Palmtag ist mein jüngster Tag!““

Bei so zerknirschten Worten voll von Reu
Wird selbst der kluge Himmelspförtner scheu;
Nicht kommen darf, zumal in solcher Zeit,
Ein Gast herein ohn hochzeitliches Kleid.
Wer weiß, ob dieses Mannes Brust zerreißt
Nicht gar die Sünde widern heilgen Geist?

Da ruft's vom Throne: „Christian Adam Dann!
Zu mir, zum Sohne! treuer teurer Mann!
Vor neun und siebzig Jahren mir getauft,
Von Kindesbeinen mir mit Blut erkauft!
Mein Bild, in jeden Menschenkeim gelegt,
Gediegen hat's aus dir der Geist geprägt.
Du bist nur du! Vergleichung thut es nicht,
Komm, zeige mir dein eigenst Angesicht!
Was zögerst du? — Dein harret schon die Schar,
Für die dein Wort des Lebens Nahrung war!
Mit Milch wie viele Kindlein tränktest du:
In Gott erwachsen strömen sie dir zu!
Wie strudelnd gossest du des Zornes Wein
Dem Taumelkelch verstockter Sünder ein,
Und streutest sonder Erntehoffnung Saat —
Doch dein und mein Geist wirkte Wunderthat.
Den Palmzweig flicht ins unergraute Haar,
Reich mir die schwurgetreue Rechte dar.
Verklären wird sie meines Lebens Hauch,
Gesunden soll dein Schmerzensfinger auch,
An dem genagt das Leiden jener Zeit,
Das schwinden muß vor dieser Herrlichkeit.

Nimm hin die Krone, Christian Adam Dann!
Bleib du beim Sohne, treuerfundner Mann!
Ruh an der Brust, an der Johannes lag,
Vernimm der ewgen Liebe Herzensschlag!"

Heuernte.

1837.

Heuernte, schönste Zeit im Jahr,
Der Wald längst grün und doch noch klar,
Die Blumen ganz im Blühn,
Die Saat noch hoffnungsgrün.

Grün hängt die Frucht im dichten Baum,
Halb ausgebildet, halb noch Traum;
Still steht des Lebens Flucht
Noch zwischen Blüt und Frucht.

Nur erntereif das flüchtge Gras,
Und frisch und duftig selber das.
Wohl, wenn's ans Welken geht,
Dem, der so süß verweht!

Die Luft noch nicht zu wild durchschwirrt,
Nur hier und dort ein Käfer irrt;
Im Grillchen kichert nur,
Im Vogel jauchzt Natur.

Vorüber schwebt ein geistger Duft,
Ein Äther durch den Dampf der Luft!
Ist's Engelsodem? Nein!
Es ist der blühnde Wein!

O Mensch, genieße dieser Zeit
Und atme sie, wie Ewigkeit;
Leg dich am Quell ins Heu,
Erbau dein Traumgebäu!

Geschwind, eh dich ein Tropfen weckt,
Eh dich ein Blitz, ein Donner schreckt,
Denn auch der Wonne Born
Wallt plötzlich auf in Zorn.

Dann sät sein Korn der Hagel aus,
Der Sturm bricht Äste sich zum Strauß,
Der Bach zerreißt das Land —
Frucht, Blüte, Gras verschwand.

Der Bäurin Süden.

1838.

„Herr Pfarrer, der ihr vieles wißt,
Herr Pfarrer, sagt mir, wo Süden ist!“
‚Dort, wo von Felsen unterbaut,
Das Nest des Hohenzollers graut.‘
Das Weiblein schüttelt den Kopf und spricht:
„Ach, Herr, das ist mein Süden nicht!“
‚Nun, Süden ist, so weit man reist,
So weit, so weit mein Finger weist.
Erst hohes Land, Berg, Ebne, See,
Dann eine Mauer von ewgem Schnee.
Dann Thäler, wo der Ölbaum blüht,
Die Pomeranze goldig glüht.
Dann breitet sich das Thal nach vorn
Mit gelbgelocktem welschem Korn,
Weinranken, klares Himmelblau,
Ein irdisch Paradies, o Frau!‘
Die Bäurin traurig wieder spricht:
„Ach, Herr, das ist mein Süden nicht!“
‚Dann Städte, Münster allenthalb,
Mit Türmen hoch wie unsre Alb!
Dann grüner Bergwald in die Quer,
Und plötzlich dann das blaue Meer;

Und Schiffe gnug in schnellem Lauf'
„Das ist mein Süden, Herr, hört auf!
Dort zimmert im Schiff mein einziges Kind,
Behüt es Gott vor Wellen und Wind!
Mir hats gesagt sein Kamerad,
Der kommt auch heim vom Süden grad:
„„Dem Hans, dem thut der Fuß nicht weh,
Der hämmert im Süden auf der See.““
Mehr wußt er nicht, doch jetzt haarscharf
Weiß ich, wo Süden ich suchen darf.
Nun bohrt mein Auge dem grauen Haus
Dort auf dem Fels die Mauern aus,
Und von Gebet und Thränen schwer
Blickt es durch Berg und Land ins Meer.
Herr Pfarrer, lohn's euch Jesus Christ,
Daß ihr mir sagtet, wo Süden ist!“

Ein Fund in der Opferbüchse.

1839.

Silbern seh ich's heute glasten
In dem braunen Kupfermeer.
Seltner Schatz im Opferkasten,
Gröschlein, ei, wo stammst du her?

Welch ein ungewohnt Gepräge,
Wie man's nicht in Rollen trifft!
Eh ich dich zum andern lege,
Sprich, wes Bild und Überschrift?

Was? ein Lorbeer statt der Krone
Auf dem hochgetragnen Haupt?
Du gehörest einem Sohne
Roms, vom Siegerkranz umlaubt.

Wie gebietrisch, wie allmächtig
Sehn mich Stirn und Augen an!
Und die Umschrift wie so prächtig
Imperator, — und Trajan!

Du, des größten Reichs von allen
Unverwischter, großer Held,
Mußt als Opferpfennig fallen
Einem andern Herrn der Welt!

Du, der vor des Untiers Zähne
Den Bekenner werfen hieß,
Und, beim Gähnen der Hyäne,
Des Jahrhunderts Milde pries:

Liegst du, liegst du, stolzer Kaiser,
Dem Gekreuzigten zu Fuß?
Pflücken deines Lorbeers Reiser
Deutsche Bauern ihm zum Gruß?

Ja, in dunkler Zeit erloschen,
Schärft sich wieder mein Gesicht;
Und vor mir in diesem Groschen
Hält des Menschen Sohn Gericht!

Die Linde.

November 1840.

Die Nacht durchbrauste wilder Wind,
Am Morgen war es blau.
Ich ging vorbei mit meinem Kind
Am Lindenbaum auf der Au.

Der Knabe rief: „Sieh, Vater, ach!
Wie den der Sturm gefaßt!
Wie er ihm aus der Krone brach
Den schönen grünen Ast!“

Wir traten an, zu Boden hing
Der Ast, geknickt in den Staub,
Mein Knabe traurig ihn umfing,
Drückt an die Wange das Laub.

Zum Stamm blickt ich empor. O Schmerz!
„Schau", rief ich, „liebes Kind!
Er ist geschlitzt bis an das Herz,
Ins Mark fuhr ihm der Wind."

Und durch die Herzenswunde sah
Der blaue Himmel herein.
Wir standen in langem Schweigen da,
Wir fühlten der Linde Pein.

Ich endlich sprach: „Es ist nun so,
Wir ändern es nicht mehr!"
Des Söhnleins Hand ergriff ich froh,
Mein Herz blieb mir nicht schwer.

Wir gingen heim, wir zogen fort,
Wir schauten Fluß und Land. —
Nun liegt der Knab am fremden Ort
Begraben unter dem Sand.

Vier Wochen sind vorüber kaum,
Hier steh ich, ohne mein Kind,
Vor dem zerrißnen Lindenbaum,
Ich selbst gespalten vom Wind.

Geburtstagsfeier in Schweden.

Den 20. Juni 1841.

1.

Elf Jahre sind's, du wardst geboren,
Du süßer Spätling, jüngster Sohn!
Der Eltern Blick, in dich verloren,
Las eine goldne Zukunft schon.

So freudig blühten deine Wangen,
So üppig wuchs dein gelbes Haar;
Ein Lebensstrom floß ausgegangen
Von deinem hellen Augenpaar.

Wohl nahm die Schere jene Locken,
Das Knabenantlitz trat hervor,
Und, ernstes Schulkind, streng und trocken,
Standst du vor der Erkenntnis Thor.

Bald aber ward der Trieb zum Spiele,
Dein Geistchen flog durch Raum und Zeit,
Die junge Hand zwang mit dem Kiele
Der Römersprache Herbigkeit.

Durch die gewölbte Stirne zogen
Schon die Gedanken aus und ein,
Doch kindliche Gebete flogen
Noch von den Lippen, zweifelsrein.

Du grüntest, stark an Leib und Seele,
Du Mutterwonne, Vatersstolz,
Geschwisterlust, recht ohne Fehle,
Du, Bäumchen, hinter ältrem Holz.

Froh sang ich: „Jüngster Knabe, funkle
Mich keck mit schwarzen Augen an;
Wie auch das Erdenleben dunkle,
Doch bricht sich solch ein Strahl die Bahn!“

2.

Elf Jahre sind's, ich steh in Schweden,
Des Botes Dampfrauch hinter mir.
Trolhättas Donnerfälle reden
Von dir, geliebtes Kind, von dir!

Verzweifelnd stürzt mit wildem Schäumen
Ein ganzer See dem Meere zu.
So riß nach langen Hoffnungsträumen
Dein Tod mein Leben aus der Ruh.

Hier steh ich in der Wellen Brandung
Und sehne mich und suche dich
Und find im Strudel keine Landung;
Ach, Tod und Nacht umbrausen mich!

Und deiner Mutter muß ich denken:
Wie diese Fichten hängt ihr Mut,
Die sich in ewgem Taue tränken
Mit Haupt und Wurzel in der Flut. —

Doch sieh! es funkeln alle Wellen,
Und plötzlich glüht der Hain in Pracht.
Der Abendsonne Strahlen quellen
Zurück aus Schwarzwaldwassernacht.

Und dräng ein Augenwink vom Himmel
Nicht auch ins finstre Herz hinab?
Er spielt im Wogenstaubgewimmel,
Er perlt im Tau auf einem Grab.

Ein Kranz.

1841.

Aus des Ufers Maiengrün
Pflückt das Kind Vergißmeinnicht.
Fröhlich sieht der Bach es blühn,
Wie's die Frühlingskrone flicht.

Kommt die Krankheit, färbt es bleich,
Legt es auf die Totenbahr,
Führt die Seel ins Schattenreich,
Die voll Blumentraumes war.

Die Vergißmeinnicht im Kranz
Hatten Zeit nicht zu verblühn,
Tauen auf dem Sarg im Glanz,
Den man senkt ins Maiengrün.

Auf Friedrich Creuzers Jubiläum.

Gelesen zu Heidelberg am 11. April 1844.

Erfinderin, Bewegung,
Du dringst herein mit Macht;
Auch diese Bergumhegung
Ist dein willkommner Schacht.

Du läßt, wo schaumdurchflogen
Die Flut aus Steinen droht,
Im freien Waldstrom wogen
Dein dampfbeschwingtes Boot;

Und wo er, Fluren teilend,
Entflieht wie ein Geschoß,
Da überholen eilend
Ihn Wagen ohne Roß. —

Erfinderin, Bewegung,
Versammelt sind wir auch
Zu preisen deine Regung,
Nicht die von Rad und Rauch:

Die Regung in den Geistern,
Die einst in diesem Thal
Ausging von jungen Meistern
Als neuer Strom und Strahl.

Entdeckungslust und Ahnung
Erprobte da die Kraft
Und unternahm die Bahnung
Erneuter Wissenschaft.

Vor einem weiten Meere
Lag dieses Thales Bucht,
Und Fähre ward um Fähre
Gezimmert in der Schlucht.

Die kühnsten Schiffe sandte
Der Geist als Kreuzer aus,
Und ohne Beute wandte
Kein Segel sich nach Haus.

Die Alten ruhn, sie schlafen
Auf ihrem Lorbeerkranz,
Sie sind im andern Hafen,
Sie, dieses Werftes Glanz.

Doch Einer blieb dem Lande,
Ein Creuzer ist noch hier,
Er ankert fest am Strande
Mit stolzer Flagge Zier,

Tiefsinn in tausend Bildern
War seine Siegesfracht;
Man liest auf blanken Schildern
Das Zeichen seiner Jacht:

Symbolik strahlt's in Lettern,
In goldnen, von dem Schiff;
Das flog, umrollt von Wettern,
Vorbei an manchem Riff.

Es glänzt in lautrem Ruhme
Sein schimmerndes Verdeck,
Und unsres Festes Blume
Versteckt nicht Einen Leck.

Noch funkl' es lang am Ufer,
Ein Leuchtturm in der Nacht,
Ein Mahner und ein Rufer
Zum Kampf in edler Schlacht!

Denn wie viel Seglerscharen
Hat dieser Golf entsandt;
Wie oft, seit vierzig Jahren,
Stieß Forschung hier vom Strand! —

Erfinderin, Bewegung,
Durchatme diesen Port!
Wie seit der Grundsteinlegung
Des Hafens, wirke fort!

Nicht bloß aus Boot und Wagen
Steig auf, in Dampf und Rauch;
Der Geist sei stets getragen
Von deinem Lebenshauch!

Ein Kirchenbesuch in Stockholm.

Gelesen beim Festmahle des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung.

Stuttgart, den 2. September 1845.

Vom rauschenden Gespräch, von der Begeistrung Glut
Auf, folgt ins Kühle mir, zur feierlichen Stille,
Wo fern, im Ritterholm, des großen Geistes Hülle,
Der unser Banner trägt, längst unterm Boden ruht.

Im Süden dämmert's bald; hier zögert lang der Strahl,
Die Schwedensonne brennt mit ihrer nächtgen Helle,
Sie senkt sich in des Doms verschwiegenste Kapelle,
Verklärt, die Wand entlang, Trophäen ohne Zahl.

Verbleichte Fahnen blühn aufs neu in ihrem Gold,
Und wie Geschmeide blinkt ein Strauß von Lanzenspitzen,
Des Königs Schwerter sprühn, von Leipzig und von Lützen,
Und Trommeln winken euch, drauf einst die Schlacht gerollt.

Kein andres Mal; die Gruft hüllt glattes Estrich ein;
Der graue Marmor spricht, geborsten und zerschlissen,
Mit kurzer Schrift euch an, aus seinen Bodenrissen
Steigt mahnend Staub empor und spielt im Abendschein.

O schaut, o schauet hin! Die Sonne geht hinab,
Doch weilt die Säule Staubs aufsteigend aus den Platten;
Seht, sie verdichtet sich, sie wird Gestalt und Schatten,
Leibhaftig steht der Fürst vor euch auf seinem Grab.

Er ist's, der Glaubensheld; so ritterlich, so groß
Sah ich ihn jüngst von Stein in Nürnbergs Burghof lehnen,
Den Koller um die Brust; er streckt die nervgen Sehnen —
Doch nur zum Handschlag — aus: denn er ist waffenlos.

Ja sanft erscheinest du, du Löw' aus Mitternacht,
König im Goldgelock, entkleidet von dem Schrecken,
Der an den Wänden hängt; die Waffen, die dich decken,
Sind ganz Gerechtigkeit, ganz Wahrheit, Friedenstracht.

Jahrhundertklüfte weit liegt hinter dir der Krieg,
Die unbewehrte Hand will unsre Sache stützen,
Kein Schwert, dein Herzblut nur bringst du uns mit von Lützen.
Das ist noch nicht verraucht, das bürgt uns für den Sieg.

Zum allerfrömmsten Werk begleitet uns dein Geist:
Dem Docht, der einsam glimmt, Öl zu der Flamme spenden,
Dem Glauben Hütten baun, dem Glauben Lehrer senden,
Den Frieden bringen, den des Meisters Mund verheißt.

In Gottes Namen dran! so riefst du vor dem Tod,
Und dreimal ließest du den heilgen Namen hören,
Den Namen unsres Herrn, der in viel tausend Chören
Durch Erd und Himmel schallt, ein Trost für jede Not.

In Jesu Namen dran! ans Werk der Einigkeit!
Du willst der Führer sein — ein jeder wird es kennen —
Du willst der Führer sein — man braucht dich nicht zu nennen —
Du ziehest vor uns her im schlichten Reiterkleid. —

Der Schatten winkt, entschwebt, und Nacht bedeckt den Stein.
Doch draußen ist es Tag, und wehen die Standarten.
Hinaus, wo Brüder uns in Drang und Not erwarten!
Und unser Feldgeschrei? „Verzag nicht, Häuflein klein!“

Prolog,

gesprochen in einem Konzert für Schleswig-Holstein
am 2. November 1850.

Im friedevollen Reich der Töne
Vereinigt uns die Harmonie;
Da herrscht sie noch in ihrer Schöne,
Doch aus dem Leben schwindet sie:
Denn draußen klafft ja die Entzweiung,
Denn draußen stürmt ja die Parteiung,
Die sich der Eintracht starr verschließt,
Die Freunde trennt und Feinde koppelt,
Den Haß verschärft, das Gift verdoppelt
Und ätzend in die Wunden gießt.

Ja, hütet ängstlich euch, ihr Stimmen,
Die ihr zum Einklang fertig seid,
Daß nicht den Mißlaut euch, den grimmen,
Einhauche der entbrannte Streit.
Was soll geschehen, was entstehen?
Schon wieder liegt die Zeit in Wehen,
Ein unheimliches Kreißen ist's.
Schon regt in Meinung und im Worte
Der Krieg sich — drängt sich nach der Pforte
Die Mißgestalt des Bürgerzwists.

Wo eint sich der gespaltne Wille?
Wo ist des Volkes Herz noch ganz?
Wo ruft das Land der Waffenstille,
Wo winkt das Elis Griechenlands?
Wo sitzt auf seinem goldnen Throne
Der Zeus Olympias, die Krone,
Die unbestrittne, auf dem Haupt?
Antlitz voll Majestät und Güte,
Der Huld, des Heils lebendge Blüte,
Wo lächelst du, geliebt, geglaubt?

Land, das die heilge Sage feiert,
Nach dem des Geistes Auge sieht,
Aus dem Novemberqualm entschleiert
Sich uns dein priesterlich Gebiet.
Der Tempel strahlet wo der Richter,
Der Völkerkämpfe letzter Schlichter,
Der Nationenhirte, thront.
Das Nicken seiner dunkeln Brauen
Durchzückt die Welt mit frommem Grauen,
Es scheut, was ihm zu Füßen wohnt.

Die Wallfahrt nach des Rechtes Quelle
Füllt seit Jahrtausenden den Pfad.
Wer ist's, der heute dieser Schwelle
Mit schwankem, krankem Schritte naht?
Ein Weib im schwarzen Witwenkleide,
Das Aug von unnennbarem Leide
Glänzt traurig durch der Schleier Flor.
Welch ein Gefühl durchzückt uns alle?
Wie sehnlich zieht's uns nach der Halle,
Wo sie kniet in des Tempels Thor.

Sie beut dem Mitleid, beut dem Spotte
Ihr edles Haupt in Ruhe dar.
Sie wirft sich nieder vor dem Gotte
Und opfert an dem Hochaltar.
Ein armer Scherf ist ihre Gabe,
Von so viel alter, reicher Habe
Blieb ihr kein besseres Geschenk.
Von Schätzen nichts, noch stolzem Heere,
Ein Seufzer nur der Völkerehre:
„Sei Schleswig-Holsteins eingedenk!"

Erkennt das Volk, das dich gesehen,
Gestützt auf einen Herrscherarm,
Im Kaiserdiademe stehen,
Germania! dich — ganz in Harm?
Gepriesne Mutter edler Kinder,
Auch jetzt im Jammer doch nicht minder
Geliebte Mutter! zweifle nicht!
Vergessen hier ist alle Fehde,
Verstummt ist Red und Gegenrede,
Und einig macht uns Eine Pflicht.

Was auch das Herz mit Glut entflamme,
Was auch von Freiheit wir geträumt,
Verließen wir dich in dem Stamme,
Der dein Gewand mit Blute säumt:
Dem Dränger dann, dem nächsten besten,
Käm er aus Osten oder Westen,
Verfielen wir zu schnödem Raub;
Ein Thon, nicht wert, daß man ihn knete,
Ein Wurm, wert, daß man ihn zertrete,
Du selbst — ein Name nur, ein Staub!

Das wende der, den du gerufen,
Der Gott der Völker wend es ab.
Steh auf von seines Tempels Stufen
Und wiege deinen Herrscherstab.
Der ist's, vor dem der Feinde Scharen,
Von dir gezähmt, in grauen Jahren
Vom Belt zum Tiberstrom gebebt.
Unsterblich Weib! hoff auf den Freier,
Der dir mit kühner Hand den Schleier
Von der umflorten Stirne hebt!

Fündlinge.

1. Zum Titelwort.

Fündlinge nennt in Schwaben
Das Volk die Felsenkiesel,
Die, lang im Berg begraben,
Ablöset Flutgeriesel.
Im Thal zerstreut gefunden,
Doch werden sie zu Mauern
Von rüstger Hand verbunden,
Zu Schlössern, welche dauern.
Fündlinge spült seit Jahren
Mein Lebensbach vom Grunde,
Was wert ist zu bewahren,
Maur' ich hier ein vom Funde.

2. Die Hassenswerten.

Wär Haß erlaubt, wen möcht ich hassen?
Die Falschen, die man trefflich nennt,
Die von dem Lob der Menge prassen,
Und die der Kluge selbst nicht kennt;
Die heimlich lieben, heimlich grollen,
Die graben, wenn man meint, sie ruhn,
Und wenn sie je das Gute wollen,
Nur hinterrücks das Gute thun.

3. Lebensregel.

Willst du in Wahrheit sein bekehrt,
Sprich dies Gesetz dem Triebe:
Der Zorn ist nie der Mühe wert,
Doch immer ist's die Liebe.

4. In das Stammbuch eines Hegelianers.

Es gähnt ein Zwiespalt aufgerissen,
Ein Abgrund zwischen mir und dir:
Dein höchstes Gut ist nur das Wissen,
Und das Gewissen ist es mir.

5. Desgleichen.

Ich weiß ein spitzes, kahles Felsenriff,
An das ich meines Glaubens schwankend Schiff
Im Lebensocean nur mit Entsetzen triebe.
Die Klippe heißet: Gott ist der Begriff. —
Wie? Gott ein Sein voll nichts? Ein log'scher Kniff,
Der Welt, Natur und Geist, zu Staub zerriebe?
Lenk ab, o Nachen, steure hin zum Port,
Wo hell in Sternengold aufglüht das Wort:
Gott ist die Liebe!

6. G-Saite.

Wo, der ich auch gereist,
Mißfiel mir's im Gemüte?
Wo Geld mehr galt als Geist,
Wo Geist mehr galt als Güte.

7. Amnestierter.

Wer aus tiefen Kasematten
Wird ans späte Licht gelassen,
Zwingherr, frag den bleichen Schatten!
Fürchten lernt er nicht, nur hassen.

8. Prognostikon.

Wer, zu fallen bestimmt, mit Ehren zu fallen versäumt hat,
Fällt mit Schanden, ein Spott Feinden, und Freunden ein Graun.

9. Der verfolgte Spekulative.

Ein Tropfen Blut an deinem Kleid?
Bist du schon Märt'rer worden?
„O nein, es ist noch nicht so weit!
Der Fleck ist — nur ein Orden."

10. An einen Bekehrten.

Seit dir selber besser Brot ward,
Leugnest du des Volkes Not;
Seit dein Knopfloch für dich rot ward,
Wirst du selber nicht mehr rot.

11. Ausnahme.

Du wardst vom Orden ausgenommen,
Weil du von Gott ihn mitbekommen.

12. Titel.

Ein Titel ist nicht mehr als Hut, Rock, West, Hemd, Hosen;
Ein Wesenssurrogat für einen Wesenlosen. —
Und wird von diesem Spruch ein einzig Herz beschämt,
So ist der Tyrannei schon eine Kraft gelähmt.

13. Der Superfeine.

Die Thür steht offen, wagenweit; und doch
Schlüpft er beiseit herein durchs Katzenloch.

14. Der Philosoph.

Begriff und Vorstellung! Wo aber ist die Brücke?
Du deutest auf die Kluft und reichst mir eine Krücke.

15. Im Hörsaale.

Du arm System! aus einem Götterhirn
Hervorstolziert! Nun sollst du dich bequemen,
Bei schiefen Köpfen, unter niedrer Stirn,
In winziger Dachkammer Platz zu nehmen.

16. Dichterbewußtsein.

Entfaltet vor mir lebenshell
Der Genius die Blume,
O wie vergißt mein Herz mir schnell
Den Traum von eignem Ruhme! —
Doch brüstet sich Putzmacherei
Vor mir mit starrem Flore,
Dann fragt mich, ob ich Dichter sei —
Anch' io son pittore!

17. Romanzenpoesie.

Find ein poetisch Korn
Auf, unter Schutt und Dorn,

Drauf mit dem plumpen Schritt
Sonst der Philister tritt;
Pflanz es in deine Stirn,
Heg es und pfleg's im Hirn,
Bis es im Sonnenlicht
Aufgeht, ein klar Gedicht;
Kaum ist es aus dem Kopf,
Nimmt einer dich beim Schopf,
Knicket die Blume hold,
Riechet dran, niest und grollt:
„Dir gehört nichts davon,
Freund, als die Diktion!"

18. Verstocktheit.

Wen Nachtigall belehrt, was echte Lieder seien,
Den, junges Volk, belehrt kein Chor von Papageien.

19. Vorschlag.

Laß sie schimpfen, Laß uns impfen.
Laß sie schmähen, Laß uns säen.
Laß sie lügen, Laß uns pflügen.
Laß sie klaffen, Laß uns schaffen.
Laß sie richten, Laß uns dichten.

20. Ein Kritiker.

Wie stolz er sich geriert,
Der große Dilettant, —
Wer Schönes ignoriert,
Ist eben ein Ignorant.

21. Auf einen Kritiker.

Seit zehen Jahren meint der Thor,
Er spreche zu der Welt als Chor;
Der Widerhall der Wand betrog
Ihn bei dem langen Monolog.

22. Haarscharfe Kritik.

„Ich will ein Schelm sein, wenn ich nicht
Ein Haar in jeder Suppe finde!“
Drum schmälzest du dir dein Gericht:
Das Haar fiel stets aus deinem Grinde.

23. Die Jungdeutschen.

„Auf, Brüder, individualisiert!
Malt frech den krummen Tieck! malt Chamisso, den fahlen!“
Ihr Buben, die ihr so die Bücher ziert,
Mit gleicher Münze wird man euch bezahlen!
„O nein, uns hat Natur so hingeschmiert,
Daß keiner Lust bekommt, uns abzumalen.“

24. Auf eine Selbstbiographie.

Daß er, von hochberühmten Lieben
Umringt, berühmten Umgang pflog,
Erzählt er, unberühmt geblieben,
Im selbstverfaßten Nekrolog.

25. Stolz der Muse.

Auf den Thronen hat sie Freunde, deine Muse? Freund, ich wette,
Stolzer fühlte sie sich, wenn sie Freunde in den Hütten hätte.

26. Verwandlung.

Blätter kantig, Blüten goldig; hoffend pflegt' ich dich, du Schurke!
Wartet' auf Melonenfrüchte; doch du wardst nur eine Gurke.

27. Naturgesetz.

Huldigung, Bewunderung,
Herrn- und Frauengunst und Orden

Pflücke mir kein Sänger jung,
Keiner, eh er fertig worden!
Eine Dichterexistenz
Wachs' im Sonnenschein und Regen;
Steter Sommer schon im Lenz
Brachte nie der Blüte Segen.

28. Der alte Goethe über Uhland.

Zeige du dem ganzen Volk durch sechzig stolze Dichterjahre
Nur das Wahre, Himmelschöne, Meertiefhelle, Sonnenklare:
Viele werden's nicht begreifen, viele schütteln ihren Kopf.
Aber laß im Greisentraume dann zuletzt ein Wort entfahren,
Doppelsinnig, geisterneblicht, fern vom Tiefen wie vom Klaren:
Nachgelallt in Widerhallen wird es gehn von Tropf zu Tropf.

29. Bitte.

Ei, laßt die Müßiggänger nur,
Die Dichter, mir gewähren!
Sie überwuchern nicht die Flur —
Kornblumen in den Ähren.

30. Zweierlei Urteil.

Wes Urteil überzeugt? Des, dem im Hintergrund
Von Lob und Tadel wirkt wahrhaftger Seele Großheit.
Wes Urteil ekelt an? Des, dem der Lügenmund,
Sei's Tadel oder Lob, nur schöpft am Quell der Bosheit.

Sonette.

Die Gesänge.

1809.

Oft im Gewitter, Trübes mir zu schönen,
Erhuben sich die Göttinnen des Sanges,
Der Donner hallte fürchterlichen Klanges;
Es war der Ode mächtig kühnes Tönen.
Die Elegie erschien in Himmelsthränen;
Der Regen tropfte ernst herab durch banges
Gewölk ein Bild sehnsüchtig weichen Dranges:
Des Liedes Sonne stillte bald sein Sehnen.
Da sah ich zart gewölbt, in lichter Bläue,
Von Regen eine Mischung und von Sonne,
Im Farbenschmelz den Regenbogen wallen.
Ob auch ein ferner Donner rollend dräue,
Sein Arm umfasset Berg und Thal in Wonne:
So lächelt tröstlich das Sonett vor allen.

Weiblichkeit.

1810.

An dünnen Fäden lieblich aufgesaitet
Hängt eine Leier unter Blumenduft.
Es braust der Sturm hervor aus seiner Kluft,
Der Felder mäht und mit den Eichen streitet.
Du schwache Leier, dir ist Tod bereitet,
Wie magst du trotzen keck in freier Luft?
Doch horch, mit bangen Klagetönen ruft
Sie schon dem Sturme, der gewaltig schreitet!
Jetzt rührt er an die Saiten, voll erklingen
Und voller sie; doch ist nicht Flehn ihr Laut:
Ein selig Brautlied singen sie dem Winde.

So weißt auch du des Mannes Sturm zu zwingen;
Wild ist sein Hauch: doch löset er gelinde
In deinen Ton sich auf, du zarte Braut!

Deutschheit.

1810.

Sie tönen alle laut in mir zusammen
Die reinen Hymnen vaterländscher Dichter;
In meinem deutschen Herzen wird es lichter;
Nicht schäm ich mich, von solchem Volk zu stammen.
Ob auch erloschen seines Mutes Flammen,
Doch immer aus geweihten Sängen spricht er;
Es hält der Kraft Ermunterer und Richter,
Der Dichtung Geist, die Seelen noch beisammen.
So schallet über die gefällten Eichen
Und über des gestürzten Haines Trümmer
Der Vögel lieblicher Gesang noch immer.
Sie singen ihre heilgen Grabeslieder
Auf die gefallnen Riesenstämme nieder
Und Wiegensang den neu aufblühnden Zweigen.

Auf eine Landkarte der Schweiz.

1811.

Das ernste Land mit seinen Felsenstegen,
Abgründen, Bergesriesen, eis'gen Zinnen,
Es drängte meinen wanderlustgen Sinnen
Auf diesem Blatte furchtbar sich entgegen.
Wer schützet mich auf den umdrohten Wegen,
Verbeut dem Schnee, jäh vom Gebirg zu rinnen,
Und wird mir hell, kann ich die Höhn gewinnen,
Das Wunderland zu meinen Füßen legen?

Da mahnt es mich, daß auch mein süßes Leben
All diese Berg und Thäler jüngst durchzogen:
Schnell hab ich neu die Karte durchgeflogen.
Wie hell und freundlich alle Klüft und Höhen,
Um die der Liebe Morgenschimmer wehen!
O nur hinein! ist denn der Weg nicht eben?

Nachtklage.

1813.

Ein holder Jüngling, sagen uns die Alten,
Erscheint allnächtlich an der Ruhestätte,
Er neigt sich sinnbethörend übers Bette,
Still weiß er mit des Mohnes Kraft zu walten.
Das ist der Schlaf, er glättet alle Falten,
Zerreißt des Lebens ewge Bilderkette,
Und, daß er von des Tags Getrieb uns rette,
Führt er den Reigen süßer Traumgestalten.
Ich sah ihn lange nicht, es naht statt seiner
Ein ander Bild mir schon seit vielen Nächten,
Ein holdes Mägdlein ist es anzusehen.
Doch nicht erbarmt es, wie der Schlaf sich meiner,
Und, lächelt's gleich aus dunkeln Lockenflechten,
In Angst und Liebesschmerz muß ich vergehen.

Sonette an G.,

geblieben im Zweikampfe am 10. März 1814.

1.

O möchte mir dein traurig Bild erscheinen,
Dein bleiches Angesicht der letzten Stunde,
Der bange Schrei, das Blut der Todeswunde:
Ich wüßte, du bist hin, ich könnte weinen.

Jetzt will's der Geist noch immer sich verneinen,
Du schwebst vor ihm, der Freudige, Gesunde,
Der Wangen Rot, das Lächeln in dem Munde,
Zum holden Lebensbild will sich's vereinen.
So seh ich dich an meiner Seite zechen;
Mutwillig schüttelnd mit den Lockenhaaren
Weißt du von bunten Märchen viel zu sagen.
Doch plötzlich muß das frohe Bild zerbrechen,
In Dunst und Nebel ist es hingefahren,
Und fern hör ich die Todesschwerter schlagen.

2

Getäuscht hast du uns oft mit eiteln Mären,
Das Wunderbarste keck uns vorgedichtet,
Und wenn wir dann uns glaubig aufgerichtet,
Da freut' es dich, des Trugs uns zu belehren!
Nun willst du wieder einmal uns bethören!
Vom grausen Kampf, der blutig sich geschlichtet,
Und wie der Zufall fürchterlich gerichtet,
Vom eignen Tode lässest gar du hören?
O tritt hervor, du hast dich gnug verborgen!
Komm, widersprich dem gräßlichen Gerüchte:
Es läßt der Tod im Wort nicht mit sich scherzen.
Doch still und stumm vergeht der rote Morgen,
So ist es denn nicht eitle Truggeschichte,
Und durch die Gassen geht der Ruf der Schmerzen!

Antwort an einen jungen Dichter.

1821.

1.

Daß du bei Sinnenglut und Witzesgaben
Und Phantasie, in fremder Form Gewand,
Entbehren glaubst zu können den Verstand,
Und Geist, Bethörter, wähnest schon zu haben,

Mein Hohn wird sich daran fürwahr nicht laben;
  Mich dauert's, wenn ein anvertrautes Pfand
  Verschleudert wird in Übermut und Tand,
  Und wenn ein junges Roß zu Tod will traben.
Auch hoff ich's ja, du lernst dereinst erkennen,
  Die Schranke deiner Kraft und wirst, geschult,
  Mit Lust und Ernst auf rechter Bahn dich treiben:
Doch Andrer Freundschaft kann für dich entbrennen,
  Erst wenn dein Ich nicht mit sich selbst mehr buhlt:
  So lang laß uns geschiedne Leute bleiben.

2.

Was thu ich, deine Thorheit auszureuten!
  Der Ernst, ich weiß es, nicht ist er für alle,
  Auch du sprichst redlich, daß er dir mißfalle;
  So laß dir mit der Schellenkappe läuten!
Ich will dein Herz mit einem Gleichnis deuten:
  Mir kommt es vor wie eines Gasthofs Halle;
  Das Haus ertönt von mannigfachem Schalle,
  Von Herrn und Knechten, Dirnen wallt's und Bräuten.
Und ausgehängt als Schild hast eine Sonne
  Von blankem Blech, die Lust dadrin zu malen,
  Herbei zu locken vieler Zecher Schwärme;
Dann einmal übers andre rufst du: Wonne!
  Legst drunter dich, als ob sie leucht' und wärme,
  Ja, pflegst ein Blumenbeet mit ihren Strahlen.

3.

Das ist doch Hohn! das gleicht doch bittrem Spotte!
  Ja, mein Versprechen hab ich schlecht gehalten,
  Du kennst der Laune tückische Gewalten,
  Sie spornt das Flügelpferd oft aus dem Trotte.

Doch spotte du der Spöttereien Rotte!
Denn hast du rechte Schätze zu verwalten,
Die fürchten keines Witzes Spukgestalten,
Und liegen, wo nicht Rost sie frißt, noch Motte.
Geh, nimm dir ein Sonett aus diesem Horte,
Fein, stolz, gedankenreich, mit giftger Spitze!
Schnell ab vom Bogen seine goldnen Worte!
Hier steh ich, Freund, und meine Brust ist offen.
So waffne dich doch nur mit einem Blitze!
Wie will ich jubeln, wenn ich bin getroffen!

4.

Zu guterletzt: — O wolltest du mich hören!
Könnt ich mit meinem Ernst, mit meinen Scherzen
Die beide quellen aus gleich warmem Herzen,
Dich in dem Thun, dem unheilvollen, stören!
O hätt ich Einen doch von jenen Chören,
Die Geister bei der Auferstehung Kerzen
Hineingesungen in die tiefsten Schwärzen
Der Seele Fausts, den Wahnsinn zu beschwören!
Schon setzt er an die giftgefüllte Schale,
Da klingt es leise mit den Engelszungen,
Er hält, er horcht, und seine Thränen fließen.
Du auch, du sitzest schon beim Götzenmahle,
Und Gift ist's, was du gierig willst genießen. —
O würd' ein Lied von Engeln dir gesungen.

An Aglae.

1824.

Wie sahn wir blühen dich vor wenig Wochen,
Holdselig lächelnd unter deinen Kleinen
Wie eine Rose zwischen Knospen scheinen,
Die deine Schönheit vielfach ausgesprochen.

Jetzt hat der eitle Schimmer dich bestochen,
Dich abgerissen von dem Kranz der Deinen,
Die Welt, die lose Dirne, mußt' erscheinen,
Und hat die schöne Blume sich gebrochen.
Durchzittert dich nicht je und je ein Schaudern?
Los bist du von der Wurzel, von den Zweigen,
Und wirst verwelken am gemeinen Busen!
So flüstern hinter dir die keuschen Musen;
Du kehrst dich ab und eilest nach dem Reigen:
„Was wollen diese Mägde mit mir plaudern?"

An August Grafen von Platen.

1825.

Nimm hin den Dank, wie du mein Herz erfrischet!
Das war kein Mahl aus Orients fremder Küche;
Das mundet anders, als die kalten Sprüche,
Die der Hyperbeln Würze heiß gemischet!
Wein, lautern Wein hast du mir aufgetischet,
Erzogen auf durchsonntem Steingebrüche
Glüht er im Kelch, dampft auf in Wohlgerüche
Und schäumt, daß ihn kein Tadel überzischet.
Im Innersten hab ichs bekennen müssen:
Du bist, du bist der heilgen Sänger einer,
Vor deren Geist der meinige sich beuget.
Ja, selig ist die Lust, die schafft und zeuget;
Doch eine — heut empfind ich's — ist nicht kleiner:
Die Lust, begabtre Geister zu begrüßen.

Sonette aus dem Bade.

1835.

„An die Geliebte.“

„Sie fassen nicht den ewgen Schimmer,
Der dir aus deinen Augen geht,
So wie des Mondes heilgen Flimmer
Kein irdisches Gemüt versteht.
Hell muß es, wie die Sonne blenden,
Was dieser Welt gefällt und lacht,
Muß alles mit dem Tage enden,
Denn für den Schlaf ist ihre Nacht.

Mir wird dein Leben erst entfaltet,
Wann alles rings in Schatten fällt.
Ich weiß, so lang die Sonne waltet,
Von dir kein Gleichnis auf der Welt;
Du gehst in unbemerkter Fülle
Einsam vorüber und verwirrt,
Ein Stern, der sich aus Nacht und Stille
In dieses fremde Licht verirrt.

O dann erst, wann der Abend dichter
Sich um die stille Erde schließt,
Und wann der Schein verwandter Lichter
Auf dich vom blauen Himmel fließt;
Dann erst, du namenloses Wesen,
Du Stern des Himmels, fass' ich dich,
Und mein' in deinem Blick zu lesen,
Beim Strahl des Monds, du liebest mich.“

März 1811.

1.

Was liegt der Schlaf auf meinen Augenlidern
Am hellen Tag? was ist mein Haupt so schwer!
Bald rast mein Puls, bald find ich ihn nicht mehr!
Pickt schon der Totenwurm in meinen Gliedern?

Du bist nicht krank! hör ich den Arzt erwiedern
 Auf dieser Klagen ungestümes Heer.
 Setz gegen deine Bücher dich zur Wehr!
 Laß dir den trägen Mut Natur befiedern!
Geh in ein Bad, doch hüte dich zu baden;
 Zum Brunnen, doch das Glas nicht an den Mund,
 Viel lieber laß zum Firnewein dich laden.
Hinab zur Kühle, dort im Felsengrund!
 Empor im Schweiß auf steilen Tannenpfaden,
 Lern wieder leben, und du wirst gesund!

2.

Und seiner Mahnung hab ich mich gefügt,
 Hier bin ich, wo die Müßiggänger thronen,
 Der sanften Ruhe soll ich hier gewohnen,
 Wo Denken mich nicht mehr um Sein betrügt.
Und leugnen kann ich's nicht: ich bin vergnügt,
 Mein Leib erstarkt, mein Geist läßt gern sich schonen,
 Wenn beide dämmern unter Blätterkronen,
 Und wenn der Becher beiden Jugend lügt.
Wann denn verwandert ist der frische Morgen,
 Verschlummert ist der schwüle Nachmittag,
 Der Abend sich in Sonnendunst geborgen;
Wann still die Dorfnacht aufsteigt aus dem Hag:
 Da meldet gar (wie lang verdrängt von Sorgen!)
 Die Muse sich beim Nachtigallenschlag.

3.

O Mond, wie leget sich so schön und breit,
 Viel weicher, als auf Gassen und Paläste,
 Um diese Berge, diese vollen Äste,
 Auf dieses Gras dein lichtgesponnen Kleid!
O Mond, o Sonne der Vergangenheit!
 Wie dringst du auch in meines Busens Feste,
 Wie wirfst du Glanz und Schatten auf die Reste
 Von Lebensträumen ferner Jünglingszeit.

Aus diesen Trümmern hebt sich leis' empor
Im Strahl der Nacht ein Lilienangesicht
Mit blauer Augen frischem Perlentaue.
Ein altes Jugendlied rauscht mir ans Ohr,
Mir flüstert's ein verklungenes Gedicht,
Daß ich der frühen Lieb ins Antlitz schaue.

4.

So ist's erfüllt, so soll ich noch einmal
Sie sehen, wie der Dichtung Morgentraum,
Wie seltnen Abends Zauberfärbung kaum
Sie mir gezeigt in mondverklärtem Saal.
Ihr goldnes Haar webt sich aus Mondenstrahl,
Aus Mondenschatten ihrer Wimper Saum,
Ihr schimmernd Kleid fließt wie der Wellenschaum
Des Felsenbachs, der niederwallt ins Thal.
Aus ihrem Ätherauge quillt ein Licht,
Das Feuer taucht noch aus dem tiefen Blau,
So sah mein Blick, so sang sie mein Gedicht.
Doch schmerzvoll ist mein Geist ihr zugekehrt;
Vergänglich ist die Schönheit, wie der Tau —
War ihr Unsterbliches der Liebe wert?

5.

Unselger Fluch der Endlichkeit: gespalten
Ist Form und Wesen, ewig abgetrennt!
Der stolzen Wohnung, die sich Schönheit nennt,
Ist stets der Fremdling Seele fern gehalten.
Das Nichts schläft in der Wunderblume Falten,
Die Lieb und Lied verherrlicht und nicht kennt;
Suchst du der Tugend heilig Licht? es brennt
Verborgen vor der Welt, in Mißgestalten!
So sprach der Zweifel, und ein Wolkenschleier
Zog trüb sich über der Verklärung Bild,
Und eingeschüchtert floh der Mond von dannen.

Doch Sterne blieben, und mein Geist ward freier,
Denn die Erinnerung lächelte noch mild,
Und ließ sich nicht aus meinen Träumen bannen.

6.

Und vor mein schlummernd Auge trat ein Knabe,
Leichtsinnigen Schritts, gleichgültigen Gesichts;
In seinem Blick, um seinen Mund war nichts;
Der deutete hinaus mit seinem Stabe
Und sprach: „Komm, sieh, was ich bereitet habe!“
Ich drauf: „Du bist kein Bote mir des Lichts;
Dein eitler Gang, dein leeres Auge spricht's;
Von dir erwart ich keine Sehergabe.
Wer bist du?“ — Da bescheiden sprach der Kleine:
„Ich bin der Zufall, und, unscheinbar zwar,
Bin ich der letzte nicht von Gottes Engeln.
Komm, folge mir! ich zeige frei von Mängeln,
In Seelenschönheit dir die Süße, Reine!“
Er ging, ein Zephyr kräuselte sein Haar.

7.

Mondschein, Traum, Dichtung, Liebe war vergessen,
Und in der Stimmung später Lebenstage,
Zufrieden-ledig von der Alltagsplage,
Schlich ich durch Hängeweiden und Cypressen.
Die krummen Gänge hatt' ich all durchmessen,
Die Gäste waren von gemeinem Schlage,
Zu grüßen und zu danken war mir Plage,
Bis ich die fernste Bank im Hain besessen.
Da hört ich's knistern hinter mir im Moose;
Gewendet sah ich eine Mutter pflegen
Ein spielend Kind, hell wie die rote Rose.
Und wie das Frauenantlitz aufwärts schauet,
Blickt eine welke Lilie mir entgegen,
Mit blauen Augen himmlisch noch betauet.

8.

Tau, unvergänglicher als Lilienblüte!
 An dir erkenn ich die Geliebte wieder.
 Auf dieses Kind senkt sich der Himmel nieder,
 Den einst ich schaut' in einem Blick der Güte.
Nicht schmerzet Schönheit mich, die längst verglühte,
 Nicht der geschwundne Bau so holder Glieder;
 Im Herzen rauscht ein froher Quell der Lieder,
 Geweihet nie verblühendem Gemüte. —
Gerührter Thor! wirst du dich nicht besinnen?
 Der Frauen Urbild soll sie dir vertreten,
 Weil du sie Kind siehst oder Enkel minnen?
Sieh erst in ihrem Kämmerlein sie beten!
 Was thut denn diese Frau, das nicht auch thäten
 Die Zöllnerinnen und die Sünderinnen?

9.

Und wie mein Blick das Paar aufs neu betrachtet,
 Werd ich gewahr, daß ihre ganze Kraft
 Die Mutter deutungsschwer zusammenrafft,
 Wenn sie dem Kind sich zu verständgen trachtet.
Des teuren Wesens Geist ist wohl umnachtet,
 Und einer seiner Sinne liegt in Haft.
 Ach, ihr Gebärdenspiel wird Leidenschaft,
 Indes empor es halbverstehend schmachtet.
Und nun begreif ich's: dieses Kind ist stumm!
 Und nun wird's klar mir: dieses Kind ist taub,
 Und liebende Verzweiflung seine Pflege!
Wie mit Gespensterfurcht seh ich mich um,
 Kalt bläst ein Wind im Trauerweidenlaub;
 Und, gleich gescheuchtem Wild, meid ich die Wege.

10.

Dicht im Gestrüppe schleich ich still und scheu,
  Da kommt ein Gast, einsam auch er, gegangen,
  Den frag ich nach der Frau mit bleichen Wangen.
  Er spricht verwundert: „Ist ihr Los euch neu?
Ihr starb der Gatte treulos, doch in Reu,
  Und eng umstrickt von des Gewissens Schlangen;
  Sie aber hält sein hülflos Kind umfangen,
  Und an der Untreu Frucht übt sie die Treu.“
Nicht Antwort fand ich auf des Fremden Worte,
  Im Ohre läutete das Lied der Jugend,
  Es rüttelte mir im betäubten Sinn.
Fort, nach des Fichtenwalds geheimstem Orte,
  Dort zu versenken mich in ihre Tugend!
  Sie pflegt das Kind — das Kind der Buhlerin!

11.

In meinem Traum stand vor mir lebensklar
  Ein Knab, aus dessen Auge Funken springen,
  Ein Engel mit erst halbgesenkten Schwingen,
  Und Gottes Odem kräuselte sein Haar.
„Du bist der Zufall,“ rief ich, „ist's nicht wahr?“
  Und er sprach: „Ja! doch nach vollbrachten Dingen
  Werd ich zur Schickung, und Gesänge bringen
  Zur Ehre mir die Brüderengel dar.
Und jüngst ward ich zu dir gesandt, ein Wesen,
  Das du erkanntest, als es niemand kannte,
  Zu zeigen dir, bestimmt für Gottes Thron.
Die Flamme dieser reinen Seele brannte
  Von Ewigkeit für Ewigkeit erlesen.
  Du weißt's. Und das ist deines Liedes Lohn.“

12.

Gesundheit nehm ich mit aus diesem Bade,
Heil, das nicht bloß dem Leibe widerfuhr,
Nein, auch mein Sinn, dem sie des Lebens Spur
Tief eingedrückt, ist wieder hell und grade.
Die Liebe, die mich auf dem Jünglingspfade
Gehütet, war nicht eitle Täuschung nur,
Der Hoffnung Grün ward ewiger Azur,
Der wölbt sich über uns als Schirm der Gnade.
Das Kind, das unter diesem Himmel ruht,
Hat Ohr und Wort in meiner Phantasie,
Die Mutter, die es trägt, hat Jugendschöne.
Ein duftger Vollmondschein verschwindet nie,
Wallt um das holde Paar wie Silberflut,
Und leise flötend klingen Liedestöne.

Romanzen, Balladen, Legenden.

Der Todesklang.

1814.

Es steht an Finnlands Grenzen
Ein festes Schloß erbaut,
Das in des Mondes Glänzen
Weit über die Lande schaut.

Zu Füßen ihm in Eile
Schießt bodenlos ein Fluß,
Man hört auf eine Meile
Fernher den rauschenden Gruß.

Dort ist seit alten Tagen
Oft schon in stiller Nacht
Ein Klingen, ein süßes Klagen
Hellmahnend aufgewacht.

Wem gilt es wieder heute?
Es ist ein mächtiger Troß,
Der Hauptmann und seine Leute,
Gekommen als Wach' aufs Schloß.

Der Hauptmann in dem Saale
Liegt schon im halben Schlaf,
Geküßt vom Mondenstrahle,
Ein schöner, schwedischer Graf.

„Wer drunten musizieret
Und spielt so schöne Stück'?
Wer mir zu Ehren rühret
So holde Feldmusik?"

Die Tön', ach! die dich laden,
Spielt einer, den du nicht kennst:
Ich seh's wohl tauchen und baden
Im Flusse, das Gespenst.

„Es tragen mich die Laute
Auf Flügeln ins Schwedenland,
Dort sitzt die Liebe, die Traute,
Was stützt sie sich auf die Hand?"

Sie möchte wohl sitzen in Thränen,
Wär ihr dein Los bekannt;
Du fliegest auf diesen Tönen
In ein gar ander Land!

Im Schlafe schon spricht der Knabe:
„Nun, glaub ich, schlummr' ich ein.
Mir träumt, ich läg im Grabe,
Ich zög in Himmel ein!"

Ach Träumen ist es nimmer,
Du junger Schwedengraf!
Dein Haupt im Mondenschimmer
Neigt sich zum ewigen Schlaf.

Der Geist taucht unter in Schweigen,
Er hat sein Werk vollbracht;
Die Wellen fallen und steigen,
Der Fluß rauscht durch die Nacht.

Der neue Staufenritter.

1814.

Wer wandert nach dem Hohenstaufen
Durch den verstörten Tannenwald?
Die Stürme wehn, die Bäume traufen,
Der Regen spinnt sich trüb und kalt.

Das ist kein Wetter mehr zum Reisen!
Dort winkt ein gastlich helles Dach! —
Er läßt sich nicht ins Trockne weisen,
Es ruft der Wirt umsonst ihm nach.

Das eben sei das rechte Wetter,
Meint er, zur alten Burg zu gehn!
Wie ruft des Donners dumpf Geschmetter,
Wie muß sie schön im Blitze stehn!
Die Klänge sind es, die nicht altern,
Die Lichter, die nicht ausgebrannt,
Und seit den ernsten Mittelaltern
Ist droben wohl ihr Spiel bekannt.

Jetzt ist er ganz hinauf geklommen,
Er stellt sich auf die Trümmer hin,
Er hat ihn wahrlich mitgenommen
Zur rechten Statt den rechten Sinn;
Mit seinem ernsten Angesichte,
Mit seinem sturmdurchwehten Kleid
Steht er in dem Gewitterlichte
Fast wie ein Geist aus jener Zeit.

Und wie ein Lied aus jenen Tagen
Erhebt er seinen stolzen Sang,
Der ringt sich über Leid und Klagen
Hinauf zum hellen Freudeklang;
Er hat von seiner Burg gesprochen,
Wie sie der bittre Feind zerstört;
Er ruft mit Lust: sie ist zerbrochen,
Weil diese bessre mir gehört.

Dann hat er weiter noch gesungen
Von seiner ungetreuen Braut;
Da hätte bald sein Lied geklungen,
Wie ein bewegter Seufzerlaut.

Doch herrlich über alle Schmerzen
Empor das hohe Lied sich reißt,
Er singt von Ihr aus festem Herzen
Als einem abgeschiednen Geist.

„Ist gleich mein Haus zerbrochen immer,
Zerbrochen auch mein edles Herz,
So ragen doch die hohen Trümmer
Mit Lust und Stolz noch himmelwärts:
Und hieher hab ich mich geflüchtet,
Verstoßen aus der neuen Welt:
Wer je gekämpft, geliebt, gedichtet,
Für den ist Wohnung hier bestellt.

„Nun denn, ihr alten Heldengeister,
So schämt euch des Genossen nicht!
Ihr weitgepriesnen Sangesmeister,
Nehmt freundlich mich in Lehr und Pflicht!
O kommt hervor, ihr treuen Frauen,
Mit hoher Minne Leid vertraut,
Laßt mich in euer Antlitz schauen,
Und tröstet mich für meine Braut!"

Der Ritter hat schon lang geschwiegen,
Der Donner rollt noch immer fort;
Man sieht ihn oft im Blitze liegen,
Ganz sanft und selig liegt er dort,
Geschlossnen Auges, blasser Wangen;
Ist's Schlaf, ist's Tod, ich weiß es kaum;
Doch sicher träumt er ohne Bangen
Von Staufen einen lichten Traum!

Der Kellergeist.

1814.

„Was tritt da vor mein Bett zu Nacht
Duftneblige Gestalt?
Ich bin doch wahrlich ganz erwacht,
Ist das noch Traums Gewalt?

„Was drängst du dich so wüst hervor
Aus meiner öden Stirn,
Du ungefüges Träumechor,
Bleib drinne mir im Hirn!"

Doch nimmer weicht das dunkle Bild,
Scheint's gleich nur Duft und Schaum,
Es winkt so hastig, blickt so wild:
O nein, das ist kein Traum!

Der Hausherr springt vom Lager auf,
Zerstoben ist's wie Spreu;
Er wirft sich murrend wieder drauf,
Da gleich erscheint es neu.

Und wie es kommt zum dritten Mal,
Wirft er sich in sein Kleid,
Er stellt sich mitten in den Saal,
Zu Schutz und Trutz bereit.

Auf Kettenklirren, Geisterschritt
Spitzt er sein horchend Ohr,
Doch aus der tiefen Stille tritt
Nur sachtes Pochen vor.

Mit wunderlicher Gegenwart
Treibt's ihn durch Saal und Flur,
Es tönt so leis, es tönt so zart,
Wer kommt ihm auf die Spur?

Im Hause wird nun alles wach,
Und alles hört den Laut;
Sie gehn dem stillen Geiste nach,
So arg es ihnen graut.

Zur Treppe führet sie der Lauf
Und drunten sind sie schon,
Da steiget von dem Keller auf
Vernehmlich ganz der Ton.

„Die Weine sind mir gar zu lieb,
Es soll mir keiner dran,
Geist oder Teufel sei der Dieb,
Ich will ihn dennoch fahn!“

Und mit der Leuchte durch das Thor
Tritt keck der Hausherr ein,
Da stellt sich laut bei seinem Ohr
Das Musizieren ein.

Das war das allergrößte Faß —
Da stand der Geist? o nein!
Nur war der Boden kühl und naß,
Nur plätschernd rann der Wein.

Ein schlimmer Wächter war der Hahn,
Ganz offen stand er gar,
Und wie's zu Boden tropfend rann,
Da tönt' es warnend klar.

„Dem guten Kellergeist sei Dank,
Den ich am Bett gewahrt,
Er hat den allerbesten Trank
Mir gnädiglich bewahrt!“

Wohl manchem sitzt er in den Kopf,
Den warnt er nimmermehr,
Er quält mit Durst den armen Tropf,
Bis seine Fässer leer.

Doch wen er lieb hat, tränkt er gern,
Und hält doch sichre Wacht,
So that er noch an unserm Herrn
Dies Wunder jüngst zu Nacht.

Und der besungen diesen Spaß,
Scheut nicht des Geistes Groll;
Hätt er nur erst ein eigen Faß,
So füllte der's ihm voll.

Die Achalm.

1814.

Der Führer spricht zum Wandrer:

Da steht noch Turm und Burgverließ
Vom Schloß, das ich genannt,
Doch wie es einst vor Zeiten hieß,
Ist keinem mehr bekannt.

Die alte Sage spricht es kaum
Noch halbvernehmlich nach,
Wie einst die Burg auf diesem Raum
Vor zorniger Fehde brach.

Der letzte war es vom Geschlecht,
Der hier bestritten ward,
Von Arme stark, von Sinn gerecht,
Nach frommer Stammesart.

Er schirmt' und schützte Hof und Haus
Lang vor der stärkern Macht,
Da trieben ihn die Flammen aus
Und mitten in die Schlacht.

Er ließ den Bau wohl stürzen ein,
Er sah nicht hinter sich,
Den Boden wollt er doch befrein,
Der keinem Feuer wich. —

Den Pfeil, den todesträchtigen,
Empfängt sein tapfres Herz,
Sein Rufen zum Allmächtigen
Verschlingt der letzte Schmerz.

Doch was er rief in letzter Not,
Das halbe Wort: Ach allm —,
Das hat gewiß getönt vor Gott
Als wie ein ganzer Psalm.

Ja selbst dem Feinde klang es schön,
Das ernste Scheidewort,
Er baute frisch auf diesen Höhn
Und hieß Achalm den Ort.

Das Menschenwerk zerfallen ist,
Der Berg steht fest und hoch,
Achalm so heißt zu dieser Frist
Sein Gottesname noch.

Ihr Wandrer, die ihr sinnet viel,
Vergeßt nicht jenes Ach!
Ihr Mägdlein hier, auf Tanz und Spiel,
Denkt fromm der Allmacht nach!

Kaiser Heinrich.

1815.

Herzog Heinrich war's von Bayern,
Der sich in der Mitternacht,
Wo die frömmsten Brüder feiern,
Hin zur Kirchen aufgemacht.
Ernste Bilder nach ihm fassen,
Treiben ihn zum Beten an,
Durch die Regensburger Gassen
Geht er nach Sankt Heimeran.

Junges Heldenantlitz betend
Möcht ein schöner Anblick sein;
Dieser zum Altare tretend
Kniet umnachtet und allein.
Vor den Augen gar die Hände,
Drückend jedes Bild zurück,
Fleht er um ein selges Ende,
Nicht um irdisch Heil und Glück.

Als er aufstand, schien's vom Rücken
Über ihn, als wie ein Licht;
Staunend thät er um sich blicken,
Sieht ein heilges Angesicht.
Hochaltar und Kreuz verklärend
Dort ein lichter Bischof stand,
Der mit hoher Hand, wie schwörend,
Zeigte nach der Kirchenwand.

Mit den Fingern, wie mit Kerzen,
Leuchtet er auf eine Schrift,
Wo der Fürst mit bangem Herzen
Auf ein römisch Sechse trifft.

„Will mich Gott so bald erhören?
Herr, ich glaub's auf eure Hand;
Hebt sie nicht so ernst zum Schwören!“
Sprach der Held, und alles schwand.

Wie sechs Stunden sind vergangen,
Harrt er fromm auf seinen Tod,
Doch es schien ihm auf die Wangen
Lebenshell das Morgenrot.
Wie der sechste Tag gekommen,
Er bereit und fertig ist;
Doch es giebt der Herr dem Frommen
Neue heitre Lebensfrist.

Darum hält er an mit Beten,
Bis der sechste Mond erscheint,
Würdger stets vor Gott zu treten;
Doch es war nicht so gemeint.
Aber ernste Todsgedanken
Wandeln mit ihm immerdar,
Und so lebt er sonder Wanken
Heilig bis ins sechste Jahr.

Und in hoher Kirche stand er
Leuchtend um das sechste Jahr
Und auf seinem Haupte fand er
Römsche Königskrone gar.
König Heinrich war's der Zweite,
Herr von allem deutschen Land,
Der von dort an ward bis heute
Stets der Heilige genannt.

Zweiundzwanzig Jahre heilig
Herrscht' er ohne Fluch und Spott,
An die römsche Sechse treulich
Dacht er und an Tod und Gott.

Weil er fertig war zum Sterben
Hielt ihn Gott des Lebens wert,
Weil den Himmel er konnt erben,
Ward ihm auch das Reich beschert.

Der Hohlenstein in Schwaben.*)

1815.

Hoch droben bei dem Dörflein Hart
Man noch ein Felsenloch gewahrt,
Es ist im tiefen Wald gelegen
Ab von den Feldern und den Wegen,
Es trennt der Stein sich in zwei Falten,
Als hätt ihn Sturm und Blitz gespalten.
Er scheint für Fuchs und Eul allein
Ein trüb unheimlich Haus zu sein.
Doch ist es bald dreihundert Jahr,
Da ward zum Fürstenschloß er gar;
Da stand in ihm, das Haupt gebückt,
Den Rücken an die Wand gedrückt,
Die Arme knapp ins Kreuz geschlagen,
Schon seit zwei Nächten und zwei Tagen
Ulrich der Herr vom ganzen Land,
Hatt nichts, als diese Felsenwand.
Die Bündler hatten ihn vertrieben,
Sind auf den Fersen ihm geblieben:
Und hätt ihn nicht der Felsenspalt
Und der verwachsne Buchenwald
In seine dunkle Hut genommen,
Er wär ums Leben auch gekommen.
So aber zogen mit Geschrei
Und wildem Fluchen sie vorbei.

---

*) Bei Nürtingen, im nahen Angesichte der Alb.

Und als es nun den müden Fürsten
Begann zu hungern und zu dürsten,
Fing er zu klagen an und beten,
Ob ihn der Herr nicht gnug zertreten;
Hätt es der schmale Raum erlaubt,
Er wär gekniet mit bloßem Haupt.
Da rauscht es in den nahen Zweigen,
Zwei Männer sieht er niedersteigen.
Nicht Feinde sind es, wild erbost,
's ist guter Unterthanen Trost;
Sie kommen nicht zu fahn, zu lauern,
Es sind vom alten Schlage Bauern,
Von denen Eberhard im Bart
Gerühmt die echte Landesart,
Daß ihrem Schoß allnacht ohn Grauen
Sein fürstlich Haupt er wollt vertrauen.
Wie die den Herzog hier erkunden,
Sie wissen nicht, wen sie gefunden,
Ins Dörflein führen sie ihn gern
Als einen arm verirrten Herrn.
Sie kosen traulich mancherhande,
Wie's gute Sitt im Schwabenlande,
Sie klagen von den harten Tagen,
Und wie das Land sei schwer geschlagen,
Der Herzog flüchtig und verbannt, —
Doch der wohl hätt's verdient ums Land!
Mit Steuern und mit wildem Jagen
Thät er es unaufhörlich plagen,
Bis endlich Gott der Herr ihn lehrt,
Daß ihm's nicht also ganz gehört.
Der Herzog, schamrot, sah zur Erden,
Er sprach: Das soll schon anders werden;
Sie aber sagen drauf mit Lachen:
Er wird es doch nicht besser machen,
Und wenn er's in der Not verspricht,
Kommt er nur wieder, hält er's nicht.

Derweil sind sie ins Dorf gekommen,
Und haben ihn ins Haus genommen.
Er drückt und bückt sich durch die Thür,
Doch kommt ihm alles köstlich für;
Wie schmeckt die harte Bank ihm; hei!
Wie mundet ihm der schwarze Brei!
Er nimmt vom alten Schranke dort
Das neue, deutsche Bibelwort,
Er liest in Andacht die Propheten
Von Fürstenstraf und Volkesnöten;
Und wie er drauf sich macht davon,
Spricht er: Gott euch für jetzt belohn,
Daß ihr den Ulrich mochtet speisen
Und ihm sein Regiment verweisen!
Er eilt hinaus, sie glauben's kaum,
Und war es ihnen lang ein Traum;
Doch als das Land ward wiederbracht,
Sind sie gar fröhlich aufgewacht;
Mit Kriegsdienst, Steuern, bösen Frohnen
Hieß er das ganze Dorf verschonen,
Doch ward der Türk im Reich erblickt,
Da hat es Einen Mann geschickt,
Und gegen die Franzosen neulich,
Da schickt' es mehr als Einen treulich.

Also hat seit dreihundert Jahren
Das Dörflein Hart es wohl erfahren,
Daß es den Herzog auf der Flucht
Gerettet aus der Felsenschlucht.

Die Wurmlinger Kapelle.

1815.

Von Calw Graf Anselm lag am Tod,
Ein stark und frommer Grafe,
Er ging mit vollen Sinnen ein
Zum allerletzten Schlafe;

Er prüfte mit dem Auge so hell,
Als zög er hinaus aufs Jagen,
Er sprach mit seiner Zunge so klar,
Als rief er im Feld zum Schlagen.

Er sprach: „Ich kann durchs Fenster sehn
Den Kirchhof mit den Steinen,
Die Sonne mag ihn mit ihrem Licht
Nicht Einmal Jahrs bescheinen.

„Ich habe gelebt auf Bergen frei,
In Schlachten und in Siegen,
Über Berge zog ich ins heilige Land,
Auf Bergen möcht ich liegen.

„Es ist vergangen kein einziger Tag,
Daß ich nicht zog in die Ferne,
Ich führ als tot in die weite Welt
Noch einmal gar zu gerne.

„So spannt vor einen Wagen bald
Ein tüchtig Paar von Stieren,
Die schickt mit meinem Sarg hinaus,
Doch keiner soll sie regieren.

„Und wenn sie halten auf einem Berg,
Macht dort mir ein Grab zur Stelle,
Und baut zu Gottes Ehren auf
Eine heilige Kapelle."

Und als der Graf verschieden war,
That man nach seinem Willen,
Auf schwarzem Wagen zwei schwarze Stier
Ziehn steinernen Sarg im Stillen.

Sie ziehen mitten durchs Ackerfeld,
Es will es keiner wehren,
Der Pflüger weicht und betet fromm
Dem toten Herrn zu Ehren.

Sie ziehen vom Morgen bis zur Nacht
Und wieder bis zum Morgen,
Da machen sich die Diener auf,
Zu suchen und zu sorgen.

Sie fragen nach der irren Spur
Mit Worten lange, mit Blicken,
Bis sie auf einem steilen Berg
Fern das Gespann erblicken.

Der Berg ragt wie ein Turmesdach,
Dahin sie ihn getragen,
Die Stiere brachten ihn wohl hinauf,
Der Sarg fiel nicht vom Wagen.

Die Diener stellen sich um den Sarg,
Sie singen zu Gottes Preise,
Daß er so wohl gelingen ließ
Dem Herrn die letzte Reise.

Von vielen Dörfern tönt herauf
Ein frommes Grabgeläute,
Die Berge glühn in der Sonne Gold,
Als ob sie ihm Blumen streute.

Und wie den Sarg man öffnet noch,
Des Grafen Aug ist offen,
Als hätt ihn Berges Luft und Licht
Mit weckender Macht getroffen.

Auch liegt der Abendsonne Schein
So rot auf Lippen und Wangen;
Es war, als wäre der bleiche Tod
Vor seinem Strahl vergangen.

Doch senkten ihn die Diener ein
Nach seinem Wunsch, zur Stelle,
Als Grundstein weihten sie den Sarg
Zur heiligen Kapelle.

Von drunten kommen auf deren Klang
Seitdem viel Tote zu schlafen,
Das ganze, tiefe Dorf will ruhn
Auf hohem Berge beim Grafen.

Die Tübinger Schloßlinde.

1815.

1.

Und wie sollt ich dein vergessen,
Du getreue Musenstadt,
Die mein ganzes Herz besessen
Und mich wohl gepfleget hat!

Von dir singen, von dir sagen
Könnt ich gar viel Leid und Freud,
Doch, nicht ist's aus fernen Tagen,
Ach! mir ist, als wär's erst heut!

Aber heute gieb mir Kunde
Tief aus deiner alten Zeit,
Als dich von dem schwäbschen Bunde
Ulrich, unser Herr, befreit.

Zwar er kam in schwerem Zorne,
Schlug dir ein dein zagend Schloß,
Daß die Sträucher und die Dorne
Standen auf den Trümmern bloß.

Doch er hat es neu erbauet,
Stark und fürstlich es erhöht;
Blickt, ihr Enkel, auf und schauet,
Wie es noch so stattlich steht!

Stolz auf seinem schlanken Renner
Ritt der Herzog mitten ein,
Hoher Rat der weisen Männer
Zog gemächlich hinterdrein.

Aus den Zellen, aus den Schenken,
Dicht in Mantel und in Bart,
Sah man Hut und Degen schwenken
Den Studenten alter Art.

Vor den Thoren vom Barette
Wirft der Fürst ein Lindenreis:
„Wachs und blüh an dieser Stätte
Als ein Bäumlein grün und weiß!“

Keiner wagt es drauf zu treten,
Frommer Boden hüllt es ein,
Unter Jubeln und Gebeten
Geht der Zug zur Burg hinein.

2.

Als sie funfzehn Jahr gestanden,
Sahn schon alle Steine grau,
Vieles hatten überstanden
Fürst zumal und Fürstenbau.

Denn das spansche Kriegsgewitter
War gezogen durch das Land,
Doch am Thor die steinern Ritter
Hielten unbezwungnen Stand.

Und die Linde vor den Thoren
Rauschte freudiglich darein,
Als von Fürstenhand erkoren
Freie Wächterin zu sein.

Rauscht' und blühte funfzehn Jahre,
Bis ein Winter wieder kam,
Der den Herzog auf der Bahre
Von dem treuen Schlosse nahm.

Mit der welken Blätter Zittern
Flüsterte sein Baum darein,
Und das edle Paar von Rittern
Jetzo schien es erst von Stein.

Lehrer viel und Schüler wallen
Durch die Straßen schleichend bang,
Aus den Sälen, aus den Hallen
Tönt ein frommer Sterbgesang.

Doch die graue Landesfeste
Zeuget noch von ihrem Herrn,
Hätten gleich die fremden Gäste
Sie zerstöret gar zu gern.*)

*) Die Franzosen im Jahr 1688.

Und der Baum der blüht noch immer
Seit manch hundert Sommern gut,
Ziert mit grüner Zweige Schimmer
Manchen freien Musenhut.

Horch, sie rauscht im Abendwinde,
Wandle, Herzog, durch dein Schloß,
Komm und pflück von deiner Linde
Einen frischen Blütensproß!

Der Riese von Marbach.

1815.

Seht ihr, wie freundlich sich die Stadt
Im Neckarfluß beschauet?
Wie sie sich ihre Berge hat
Mit Reben wohl bebauet?
Dort, wie die alte Chronik spricht,
Hat vor viel Jahren dumpf und dicht
Ein Tannenwald gegrauet.

Gelegen hat ein Riese drin,
Ein furchtbar alter Heide,
Er bracht in seinem wilden Sinn
Das Schwert nicht in die Scheide;
Er zog auf Mord und Raub hinaus,
Und baute hier sein finstres Haus
Dem ganzen Gau zu Leide.

Die Steine zu dem Riesenhaus,
Ganz schwarz und unbehauen,
Grub er sich mit den Händen aus,
Fing eilig an zu bauen;
Er warf sie auf die Erde nur,
Daß einer auf den andern fuhr,
Bis fertig war das Grauen.

Es sei der Riese, sagt das Buch,
Aus Asia gekommen,
Ein Heidengötz, ein alter Fluch,
Zum Schrecken aller Frommen:
Mars oder Bacchus sei das Wort,
Davon Marbach, der Schreckensort,
Den Namen angenommen.

Die Steine längst verschwunden sind,
Der Wald ist ausgereutet,
Ein Märchen ward's für Kindeskind,
Das wenig mehr bedeutet;
Doch horchet wohl auf meinen Sang,
Der nicht umsonst mit seinem Klang
Es jetzt zurück euch läutet.

Denn ob des Schlosses Felsengrund
Versunken ist in Schweigen,
Wird man doch drauf zu dieser Stund
Euch noch ein Hüttlein zeigen,
Und keine sechzig Jahr es sind,
Daß drin geboren ward ein Kind,
Dem Wundergaben eigen.

Von gutem Vater war's ein Kind,
Von einem frommen Weibe;
Auf wuchs es und gedieh geschwind,
Kein Riese zwar von Leibe:
Von Geist ein Riese wundersam,
Als ob der alte Heidenstamm
Ein junges Reis noch treibe.

Und als er groß gewachsen war,
Da sang er wilden Mutes
Von Räubern und von Mohren gar
Viel Args und wenig Gutes;

Von Trug und Mord und Lügenspiel
Und von den Griechengöttern viel,
Als wär er ihres Blutes.

Auf einmal ward er stiller jetzt,
Begann ein ernstes Dichten,
Er las, in fremdes Land versetzt,
Tiefsinnige Geschichten;
Doch ward in des Gedankens Schoß,
Er noch des Heidentums nicht los,
Laut pries er's in Gedichten.

Im Geiste drauf ins spansche Land
Hat er den Weg gefunden,
Davon gesungen allerhand
In gar großmächtgen Kunden;
Nur den geweihten Glaubensmut,
Des heißen Landes fromme Glut
Hatt' er noch nicht empfunden.*)

Da jauchzt' ihm wohl die Menge zu
Auf seinen irren Zügen,
Er aber hatte keine Ruh,
Es mocht ihm nicht genügen,
Es saß der edle Riesengeist,
In sich gekehret als verwaist,
Und seine Lieder schwiegen.

Da plötzlich sieh! erhebt er sich
Verklärt ganz und erneuet,
Der alte, stolze Wahn entwich,
Vom jungen Licht zerstreuet.

---

*) Der Leser wird berücksichtigen, daß diese Zeilen kurz nach dem großartigen Kampfe Spaniens gegen Napoleon gedichtet sind.

Es zieht vor uns sein Wallenstein
Ins Leben, in den Tod hinein,
Daß es das Herz erfreuet.

Es feiert die Friedländerin
Ein göttlich Liebessterben,
Maria wirft sich büßend hin,
Den Himmel zu erwerben,
Und hoch im ewgen Glanze steht
Die Frankenjungfrau fromm erhöht
Bei allen Himmelserben.

Und, ach, da kommt der freie Tell
Mit seinen Eidgenossen:
Ihm folgt der gute Sänger schnell,
Er hat den Zug beschlossen,
Er singt im Himmel fort und fort,
Er denkt an dich, du Heimatsort,
Aus dem die Riesen sprossen.

Der Mönch und die Nonne.*)

1815.

Einst auf der Wartburg abends frisch,
Vor seinem braunen Eichentisch,
Dem teuren Erbstück von der Mutter,
Saß bei der Arbeit Doktor Luther.
Am deutschen Bibelbuch, dem lieben,
Hatt er ein gutes Teil geschrieben:
Er legte hin die Feder sein,
Er schaute nach dem Gitterlein,
An Berg und Thal, den Gotteswerken,
Sich Auge, Herz und Hand zu stärken.

*) Diesen Namen führt noch jetzt ein so gestaltetes Felsstück auf der alten Wartburg.

Was trübt ihm seinen frommen Mut?
Was treibt ihm nach der Stirn das Blut?
Ja klärlich auf dem Berge drüben
Sieht er sein Spiel den Argen üben.
Da steht von Felsen aufgebaut,
Er hat's bis heut noch nicht geschaut,
Ganz hell ein Mönch und eine Nonne,
Die küssen sich beim Schein der Sonne.
O schamlos greuliches Gebild!
Ist's nicht genug, daß frech und wild
In den verschlossnen Klostermauern
Des Satans böse Lüste dauern,
Darf er sie offen aller Welt
Noch malen unters Himmelszelt?
Der Doktor schauet nach den Feldern,
Ob kein Entsetzen in den Wäldern,
Ob nicht die Luft in Zornesflammen
Ein schwarz Gewitter zieh zusammen?
Doch in dem hellsten Sonnenstrahl
Die Bäume rauschen allzumal,
Und in den wunderlichen Stein
Schlingt Moos und Blume sich hinein.
Ist das von Gott, kommt das vom Übel? —
Wie er noch sinnt, fällt auf die Bibel
Ein lichter Abendsonnenstreif,
Just auf 'nen Spruch, als goldner Reif.
„Wie konnt ich — spricht er — lange sinnen!
Antwort muß doch wohl sein da drinnen.
O gieb mir, du wahrhaftigs Buch,
Aufschluß zu Segen oder Fluch!"
So liest er fort, wo er geblieben,
Da steht's im Sonnengold geschrieben:
„Ein Bischof soll unsträflich rein,
Soll Mann von Einem Weibe sein!"
Jetzt geht ihm auf ein helles Licht:

Ach nein, das kommt vom Bösen nicht!
Spricht Gottes Wort noch auf den Dächern,
Nicht bloß in einsamen Gemächern,
So darf's in Felsen und Gestein
Wohl auch klar ausgesprochen sein.
So hat er drauf gekämpft, gestritten,
Und bald geführt in seine Hütten,
Trotz Papst und Teufel, keck und laut
Aus einem Kloster sich die Braut.
Seit öffnen sich die ernsten Pforten
Der dunkeln Klöster aller Orten;
Viel Schleier sind zurückgewallt,
Manch eine liebliche Gestalt
Steht betend wohl noch am Altare,
Doch mit dem Brautschmuck in dem Haare:
Ja Nonn und Mönch mit Steineshaupte,
Weil Doktor Luther es erlaubte,
Sie küssen sich auf diesen Tag,
Geh schauen, wer es schauen mag;
Ich hab's gesehn im Abendschein,
Die Berge blickten freundlich drein,
Die Sonne hatt' ihr Wohlgefallen: —
Gott schenk so süßen Kuß uns Allen!

Das Eßlinger Mädchen.

1816.

Melac, der Franzen General
Mit seinen wütgen Scharen
Gezogen kam durchs Neckarthal
Gen Eßlingen gefahren.
Und auf der Burg da sitzt er schon,
Man hört ihn lachend sprechen,
Wie er die Stadt zum Trotz und Hohn
Am andern Tag will brechen.

Er tritt zu äußerst auf den Wall
Am Pulverdampf sich labend,
Der wolkig zieht, mit seinem Schwall
Die ganze Stadt begrabend.
Doch wie den Qualm zerteilt der Wind
Sieht er ein Häuslein stehen,
Daraus ein schönes Bürgerkind
In halbem Nebel gehen.

Er ist in welscher Glut entbrannt:
„Das Mägdlein will ich haben!
Es giebt in diesem Schwabenland
So viele schöne Gaben;
Mir will der Wein in diesem Thal
Schier wie der heimsche munden,
Darum verlangt mein Herz zumal
Nach heimschen Schäferstunden!"

Noch an demselben Abend steht
Ein Herold vor den Thoren,
Und an die Stadt sein Ruf ergeht:
„Will sie nicht sein verloren,
Soll sie alsbald die schöne Magd
Dem argen Dränger senden,
Sonst rauscht die Stadt, sobald es tagt,
Von tausend Feuerbränden."

Der frommen Bürger Antwort hat
In gutem Deutsch geklungen:
„Von einer freien Reichesstadt
Wird solches nicht bedungen;
Wir gehen freudig in den Fall,
Wenn keine Seel verdorben,
Und sterben unsre Töchter all,
So sind sie keusch gestorben."

Der andre Morgen dämmmert still,
Die Glocken alle schallen,
Die Stadt als Eine Seele will
Gen Himmel betend wallen;
Da schmückt sich bei der Glocke Klang
Die Jungfrau auserkoren,
Zur Kirche wallt des Volkes Drang,
Sie wandelt nach den Thoren.

Auf geht die Pforte kaum berührt,
War's durch die Hand der Wächter?
War's Gottes Arm, der helfend führt
Die reinste seiner Töchter?
Durch Freund und Feinde frei sie geht,
Die Magd mit stillem Tritte,
Hinauf bis wo die Fahne weht
Von Melacs Lagerhütte.

Gesprungen war er auf in Wut,
Weil ihn ein Traum betrogen,
Der ihm von heißer Küsse Glut
Betrüglich vorgelogen;
Er wirft sich in die Waffen stolz:
Sie sollen's alle fühlen!
Am dürren und am grünen Holz
Will seine Brunst sich kühlen.

Wie er will schreiten aus dem Saal,
Sieht er die Thüre gehen
Und mit dem ersten Sonnenstrahl
Die Jungfrau vor sich stehen;
Mit ihrem Häublein spielt das Licht
Als einem Heilgenscheine,
Aus ihrem blauen Auge bricht
Des deutschen Sinnes Reine.

Nicht Angst, nicht andre Regung zückt
Durch ihre schlanken Glieder,
Die Brust mit frischem Strauß geschmückt
Wallt friedlich unterm Mieder;
Die Hände fromm gefaltet sind,
Schlicht sind die blonden Locken,
Sie schaut ihm wie ein fragend Kind
Ins Antlitz unerschrocken.

So deutscher Schönheit klares Licht
Es leuchtet ihm entgegen,
Auf sein geblendet Angesicht
Muß er die Hände legen.
Gehemmt ist ihm das welsche Wort
Auf seiner schnellen Zungen,
Es zieht ihn rückwärts, treibt ihn fort,
Hat ihn aufs Pferd geschwungen.

Hinaus mit seiner Schar ins Thal
Jagt's ihn weit in die Ferne,
Als fürchtet er den Blitzesstrahl
Aus ihrem Augensterne. —
Die Glocken sind noch nicht verhallt,
Da wandelt zu den Thoren
Herein die fromme Magdgestalt,
Siegreich und unverloren.

Der Hirte von Teinach.

1816.

Bei Teinach lag ein Hirte
Und schlief im grünen Gras,
Derweil sein Herdlein irrte
Und frische Kräuter las;

Den führt' um ein Jahrhundert
Ein seltner Traum zurück,
Er stand und warf verwundert
Ins Dörflein seinen Blick.

Die Häuser, die er wachend
Als alt und grau gekannt,
Sie standen jung und lachend
Mit roter Ziegelwand.
Und wo jetzt ist zu schauen
Das schöne Gotteshaus,
Fing man erst an zu bauen
Und hieb den Grundstein aus.

Die Maurer waren fertig,
Sie ruhten aus vom Fleiß,
Und des Befehls gewärtig
Noch standen sie im Kreis;
Da kam ein Zug gegangen
In feierlicher Pracht,
Mit Federn, Mänteln, Spangen,
Nach jener Zeiten Tracht.

Und ohne lang zu fragen
Ward's ihm im Traume klar,
Daß der im goldgen Kragen
Der Herzog selber war.
Das neuste drein zu stiften,
Tritt der zum hohlen Stein,
Mit blanken Münzen, Schriften
Und neuem, edlem Wein.

Da wird erst von der Gabe
Ein hohes Glas gefüllt,
Damit zu süßer Labe
Der Herr den Durst sich stillt.

Und sieh, da fällt dem Fürsten
Der Hirt in das Gesicht,
Er sieht ihm an sein Dürsten,
Reicht ihm das Glas und spricht:

„Trink, Freund! es ist der beste
Aus meinem Neckarthal,
Du kommst zu solchem Feste
Doch wohl nicht noch einmal.“
Schon fühlet an den Lippen
Der Hirte sich das Glas,
Und eben wollt er nippen, —
Da wacht er auf im Gras.

Er blickt um sich erschrocken,
Er fühlt die Hand sich leer,
Er fühlt den Mund sich trocken,
Und ach! es fehlt noch mehr!
Wein läßt sich wieder kaufen,
Doch wie er träumet hier,
Ist ihm davon gelaufen
Der Herde schönster Stier.

Er richtet sich mit Fluchen
Vom leeren Boden auf,
Den flüchtigen zu suchen
Beginnt er seinen Lauf;
Bis wo in Büschen stille
Sich birgt ein alt Gestein,
Von dort hört er Gebrülle,
Und mählich dringt er ein.

Ihm ist, als träumt' er wieder,
Er steht in einem Hohl,
Die Steine hangen nieder,
Das war ein Keller wohl!

Und hinten in der Ecken
Da liegt und schlürft der Stier,
Was mag sich dort verstecken?
Springt eine Quell herfür?

Fürwahr es ist die Quelle,
Von der du träumtest, Hirt!
Ein Wein ist's, klar und helle,
Der das Gestein durchirrt.
Das Faß ist lang zerstoben,
Er selbst ward rings zu Stein,
Drinn er sich aufgehoben
Als hundertjährgen Wein.

Von diesem selben Weine,
Wie dir geträumet hat,
Liegt in dem hohlen Steine
Des Kirchengrunds der Stadt.
Laß dich nur nicht gereuen,
Daß du erwacht so bald;
Du hättst getrunken Neuen, —
Jetzt ist er wunderalt!

Schloß Lichtenstein.

1816.

In einem tiefen grünen Thal
Steigt auf ein Fels, als wie ein Strahl,
Drauf schaut das Schlößlein Lichtenstein
Vergnüglich in die Welt hinein.

In dieser abgeschiednen Au
Da baut' es eine Ritterfrau,
Sie war der Welt und Menschen satt,
Auf den Bergen sucht sie eine Stadt.

Den Fels umklammert des Schlosses Grund,
Zu jeder Seite gähnt ein Schlund,
Die Treppen müssen, die Wände von Stein,
Die Böden ausgegossen sein.

So kann es trotzen Wetter und Sturm,
Die Frau wohnt sicher auf ihrem Turm,
Sie schauet tief ins Thal hinab,
Auf die Dörfer und Felder, wie ins Grab.

„Die blaue Luft, der Sonnenschein,“
Spricht sie, „der Wälder Klang ist mein,
Eine Feindin bin ich aller Welt,
Zu Gottes Freundin doch bestellt.“

Mit diesem Spruch sie lebt' und starb,
Davon das Schloß sich Ruhm erwarb,
Seit wohnte drauf manch ein Menschenfeind
Und ward in der Höhe Gottes Freund.

Und als vergangen hundert Jahr,
Ein Menschenfeind auch droben war,
Lang hatt' er an keinen Menschen gedacht,
Da pocht' es einsmals an zu Nacht.

„Es ist ein einzger vertriebner Mann,
Der Welt Feind wohl er sich nennen kann,
Herr Ulrich ist's von Württemberg,
Zu Gaste will er auf diesen Berg.“

Der andre hat ihm aufgemacht,
Er nimmt des Fürsten wohl in acht;
Er zeiget ihm das finstre Thal,
Das weit sich dehnt im Mondenstrahl.

Der Herzog schaut hinunter lang,
Er spricht mit einem Seufzer bang:
„Wie fern, ach! von mir abgewandt,
Wie tief, wie tief liegst du, mein Land!"

„„Auf meiner Burg, Herr Herzog, ja!
Ist Erde fern, doch Himmel nah;
Wer schaut hinauf und wohnt nicht gern
Im Himmelreich von Mond und Stern?""

Da hebt der Herzog seinen Blick
Und sieht nicht wieder aufs Land zurück;
Von Nacht zu Nacht wird er nicht satt,
Bis er es wohl verstanden hat.

Und als nach manchem schweren Jahr
Er wieder Herr vom Lande war,
Da hat er alles wohl bestellt
Und hieß ein Freund von Gott und Welt.

Wie hat er erworben solche Gunst?
Wo hat er erlernet solche Kunst?
In des Himmels Buch, auf Lichtenstein,
Da hat er's gelesen im Sternenschein.

* *
*

Das Schloß zerfiel, es ward daraus
Ein leichtgezimmert Försterhaus;
Doch schonet sein der Winde Stoß,
Meint, es sei noch das alte Schloß.

Und einsam ist es jetzt nicht mehr,
Es kommt der Gäste fröhlich Heer,
Aus einer Höhle*) kommen sie,
Doch Menschenfeinde sind es nie.

---

*) Der Nebelhöhle, die seitdem durch Wilh. Hauffs vortreffliche Schilderung in seinem Roman Lichtenstein wohl

Manch holdes Mädchenangesicht
Läßt leuchten seiner Augen Licht,
Da führt mit Recht in solchem Schein
Das Schloß den Namen Lichtenstein.

Die Männer stolz, die Mägdlein frisch,
Sie sitzen alle um Einen Tisch;
Die Erde lächelt herauf so hold,
Es strahlt am Himmel der Sonne Gold.

Sie spenden von des Weines Tau
Dem Herzog und der Edelfrau,
Sie bitten sie, dies Schlößlein gut
Zu nehmen in ihre fromme Hut.

Und ziehn sie ab, mit einer Brust
Voll Gotteslieb' und Menschenlust,
Dann steht im späten Sternenschein
Einsam und selig der Lichtenstein.

Die Beißwanger Kapelle.

1818.

Die Ritter von dem Rosenstein,
Sie ritten aus beim Sonnenschein,
Sie ritten aus mit ihren Knappen,
Wenn mit den düstern Nebelkappen
Die Berge regendurstig nickten
Und in die Ebne finster blickten,

---

allen meinen deutschen Lesern bekannt geworden. Nach ihrer jährlichen Erleuchtung sammeln sich die Besucher derselben auf Lichtenstein. Das Försterhaus ist jetzt verschwunden, aber nur, um wieder einer Ritterburg Platz zu machen, die ein fürstlicher Freund des Altertums hier glänzend hat erstehen lassen.

Ja, wenn das Wetter blitzt' und kracht',
Sie ritten aus in schwarzer Nacht;
Denn immer war der Fang gelungen,
Wenn durch die stillen Niederungen
Ein Wandersmann, ein Kaufherr zog,
Und sichre Fahrt die Straße log.
Jetzt zogen sie an einem Morgen,
Noch war die Welt in Schlaf geborgen,
Von ihrem hohen Felsen aus,
Zur Ebne nach dem Gotteshaus.
Das hob sich aus den grünen Matten
In seiner Linden kühlem Schatten,
Als fürchtet es, umrankt mit Laub,
Von keiner Seite Hohn und Raub.
Es hingen an den schmucken Wänden,
Gestiftet rings von frommen Händen,
Die Weihgeschenke silbern, golden,
Marien dargebracht, der Holden;
Dem Gläubigen zur Augenweide,
Dem Räuber zur geheimen Freude.
Dahin lenkt sich der Ritter Zug,
So rasch ging nie der Pferde Flug;
Der Boden ist so fest und trocken,
Die goldnen Sonnenstrahlen locken,
Und höhnend spricht die freche Schar:
„Wie ist der Himmel hell und klar,
Unendlich wolkenlos und blau!
Maria winkt, die schöne Frau,
Dort aus der Fenster Glanz verstohlen,
Die Gaben ihrer Gunst zu holen!“
Ein einzig Silberwölklein helle
Schwebt lächelnd über der Kapelle;
Die Reiter flügeln ihren Lauf;
Die kleine Wolke steiget auf —
Erst duftig in dem Sonnenlichte,

Drauf, sich entfaltend, Schicht' auf Schichte:
Sie traben an von Glut ermattet,
Da fühlen sie sich jäh beschattet;
Die Sonn' ist hin, die Wolke grau
Lauft über in des Himmels Blau. —
„Was ist's? noch schreckt uns nie ein Regen!
Dort winkt uns die Kapell' entgegen!"
Sie sprengen rüstig an zum Ziele;
Herab vom Roß, hin gehts zur Diele,
Sie treten zu den Hallen ein,
Des Silbers winkt, des Goldes Schein,
Die Jungfrau sehn sie in der feuchten
Gesteine Glanz entgegenleuchten:
Ausstrecken sie die freche Hand —
Da zuckt es durch die Deckenwand,
Ein einzger Blitzstrahl fährt hernieder;
Die goldgen Wände leuchten wider,
Die ganze Wolke rauscht herein,
Ein Regenguß durch Wand und Stein;
Er schwemmt der wilden Räuber Leichen,
Begleitet von des Donners Streichen,
Fort aus dem Heiligtum mit Macht.
Da leuchtet neu der Sonne Pracht,
Da lacht das Feld verklärt, erneuet,
Die ganze Schöpfung steht erfreuet,
Es wölbt ein selges Himmelblau
Sich über dem geschirmten Bau.

Die Glocke vom Wunnenstein.

1821.

Es steigt ein schöner Hügel,
Er steht voll Wald und Wein;
Dort weht der Lüfte Flügel
So kühlend und so rein.

Er trägt umsonst von Wonne
Den alten Namen nicht,
Es glänzt sein Haupt voll Sonne
Bis spät zum Abendlicht.

Dort lauschte heilgen Klängen
Die graue Vorzeit schon:
Eine Glocke sah man hängen,
Die gab so hellen Ton.
Sie glänzte goldig im Blauen,
Wenn sie geschwungen ward,
Von frommen Klosterfrauen
Geschenk von seltner Art.

In ihrem Erz da lebte
So segenvolle Macht,
Als wenn ein Herz drin bebte,
Laut schlüg' auf hoher Wacht.
Wenn die Gewitter dräuten,
Hört' man aus hohem Sitz
Sie durch die Donner läuten,
Und sah sie glühn im Blitz.

Und auf die fromme Stimme
Horcht' aller Wolken Schar,
Daß sie in scheuem Grimme
Zerstäubten wunderbar.
Da fuhren links die Wetter
Zum Albgebirge bald,
Und rechts ab mit Geschmetter
Zum fernen Odenwald.

Im tiefen Dorf den Lauben
Kein Blättlein war gekränkt,
Die Pfirschen hatte, die Trauben
Ein süßer Tau getränkt.

Es wogten froh die Ähren,
Und wie vom Regen die Flur,
So glänzte von Freudezähren
Der Menschen Antlitz nur.

Da sieht mit stillem Neide
Heilbronn, die reiche Stadt,
Daß solche Wetterscheide
Ein armes Dörflein hat.
Sie ist bereit zu legen
Ihr Gold den Weg entlang,
Sobald der Glocke Segen
Von ihrem Turme klang.

Und unter dumpfem Dröhnen
Die Glocke steigt vom Turm,
Es tönt, wie banges Stöhnen,
Zerrissner Klang im Sturm.
Auf einen stolzen Wagen
Lädt sie das Stadtvolk auf;
Er kann die Wucht kaum tragen,
Oft stockt der Rosse Lauf.

Und wie sie langsam führten
Durchs Thal den Trauerzug,
Die Wind' und Wolken sich rührten,
Sich senkte der Vögel Flug;
Und brütend lag die Hitze
Auf Feld und Wald ringsum,
Es leckten scheue Blitze
Den Boden bleich und stumm.

Und als sie vor den Thoren
Abluden ihren Hort,
Da sprach in ihre Ohren
Der Donner ein zornig Wort;

Und als man hub die Glocken
Mit Eile den Turm hinan,
Sie kam hinauf nicht trocken,
Zu traufen es begann.

Jetzt ist es Zeit zu läuten,
Der Türmer faßt den Strang.
Doch wehe, was will's bedeuten?
Die Glocke giebt keinen Klang!
Da draußen aber stürmet
Der Hagel und zuckt der Blitz,
Und Wolk' auf Wolke türmet
Des Himmels finstrer Sitz.

Wie bang sie horchen alle
Zum Glockenturm empor,
Nicht tönt von anderm Schalle
Denn schwerem Donner das Ohr.
Es winkt des Himmels Feuern
Das glühende Metall,
Und Häuser und volle Scheuern
Ergreift der Flamme Schwall.

Die Felder sind zerschlagen,
Die Bäume sind zerspellt,
Von Beten und von Klagen
Erschallen Stadt und Feld:
„Die Luft läßt nicht vom Sturme,
Der Himmel hängt voll Nacht,
Seit wir nach unsrem Turme
Den stummen Fluch gebracht!“

So lösen sie mit Zittern
Die Glock' im hohen Haus,
Da hallt von den Gewittern
Der Donner mählich aus.

Mit Macht und Müh gehoben,
Steigt sie zum Wagen empor;
Der blaue Himmel droben
Thut auf das schwarze Thor.

Zwölf starke Rosse ziehen
Am Wagen schnaubend fort;
Doch fehlt die Kraft den Knieen,
Sie kommen kaum vom Ort;
Eilt, eilet, seid nicht träge,
Fort mit dem schlimmen Gast! —
Doch auf dem halben Wege
Erliegen sie der Last.

Es hatten groß Betrüben
Die Bürger bei dem Zug;
Da kommt vom Dorfe drüben
Ein Bäuerlein am Pflug.
Wie der die Glock' erblicket,
So weint er wie ein Kind,
Hat schnell sich angeschicket,
Löst seine Stiere geschwind.

Er spannt sie vor den Wagen
Und schickt die Rosse fort,
Die Bürger stehn und zagen —
Denn auf sein Schmeichelwort
Ermannen sich die Tiere,
Sie ziehen rüstig, leicht,
Am Dorfe sind die Stiere,
Bevor der Tag erbleicht.

O, herzlicher Willkommen
Mit Liedern und Gebet!
Wie, aller Angst entnommen,
Das Dörflein aufersteht!

Denn auf den Knien gelegen
War es in Wettersnacht,
Weil draußen stand sein Segen
Verwaist und unbewacht.

Es stand der Berg im Flimmern
Des letzten Sonnenstrahls,
Und wieder sah man schimmern
Die Wächterin des Thals;
Und als des Abends Dunkel
Verhüllend niedersank,
Ertönt im Sterngefunkel
Von selbst der fromme Klang.

Hans Koch von Ebingen.*)

1822.

Hans Koch, der veste Bürger, sitzt
Zu Stuttgart in der Landschaft,
Ein guter Sinn und Seckel schützt
Die Ehre seiner Standschaft.
Er weiß, er hat ein eignes Haus,
Drum macht er nicht so viel sich draus,
Weg von der Brust zu sprechen.

Ein milder Herr, der Ludwig ist,
Liebt seine Unterthanen,
Doch auch den Wein zu jeder Frist,
Und zecht, wie seine Ahnen.
Und weil er will des Volkes Heil,
So nehmen auch die Stände teil
An manchem guten Mahle.

*) Die Begebenheit fällt ins Jahr 1584, als Ludwig, Christophs Sohn, Herzog in Württemberg war.

Einst sitzen sie bei ihm zu Tisch,
Hans Koch an seiner Seite;
Es ruft der Fürst: „Getrunken frisch!
Kraft braucht's zu neuem Streite!"
Da wehret sich ein jeder Stand,
Prälaten und das ganze Land
Zur Eintracht stimmt der Becher.

Herrn Hans verschwimmet Stand und Rang
Im weiten Meer des Weines;
„O Herre!" spricht er, gar nicht bang,
„Versprechet mir ein Kleines!
Wie mir's bei euch gefallen hat,
Führt euch der Weg durch meine Stadt,
Laßt's euch bei mir gefallen!"

O weh, das kecke Wort verstört
Und schlägt die Zecher nieder,
Und ein Gehorsamsfieber fährt
Den Herrn durch alle Glieder.
Da tröstet sie des Herzogs Blick,
Er winkt mit gnädigem Genick:
„Wie sollt ich's euch versagen!"

Und friedlich nach dem frohen Schmaus
(Der Herr gab seinen Segen)
War bald der heiße Landtag aus,
Ging jeder seiner Wegen,
Nach Ebingen der alte Hans,
Er mästet Schwein', er stoppt die Gans,
Er eichet alle Fässer.

Nach kaum zween Monden führt die Fahrt
Auf Hohentwiel den Fürsten;
Bei Ebingen im Tannenhart
Fängt es ihn an zu dürsten:

Da klopft es an des Hansen Thür:
„Lieb- und Getreuer, komm herfür,
Jetzt sollst du Wort mir halten!“

Und wie sie thun die Thüren auf,
Ist schon der Tisch gedecket,
Dem Fürsten und dem Dienerhauf
Das Festmahl weidlich schmecket,
Der Herzog lehrt's den ganzen Hof,
Der Ritter trank, der Knappe sof,
Der Jagdhund kaut' am Troge.

„Ei Koch, ei Koch! ihr seid ein Koch!
Ihr backet gute Krapfen!
Und wächst ein feines Weinlein doch
An euren Tannenzapfen.
Heil eurem Haus und ewig Ehr!
Nur eines fehlt: was ist er leer
Der Platz zu meiner Rechten?“

„Das Beste kommt, o Herr, zuletzt!“
Spricht Hans mit tiefem Neigen.
„Mit beßrem Wein den Tisch besetzt!
Ihr Geiger, spielt den Reigen!“
Da thut sich auf ein Seitenthor,
Ein rosig Mägdlein tritt hervor,
Den Brautschmuck in den Haaren.

„Ei, schauet,“ ruft Herr Ludwig, „schaut!“
Er ruft's mit Wohlgefallen.
„So lang bargst du die schöne Braut,
Die Tochter, in den Hallen?“
Da nimmt Herr Hans das süße Kind,
Das goldgeschmückte, führt geschwind
Dem Herzog es zur Seite.

„Ein Witwer seid ihr, Gotts erbarm!
Mein Haus ist ohne Schulden!
Schmuck ist mein Mägdlein, ist nicht arm,
Sie bringt euch tausend Gulden!
Herr! euer ist die schöne Braut,
Für dieses Mahl euch angetraut
Zu euren rechten Handen!"

Der Herzog sieht sich an die Maid,
Ja, sie ist ohne Tadel,
Ihr reiner Leib in seidnem Kleid,
Er ist von Gottes Adel.
Drum schämet auch der Fürst sich nicht,
Sich mit dem schönen Kind verspricht
Auf dieses Mahles Freuden.

Er steckt ihr an ein Fingerlein
Von lauteren Demanten,
Er setzt sie an die Seite sein
Beim Schall der Musikanten,
Und mit des reichen Mahls Beschluß
Darf sie dem Bräutigam den Kuß
In Ehren nicht verwehren.

Drauf sattelt man dem Herrn das Roß,
Er dankt von ganzer Seele,
Er lädt den Vater auf sein Schloß
Auf Gaumen und auf Kehle;
Nur auf dem Landtag, bittet er,
Da soll fortan der werte Schwähr
Den Schwiegersohn bedenken.

Die Steinlacherin und der Russe.*)

1822.

Dort steht der fremde Feldhauptmann
Den Mägden zu Gefallen,
Er sieht sich keck die Weiber an,
Die aus der Kirche wallen.

Ein Mägdlein tritt zuletzt heraus,
Die schönst' im ganzen Flecken,
Sie schickt die blauen Augen aus
Und ruft sie heim vor Schrecken.

Es säumt geheimnisvoll der Flor
Die langen Augenlider,
Es drängt die keusche Brust hervor
Das weiche Scharlachmieder.

Auf blanken Spitzen lagern sich
Des Haares braune Flechten,
Die linke Hand liegt tugendlich
Am Gürtel auf der rechten.

Sie schreitet fürder mit dem Buch
Zu Hause fromm und munter,
Noch ferne glänzt das blaue Tuch,
Es wallt den Leib herunter.

Der Kriegsmann geht, im Blicke Glut,
Wie tiefdurchblitzte Kohlen,
Dem Wirt befiehlt sein Übermut,
Die junge Magd zu holen.

---

*) Der Schauplatz des Gedichtes ist das Dorf Mössingen im Steinlachthale in der schwäbischen Alb, durch welches 1814 die Russen zogen.

Die bärtge Lippe rühret er
Zu raschem, kurzem Worte,
Da trägt der Wirt ein Herz gar schwer
Zu seines Nachbars Pforte.

Der graue Vater hörts mit Harm,
Hat seinen Gram verborgen:
„Komm," spricht er, „Kind, an meinem Arm;
Laß den im Himmel sorgen!"

So führt er sie dem Hause zu,
Er wappnet sich zum Streite:
„Nach meinem Kind, Herr, fragtest du?
Hier steht es mir zur Seite!"

Die Jungfrau lehnt sich an den Greis,
Mit zagendem Vertrauen,
Es war an seiner Locken Eis
Ihr Blütenhaupt zu schauen.

Der Jüngling aber stellt sich fern,
Er scheut, sie zu verletzen,
Er winkt mit regem Augenstern,
Bis sie sich beide setzen.

Dann lehnt er sich zu unterst an,
Wo er im Sonnenlichte
Sich recht ergehn und laben kann
Auf ihrem Angesichte.

Er blickt in ihrer Wangen Blut,
In ihrer Augen Bläue,
Die Hand ihm auf der Stirne ruht,
Er schaut und schaut aufs neue.

Da weicht aus seiner Brust die Pein,
Da wird sein Auge milde,
Sein Sinn wird still, sein Herz wird rein
Vor Gottes Ebenbilde.

Es läßt sein Mund aus rauhem Bart
Ein kindlich Lächeln schauen,
Bethränte Blicke weben zart
Sich unter dunkeln Brauen.

Dann steht er auf und reißt sich los,
Langt nach des Vaters Händen,
Warf einen Ring ihm in den Schoß
Und thät sich schweigend wenden.

Die Feien des Ursulenberges.

1822.

Wenn die Nebel Schleier weben
Um Gebirg und Flur,
Regt in der Natur
Sich ein andres Leben.

Aus den Blumen, die sich neigen
In der Erde Kluft,
Vor des Winters Luft,
Ihre Seelen steigen.

Anzuschaun wie zarte Weiber
Schweben sie heraus
Aus des Berges Haus,
Jungfräuliche Leiber.

Mit dem Blau der Genziane,
Mit der Lilie Glanz,
Mit des Rosenbrands
Gluten angethane;

Flattern, wenn sie Lichter sehen,
In die Hütten, wo
Spinnerinnen froh
Seidne Fäden drehen.

Setzen an der Mägde Kunkel,
Luftge Gäste, sich,
Spinnen emsiglich
Durch der Nächte Dunkel.

Und von ihren Lippen wallen
Worte leicht und leis,
Goldner Sagen Preis,
Die behagen allen.

Von des Berges tiefen Spalten,
Wo in ewger Nacht
In dem kühlen Schacht
Blumen Hochzeit halten;

Von der Erdengeister Treiben,
Fürstlichem Geschlecht,
Und von Gnom und Knecht,
Und von Wasserweiben.

Und die Spindel rollet allen
Lustig durch die Hand,
Bis daß an der Wand
Morgenlichter wallen.

Da entschlüpfen schnell die Frauen:
An des Bergs Gestein
Sind die selgen Fei'n
Nebeln gleich zu schauen.

Doch der Flachs ist abgesponnen,
Und die Spindel ruht,
Und ein zehnfach Gut
Jede hat gewonnen.

Der Schwur.*)

1822.

„Und hab ich gebuhlt mit meiner Magd,
Herr Richter, so sei es Gott geklagt,
So will ich kein ehrlich Sterben
Auf weichem Polster erwerben.“

Der reiche Bauer zögert nicht,
Zu Urach schwört er's vor Gericht,
Er macht mit seinem Schwure
Die Liebste sein zur Hure.

Am späten Abend aus dem Thor
Geht er den Alpenstein empor,
Er ließ die Magd wohl weinen,
Und an der Brust den Kleinen!

Was murrst du, alter Wasserfall?
Was schüttelt ihr die Häupter all,
Ihr Eichen und ihr Buchen?
Ihr Winde, wen kommt ihr suchen?

Die hohen Felsen stehn zu Hauf,
Sie heben den weißen Finger auf,
Die Bauern alle die andern
Mit Eile, mit Eile wandern.

*) „Aus dem Munde eines Führers, als Begebenheit aus der neuesten Zeit.“ Schwab, Neckarseite der schwäb. Alb, S. 99.

Der eine schleichet hinterher,
Sein Atem wird ihm kurz und schwer,
Zu des Gesteines Klötzen
Wankt er, sich hinzusetzen.

Die andern schaun sich nach ihm um,
Es schallt kein Tritt, der Wald ist stumm,
Da stocken ihre Reden,
Sie gehen weiter im Öden.

Zuletzt im Regen und im Wind
Die Dirne kommt mit ihrem Kind,
Ihr ist, als ob es riefe
Wehklagend aus der Tiefe.

O weh, sie kennt die Stimme wohl;
Wie tönet sie so bang und hohl,
Die einst so hell geklungen,
Die Zucht ihr fortgesungen!

Es zieht sie zu der Felsenwand;
Sie beugt sich schauend über den Rand,
Der Mond schleicht vor, zu leuchten,
Dort liegt's im Grund, im feuchten.

Tief unten zwischen Strauch und Baum
Und zwischen Fels und Wasserschaum,
Da röchelt, in Qual und Reue,
Zerschellt der Ungetreue.

Des Herrn Gericht, wie bist du schnell!
Es scheint der Mond ganz kalt und hell;
Es wirft die Magd sich nieder,
Und drunten stöhnt's nicht wieder.

Das Opfer.

1823.

In einem Reich gen Morgen
Da glühte der Sonne Brand,
Da schaut' in schweren Sorgen
Der König auf sein Land:
„Es lechzen alle Felder,
Versiegen geht der Fluß,
Es dorren ab die Wälder,
Weh, daß ich es schauen muß!

„Was hilft mir Scepter tragen?
Kann ich zum Strome: Fleuß!
Kann ich zur Wolke sagen:
Die kühle Flut ergeuß! — ?"
So hat er lang in Kummer
Von Tag zu Tag gedacht,
So seufzt' er, ohne Schlummer,
Von Nacht zu heißer Nacht.

Und als nun ohne Wolke
Sechs Monden glänzte die Luft,
Tritt er hinaus zum Volke,
Das zu den Göttern ruft.
Es schallten Trauerpsalme,
Davon kein Strauch genas,
Und welk stand jede Palme,
Als wäre sie junges Gras.

Die fetten Äcker darben,
Kein Dampf steigt aus dem Kraut,
Verblüht stehn, ohne Farben,
Die Blumen, wohin er schaut.

Nicht weht ein Strom von Düften
Aus den Gewürzen mehr,
Nicht singt mehr in den Lüften
Der bunten Vögel Heer.

Und unter den Zelten lagen
Die Menschen krank und matt,
Von glühnder Pest geschlagen
Auf schwüler Lagerstatt.
Und war die Sonne gesunken
Nach langem, heißem Lauf,
So sprühten die trüben Funken
Der Scheiterhaufen auf.

Da deckte mit beiden Händen
Der König sein Gesicht:
„Ihr Götter, kann ich wenden
Vom Volke den Jammer nicht?
Gebt mir ein gnädig Zeichen,
Vor keiner Last will ich,
Vor keiner Schmach erbleichen,
Nur, ehr'ner Himmel, sprich!"

Da sprachen zu ihm die Götter
Durch seiner Priester Mund:
„Du wirst des Landes Retter
Und schleußt mit uns den Bund,
Wenn zu des Volkes Heile
Das Opfer du gestellt,
Das unter des Priesters Beile
Uns recht willkommen fällt!"

Er läßt Altäre zieren,
Der Hundert führt man drei
Von Schafen und von Stieren,
Die stattlichsten, herbei.

Kein Hauch vom Berge wehet,
Keine Wolk am Himmel stand,
Mit lautem Schalle flehet
Der König und sein Land.

Doch als die Priester hoben
Den blanken Opferstahl,
Die Tiere begannen zu toben
Und starben in Wut und Qual.
Es schaut auf das Gewimmel
Und auf das Blut, das floß,
Mit blauem Auge der Himmel
Hernieder erbarmungslos.

Der König in tiefer Trauer
Ging wieder in sein Haus,
Durchwachte die Nacht in Schauer
Und trat früh morgens heraus.
„Ich weiß," sprach er mit Stöhnen,
„Nicht anders kommt uns Heil,
Eh von des Landes Söhnen
Zween fallen von dem Beil!"

Zween Knaben widerstrebend
Bringt man, der Jugend Licht: —
„Weh!" ruft der König bebend,
„Der Himmel will sie nicht!
Die Opferflamme dunkelt,
Der Rauch verhüllt sie ganz!
Da droben aber funkelt
Die Sonn' in hellerem Glanz!"

Den König faßt ein Grauen,
Doch spricht er aus das Wort:
„So bringt mir drei Jungfrauen,
Die Knaben führet fort!"

Drei Mägdlein, jung, unschuldig,
Führt man herbei bekränzt,
Sie neigen sich geduldig,
Nur ihre Thräne glänzt.

„Laßt ab, laßt ab!“ ruft wieder
Der König zagend aus,
„Die Flamme sinket nieder,
Erlischt in Dampf und Graus!“
Und gräßlich tönt die Klage
Des Volkes in die Luft,
Der König verschließt drei Tage
Sich in der Väter Gruft.

Und an dem vierten Morgen
Tritt er ans Tageslicht,
Gewichen sind die Sorgen
Von seinem Angesicht.
Dem Purpur und der Krone
Hat er den Glanz erlaubt,
Er sitzt auf seinem Throne
Mit hohem, frohem Haupt.

Er spricht: „Ich hab ein Zeichen,
Ich weiß, was ich soll thun;
Mir sagtens der Väter Leichen,
Die in der Halle ruhn.
Es liegt in Balsamdüften
Jung, fröhlich von Gestalt,
Dort mancher in den Grüften,
Und ich bin grau und alt!“

Er stieg von seinem Throne,
Zu Boden warf er sich,
Bleich wurde da die Krone, —
Der Sonne Schimmer wich!

Und wie er vor dem Volke
Inbrünstig betend fleht,
Da flog empor als Wolke
Sein heiliges Gebet.

Er sprach: „Ihr Götter! funden
Hab ich das Opfer gut:
Man heilt des Volkes Wunden
Nicht mit des Volkes Blut.
Empfangt, empfangt mein Leben
Und laßt von eurem Sitz
Die Wolken segnend beben,
Mir aber schickt den Blitz!"

Und als er aufstand, fertig,
Den Tod erfleh'nd als Gunst,
Umarmt allgegenwärtig
Den Himmel dunkler Dunst.
Kein Blitz zuckt ihm entgegen,
Es legt sich nur der Staub,
Es säuselt nur der Regen
Still durch der Bäume Laub.

Die Menge staunt und lauschet,
Der Wind kühlt ab die Glut,
Der Regen strömt und rauschet,
Er wird zu Guß und Flut,
Durch Bart und graue Locken
Der Strom dem König quillt,
Sein Auge bleibt nicht trocken,
Von sel'ger Thrän es schwillt.

Die Vögel fangen zu singen,
Die Kräuter zu duften an,
Der Fluß sich zu schwellen, zu schlingen
In seiner alten Bahn.

Es tönen der Priester Lieder,
Der Dichter Harfe klingt,
Das Volk es wirft sich nieder,
Den Scepter der König schwingt.

Das Mahl zu Heidelberg.

1823.

Von Württemberg und Baden
Die Herren zogen aus,
Von Metz des Bischofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus;
Sie zogen aus zu kriegen
Wohl in die Pfalz am Rhein,
Sie sahen da sie liegen
Im Sommersonnenschein.

Umsonst die Rebenblüte
Sie tränkt mit mildem Duft,
Umsonst des Himmels Güte
Aus Ährenfeldern ruft:
Sie brannten Hof und Scheuer,
Daß heulte groß und klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Fritz;
Heißt springen auf die Rosse
Zween Mann auf einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.

Sie wollen seiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß,
Dorthin führt man gefangen
Die Fürsten samt dem Troß.

Zu hinterst an der Mauer,
Da ragt ein Turm so fest,
Das ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Nest;
Dort sollen sie ihm büßen
Im Kerker trüb und kalt,
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finstrer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
Der Württemberger Utz,
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Trutz.
Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben sein,
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

„Herauf, ihr Herrn, gestiegen
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsternis und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt,
Drum, wenn es euch gelüstet,
Versucht, ob es euch schmeckt!“

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht,
Sie wandeln durch die Hallen
Ans goldne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag,
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es satzten sich die Fürsten;
Da mocht es seltsam sein!
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's euch nicht behagen?
Es fehlt doch, deucht mir, nichts?
Worüber ist zu klagen?
An was, ihr Herrn, gebrichts?

„Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den frommen Trank der Rhein.
Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz beschert!
Was wollt ihr heute sparen,
Wo keiner es euch wehrt?"

Die Fürsten sahn verlegen
Den andern jeder an,
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist dein Bissen,
Doch eines thut ihm not,
Das mag kein Knecht vermissen!
Wo ließest du das Brot?"

„Wo ich das Brot gelassen?“
Sprach da der Pfälzer Fritz,
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blitz;
Er that die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal,
Da sah man aller Orten
Ins offne Neckarthal.

Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land,
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft,
Von Rosses Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

„Nun sprecht, von wessen Schulden
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt euch wohl gedulden,
Bis ihr besät mein Feld.
Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.

Ihr seht, der Westwind fächelt
In Stoppeln und Gesträuch;
Ihr seht, die Sonne lächelt,
Sie wartet nur auf euch!
Drum sendet flugs die Schlüssel
Und öffnet euren Schatz;
So findet bei der Schüssel
Das Brot den rechten Platz!“

Der Bau des Reissensteins.*)

1823.

Droben von dem Berge hoch
Schaut herab das Felsenloch,
Drin aus seiner langen Nacht
Ist der Riese Heim erwacht.

Streckt das zott'ge Haupt hervor,
Luget durch sein schwarzes Thor;
Ihm gefällt das tiefe Thal,
Der gewölbte Riesensaal.

Und er sehnt sich nach dem Licht,
Weilt in seinem Steine nicht;
Bald mit Einem Schritt er stand
Auf der andern Felsenwand.

Wie am Berg der Donner grollt,
So sein Wort zu Thale rollt:
„Zwerglein! menschliches Geschlecht,
Diene mir beim Bau als Knecht!"

Wimmelnd kommen sie heran,
Maurer, Steinmetz, Zimmermann;
Bauen all auf sein Geheiß
In des Angesichtes Schweiß.

Fertig steht der Riesenstein,
Wurzelt in dem Felsen ein,
Wölbt den Saal zu Lust und Ruh,
Streckt den Turm dem Himmel zu.

---

*) Der Reissenstein ist eine Burgruine am Rande des Neidlinger Thals in der schwäbischen Alb; gegenüber liegt der Felsen Heimenstein.

An dem höchsten Fensterloch
Fehlt ein einz'ger Nagel noch,
Und der Schlosser zagend spricht:
„Da hinaus gelang' ich nicht!

„Schad' ist's doch um das Gebäu,
Denn es steht so frank und frei,
Wenn der Wandrer es beschaut,
Spricht: es ist nicht ausgebaut."

Doch der Ries' im Augenblick
Nimmt den Knecht bei dem Genick,
Streckt zum Fenster den hinaus,
Daß es allen ist ein Graus.

„Hämm're, meine Hand ist fest,
Daß sie dich nicht sinken läßt!
Schlag den Nagel in den Stein
Zwischen Erd' und Himmel ein!"

Draußen hängt er so mit Schreck,
Doch er wagt's und hämmert keck,
Nieder läßt der Heim ihn sacht:
„Zwerg, du hast es wohl gemacht!"

Schreitet aus dem hohen Saal
Mächtig über Berg und Thal,
Langt aus seiner Höhle Thor
Einen goldnen Schatz hervor.

Auf dem hellen Heimenstein
Nehmen sie den Baulohn ein,
Maurer, Steinmetz, Zimmerknecht,
Jedem widerfährt sein Recht.

Doch zum Schlosser spricht er: „Sohn,
Nimm du hin den reichsten Lohn!
Halt dich an den Boden fest,
Hämm're gut dein Zwergennest!“

Des Fremden Königreich.

1824.

Der König feiert am Meer das Spiel,
Es nahen Ritter und Fürsten viel,
Die Flut sie rufet und rauschet,
Die Sonne lächelt und lauschet.

Der König sprach: „Einst rang ich so gut,
Einst fühlt' ich mein junges Königsblut
Von Kraft und von Liebe schäumen,
Heut möcht' ich von Jugend träumen!

„O säh' ich einen kämpfen, wie mich!
Wallt' einem das Blut so königlich!
Auf setzt' ich ihm wohl die Krone,
Wie einem leiblichen Sohne!

„Schaut her, wie strahlt mein Purpurgewand
Wie leuchtet das Kind an meiner Hand! —
Ich gäb' ihm den Mantel vom Leibe,
Dazu die Tochter zum Weibe.“

Da huben sich alle vom Fürstengeschlecht,
Sie warfen den Speer, sie kämpften gerecht,
Doch so ist's keinem gelungen,
Wie einst der Alte gerungen.

Der Jungfrau Blick irrt auf der Flut,
Der Greis erschaut sich nicht Jugendmut.
Da kommt auf den wallenden Wogen
Ein Schifflein herangeflogen.

Drin rudert mächtig ein einz'ger Mann,
Als hätt' er die Wellen in seinem Bann;
Den Kahn hat ans Land er geschwungen,
Ist rüstig herausgesprungen.

Ein Jüngling ist's im leichten Rock,
Mit barem Haupt und gelbem Gelock,
Er trägt kein ritterlich Waffen,
Ist doch zum Kampfe geschaffen.

Die Ritter standen im Harnisch blank,
Da war doch keiner so stark und schlank,
Die Augen waren, die blauen,
So blitzend an keinem zu schauen.

Und kecklich tritt er in den Kreis,
Das Haupt er neigt vor dem König leis,
Doch vor der Maid, der süßen,
Da beugt er es tief zu grüßen.

Dem König er gefiel so sehr,
Er ließ ihm reichen Schild und Speer:
„Du bist ein herrlicher Knabe,
Im kühnen Kampfe dich labe."

Da warf er den Speer mit leichtem Schwung,
Da rang er mit Fürstensöhnen jung,
Mit seinen Armen, wie Schlangen,
Hielt er die Gegner umfangen.

Wohl hat er getroffen das ferne Ziel,
Hat niedergerungen der Ritter viel,
Vor seiner Stärk' und Schöne
Verbleichten die Heldensöhne.

Und rosig rot die Jungfrau ward,
Und dem König däucht' er von rechter Art,
Er zog von Schulter und Rücken
Den Mantel ab, ihn zu schmücken.

Er hieß ihn treten zum hohen Thron:
„So sprich, von wannen du bist, o Sohn!
Dein Arm und dein Blick und die Thaten,
Die haben dich mir verraten!"

Der Knabe schaut an sein Purpurkleid,
Anschaut er die rosige lächelnde Maid,
Nichts hat er auf weiter Erden —
Denkt doch ein König zu werden.

Er sprach: „Mein Reich liegt fern so sehr,
Weit drüben im tiefen, dunkeln Meer,
Dort steigt es aus dem Schaume."
Der Jüngling sprach, wie im Traume.

Doch ragt sein Haupt aus dem Purpur hehr,
Als ob er darin geboren wär',
Es steht dem lockigen Sohne,
Als fehlt' ihm schon lang' die Krone.

Da rief der König: „Dein Blut ist echt,
Fürwahr, du bist von Fürstengeschlecht!
Ich geb dir den Purpur vom Leibe,
Nimm hin die Tochter zum Weibe!

„Ja, setze sie nur in deinen Kahn,
Du ruderst mächtig, so rudre voran,
Beginnt der Morgen zu grauen,
So folg' ich, dein Reich zu schauen!“

Sie springen ins Schiff wohl Hand in Hand,
Der Kahn, er flieget hinaus vom Strand,
Es rudert durch Tag und Nächte
Des Knaben gewalt'ge Rechte.

Die Jungfrau liegt ihm am Herzen weich,
Sie forscht und forscht nach des Buhlen Reich:
Sein Blick der sinket zu Grunde,
Als sucht' er es tief im Sunde.

Was hebet sich dort im Abendlicht?
Ein Fels ist's, dran sich die Woge bricht!
Was schaut herab in die Welle?
Eine Burg mit öder Schwelle.

„O schiffe vorüber am Eiland grau,
Vorüber schnell am verfallenen Bau,
Wo, beid' einander zum Grausen,
Nur Räuber und Geister hausen!“

Da spricht er: „Lieb, was wirst du bleich?
O Lieb, das ist mein Königreich!
Hier mußt du Königin werden,
Kein andres hab' ich auf Erden!

„Mein Vater war wohl stolz und reich,
Jetzt liegt er unter dem Hügel bleich,
Erschlagen, nicht sanft gestorben,
Sein Hab und Gut verdorben.“

Und sicher lenkt der Buhle den Kahn
Durch brandende Wogen die wilde Bahn,
Durch der Felsen ragende Zinken,
Wo moosige Türme winken.

„Geliebter, wo ist das Brautgemach?“ —
„„Dort zwischen den Mauern ohne Dach!““
„Wo harren die Edelknaben?“ —
„„Dort fliegen und krächzen die Raben!““

Da schaut er sie an, der Knabe spricht:
„O Maid, es kann dir gefallen nicht,
Nicht kann dich mein Reich ergetzen,
Du siehst es an mit Entsetzen!

„Und eh du verfluchest das Leben dein,
Eh laß uns zusammen begraben sein,
Eh laß zu den Felsenriffen
In den Strudel nieder uns schiffen!“

Er hält sie im Arme bleich und stumm,
Er dreht das Schiff in den Wellen um
Tief zwischen den steinernen Rippen;
Dann schleudert er's an die Klippen. —

Mit Segeln voll, mit Masten lang,
Mit froher Flagge, mit Freudengesang
Heranzieht ohne Sorgen
Des Königs Schiff am Morgen.

Der Greis sucht seiner Tochter Reich,
Er sieht nicht an das Eiland bleich,
Er schifft im Hauch des Windes
Wohl über das Grab des Kindes.

Blutrache.

1824.

Nordische Sage in drei Balladen.

1.

Herr Thorstein in der Halle sitzt,
Der blinde Greis in Schmerzen,
Ein Enkel liegt in seinem Arm
Und weinet ihm am Herzen.

Wo ist dein Vater, kleines Kind? —
Sein Feind hat ihn erschlagen.
So tröste dich die Mutter dein! —
Tot ist sie von dem Klagen.

So hüte doch Allvater dich,
Lasse dich in Frieden schlafen
Und wachsen hoch und werden stark,
Bis du den Feind kannst strafen!

In der Halle sitzt der blinde Greis,
Er segnet seinen Enkel:
„Mein Aug' ist dunkel, mein Arm ist schwach,
Es beben meine Schenkel.

„O sänke nicht die welke Hand,
So oft ich sie will heben!
Was kann ich so in halbem Tod'
Und du mit halbem Leben?" —

So sitzt der blinde Greis und klagt;
Da pocht es an die Pforte,
Und öffnet leis und ruft herein
Zur Schwelle die flücht'gen Worte:

„Die Braut sie mir raubten, es war dein Sohn
Dabei, und den hab ich erschlagen;
Und willst du ihn rächen, es werden dich
Die alten Füße nicht tragen.

„Schnell ist mein Tritt, irr' ist mein Gang,
Dem Wolf gleich in der Wüsten,
Es soll nach meinem roten Blut
Vergebens euch gelüsten.

„Doch Buße biet ich dir genug:
Du kannst den Beutel nicht schauen,
So höre rasseln des Silbers Klang,
Deinen Ohren magst du trauen!"

Er schwingt den schweren Beutel hoch,
Steht harrend unter der Schwelle;
Doch aus den blinden Augen springt
Dem Greis die zornige Quelle.

„Weh mir, daß ich nicht wandeln kann,
Wohl mir, daß ich nicht kann sehen!
Es darf in meiner Halle Thor
Des Sohnes Mörder mir stehen.

„Er labt den Blick an meiner Faust,
Die nicht mehr weiß zu schlagen;
Er meint, daß ich das liebste Kind
Im Beutel müsse tragen.

„Aus dem Herzen, wo den Sohn ich trag',
Aus dem Herzen hol ich die Waffen;
Die Flüche schick ich nach dir aus,
Die sollen mir Rache schaffen.

„Den Fluch all' deinem Tritt und Schritt
Und deinem schnöden Gelde,
Ich hab' ihn längst hinaus gesandt,
Er harret dein im Felde.

„Er gehet um in meinem Stamm,
Er schreit in aller Ohren;
Du, wandle nur aus meinem Haus,
Bist überall verloren!"

So sitzt der blinde Greis im Stuhl,
Rührt keines seiner Glieder
Und schlägt mit seiner Stimme Schall
Den Mörder doch darnieder.

2.

Und draußen pfeift ihm zu der Sturm,
Es spinnt ihn ein der Regen,
Es sausen ihm die Speere nach,
Und klirren Schwerter entgegen.

In Wind und Wetter schickt nach ihm
Des Greisen Flüche der Norden;
Die Kämpfer hielten über ihn Tag,
Und friedlos ist er worden.

Er schweifet in den Klüften um,
Sucht Wohnung in den Wäldern,
In später Abenddämmrung Graun
Wagt er sich nach den Feldern.

Da kehrt er bei den Kämpen ein,
Läßt Salz und Brot sich geben,
Er deckt die Augen mit der Hand
Und ißt mit Hast und Beben.

Doch zündet man die Lampen an,
So fährt er auf vom Sitze,
Daß nicht verratend ihm der Strahl
Ins Mörderantlitz blitze.

Entwichen ist er auf die Flur;
Die mit ihm Brot gebrochen,
Sie wetzen das Messer hinter ihm;
Die Schuld will sein gerochen.

So scheucht's ihn in dem Land umher
Fünf schöne Jünglingsjahre;
Ihm kommt kein Becher mehr zur Hand,
Kein Kranz mehr in die Haare.

Bei seinen Feinden wohnt die Braut,
Er weiß nicht, was sie treibet;
Er weiß nicht, ob sie weint oder lacht,
Und ob sie ein anderer weibet.

Und wie das fünfte Jahr ist um,
Wankt er zu Thorsteins Schwelle;
Der blinde Greis, dort sitzt er noch
Im Gram auf der alten Stelle.

Es stürzt der Jüngling vor ihn hin:
„Bei dir ist kein Vergeben,
Ich lege mein Haupt in deinen Schoß,
Dein Fluch läßt mich nicht leben."

Dem Greise zuckt's wie Jugendkraft
In seinen welken Armen,
Die Fäuste fassen des Feindes Haupt,
Sie fassen es ohn' Erbarmen.

Doch als er hielt so fest gedrückt
Das Haupt an seinen Lenden,
Am warmen Leben schaudert's ihn
Den Fluch doch zu vollenden.

Da kommt sein junger Enkel auch
In Kindeslust gesprungen,
Und um den Fremdling, wie zum Schutz,
Hält er den Arm geschlungen.

Jetzt will dem Alten, aufgetaut,
Die Faust nicht länger sich ballen,
Jetzt läßt er über des Jünglings Haupt
Die Finger spielend wallen:

„Deine Wang' ist weich, deine Stirn' ist hoch,
Dein Haar ist lang und flachsen;
Es sitzt das Haupt am besten doch
Da, wo es ist gewachsen.

„Ja, trag' es auf dem schlanken Hals
In meinem Hof und Garten;
Du sollst an Sohnes Statt mein Feld,
So lang' ich's will, mir warten!

„Fäll' Holz aus meinem Walde dort,
Bau' dir ein Haus daneben!
Jetzt wird mir wohl und deucht mir gar,
Mein Kind sei wieder am Leben."

Der Jüngling schnellte sein Haupt empor,
Hat rasch sich aufgeschwungen.
Dem blinden Greisen die Zähr' entquoll,
Die Thräne strömte dem Jungen.

3.

Der Enkel wächst mit Lust heran,
Wie Nordlands Knaben blühen;
Um wenig Jahre sei es noch,
Ist er zum Mann gediehen.

Die Stunden, die flogen schnell dahin,
Wie man ein Liedlein singet;
Das Feld gedieh, das Haus stieg auf,
Der Greis saß wie verjünget.

Es hing ihm eine Wolke wohl
In seiner Stirne Falten;
Der Jüngling fragt nicht, dient so treu,
Bis es erfreute den Alten.

Doch wie die Zeit nun schneller ging,
Sah man ihn stille sitzen,
Und aus den hohlen Augen war's,
Als wollt' ein Feuer blitzen.

Zuletzt das Schweigen doch er brach,
Das manchen Tag gedauert.
Er sprach: „Stellt mir den Enkel her!"
Er rief's von Schmerz durchschauert.

„Großvater, laß nicht führen mich!
Auch Frühling wird's im Norden,
Du siehst nicht, wie ich gewachsen bin,
Ich bin ein Jüngling worden."

Der schlanke Knabe, der eilt herzu,
Ihn faßt der Greis mit Zittern.
„Ja," ruft er, „Sommer im Norden ward's,
Ich horche den Ungewittern!

„Weh mir, es sprosset ihm schon der Bart,
Es schwellen die Glieder, die Knochen;
Er ist ein Mann geworden und hat
Den Vater noch nicht gerochen! —

„Blutrache, heilig, alt Gesetz,
Wie unsre Götter und Eichen,
Vor dir muß unsers Hauses Fried'
Und Liebe mir heut erbleichen!

„Seht ihr es nicht? mir deucht, ich seh's —
Und bin ich doch blind so lange —
Wie seine Augen funkeln wild!
Du dort, ist dir nicht bange?

„O weh, du hast mir gedient so fromm,
Hast's wie ein Sohn getrieben!
Du solltest führen ins neue Haus
Die Braut, die dir treu geblieben.

„Jetzt kannst du bei mir nicht bau'n dein Haus,
Bei mir dein Weib nicht freien.
Wie soll in seinem Angesicht
Dir dein Geschlecht gedeihen?

„Nimm dir aus Kammer und Stall ein Teil,
Was mir der Sohn sollt' erben!
So lange die Rach' in dem Knaben schläft,
Fleuch, fleuch! du sollst mir nicht sterben!

„Zur fernsten Orkneysinsel zeuch!
Dort hinter der Fluten Walle,
Dort bau' von meinem Gute dir
Eine feste helle Halle!

„Dort lebe sicher und zeug' ein Kind
Für deines Alters Tage!
Und keiner sei, — nimm hin den Wunsch —
Der dir den Sohn erschlage!"

Die Engelskirche auf Anatolikon.*)

1824.

Es lacht ein Eiland Mit Feigenbäumen,
Mit Rosenlauben, Mit Rebenranken,
Wie sonst es schaffen Nur die Gedanken,
Wie man's nur schauet In Morgenträumen.

Es regt ein Volk sich Auf seinen Hügeln,
Das spricht die Sprache, Die alte, traute,
Die zu uns redet Mit Geisterlaute;
Und Freiheit deckt es Mit jungen Flügeln.

Es wohnt im Schutze Der heil'gen Engel,
Den Cherubinen Ist es vertrauet,
Von Marmor stehet Ihr Haus gebauet,
Im weißen Kleide, Rein, ohne Mängel.

Wohnt auch die Trauer In solchem Lande?
Warum verödet Die Rosenlauben?
Warum kein Liedchen Beim Saft der Trauben?
Kein Tausch der Waren Am regen Strande?

Das macht, es wimmelt Dort auf den Wassern
Und birgt sich hinter Den Felsenriffen:
Ein Heer von Masten, Von fremden Schiffen,
Ein grimmig Heer ist's Von Christenhassern!

---

*) Kleine Inselstadt am Eingange des lepantischen Meerbusens, an Reiz der Lage Venedigs vergleichbar. — Diese Begebenheit berichtet die Allgemeine Zeitung vom 25. Febr. 1824.

Du Griechenvölkchen, Willst du verzagen?
Das Schwert der Väter, Hast's nicht geschwungen?
Hast mit der Freiheit Nicht Mut errungen? —
„Mut gnug und Schwerter Sie zu erschlagen!

„Doch sind's zu viele!" — Hast du nicht Mauern?
Hast du nicht Schanzen, Dich klug zu decken? —
„Ja, Türm' und Wände, Der Feinde Schrecken,
Die zehn Geschlechter Wohl überdauern!" —

Und blühn nicht Früchte Dir gnug dahinter?
Kornähren, Feigen, Und Öl die Menge? —
„Mir naht kein Hunger, Der mich bedränge:
Mich nährt der Sommer, Nie folgt ein Winter.

„Nur eins vergaß mir Natur zu spenden:
Kein Quell mir sprudelt Aus ihren Brüsten;
Sonst kauft' ich Wasser An fernen Küsten,
Jetzt wehrt der Feind mir An allen Enden!

„Umsonst des Blutes Hab ich vergossen,
Ins Herz des Feindes Das Blei gesendet,
Die Kraft versieget, Das Leben endet,
Er schickt den Durst mir, Den Bundsgenossen!"

Da will das Auge Sich traurig senken. —
Doch sieh! Die Menge, Die gläub'ge, wallet
Zum Haus der Engel, Und Flehen schallet:
„O Gott im Himmel, Du kannst uns tränken!

„Machst deinen Engel Zu Wind und Wolke,
Machst deine Diener Zu Feuerflammen:
Da krachen Schiffe Zermalmt zusammen,
Da stürzt der Dränger Vor deinem Volke!

„Heut nach der Erde Geheimster Ader
Laß deine Geister, Die treuen, spüren;
Wenn erst die Quellen Sich um uns rühren,
So zwingt uns nimmer Des Feinds Geschwader!

„Erhör' uns, Retter!" So tönt's von allen.
Hat er vernommen Die fleh'nde Stimme?
Warum nicht wehrt er Des Feindes Grimme?
Die Schlünde donnern, Die Kugeln fallen.

Und eine flieget Mit Sturms Gefieder,
Reißt durch des Tempels Gewölbte Decken,
Des Volkes Flehen Verstummt in Schrecken,
In seine Mitte Fährt sie hernieder.

Schlägt in den Boden, Wühlt in dem Grunde,
Sie gräbt so gierig In seinen Ritzen;
Da hört ihr's sprudeln, Da seht ihr's spritzen: —
Da quillt ein Brunnen Tief aus dem Schlunde.

Erzengel Gottes, Sei hoch willkommen!
Du fährst als Donner Aus glüh'nden Blechen;
Springst aus den Tiefen In Wasserbächen,
Wenn's gilt zu retten Das Volk der Frommen!

Da schöpfet jeder Vom heil'gen Quelle,
Durch alle Glieder Dringt Engelsstärke,
Sie schreiten fürder Zum großen Werke,
Fort aus dem Tempel, Hin auf die Wälle.

Dreitausend Kugeln Schickt aus den Schlünden
Zur heil'gen Insel Der Feind vergebens,
Sie all' erlöschen Im Strom des Lebens:
So muß die Freiheit Sich ewig gründen.

Die Heidenkapelle bei Belsen.

1824.

Es braust der Sturm, es flammt der Blitz,
Der Mutter fehlt ihr Kind,
Da geht sie aus in finstrer Nacht,
Im Regen und im Wind.

Sie pocht umsonst beim Nachbar an,
Sie geht von Haus zu Haus:
„Dein Kindlein ging im Sonnenschein
Ins grüne Thal hinaus!“

Sie fragt den Hirten auf dem Feld,
Ob er sich nicht besinnt?
„Ja, nach dem Berge wandelt' es,
Nicht kam zurück dein Kind!“

Sie geht hinaus ins dunkle Feld,
Der Donner schreckt sie nicht,
Sie freut sich auf der Blitze Strahl,
Sie hat kein andres Licht.

„O zeiget mir den finstern Berg,
Lenkt mich in meiner Not
Und scheinet mir mein Kindlein an,
Lebendig oder tot!“

Der Berg steht in dem Blitzesschein
Starr, daß es ist ein Graus;
Ein Vater, der sein Kind verlor,
Sieht nicht betrübter aus.

Und wieder hüllt ihn Dunkel ein,
Und wieder wird es hell;
Zu seinen Füßen ruhet grau
Die heidnische Kapell.

Sie stehet fest und hebt ihr Haupt
Als wie gebaut erst heut,
Ihr mißgestaltes Götzenbild,
Es grinset ungescheut.

„O weh, mein Kind, mein armes Kind,
Wenn du dich bärgest dort!
Wenn dich gepeitscht die Schreckensnacht
In den verfluchten Ort!“

„Mein Kind muß opfern am Altar,
Es dient dem bösen Geist!
Fall über mich, du bleicher Berg,
Der Erde Fugen, reißt!“

Die Mutter kommt zur runden Thür,
Die stehet offen stets,
Doch tritt zu ihr kein Wandrer ein,
Und pfleget des Gebets.

Die Wolken sind geflogen fort,
Die Donner hallen aus,
Der Sterne und des Mondes Schein,
Der wandelt keck voraus.

Da faßt die Mutter sich ein Herz,
Sie geht zum Tempel ein,
Ihr süßes Kind ruht am Altar
Getrost im Mondenschein.

Es lächelt mit den Lippen bleich,
Wie man im Traume thut,
Und blinkend in halboffner Hand
Ein silbern Gröschlein ruht.

Kennt ihr der Engel Groschen nicht?
Sie geben ihn zu Pfand,
Wenn führen wollen sie ein Kind
Mit sich ins Vaterland.

Und mit dem Silber spielt das Kind
Bis Schlaf sein Auge deckt,
Und bis der Sterne Silberstrom
Das zugeschloßne weckt.

Die Mutter wirft sich auf die Knie,
Sie weinet still und lauscht,
Wie durch das alte Heidenhaus
Des Engels Flügel rauscht.

Sie küßt ihr Kind, es atmet nicht,
Es schläft ja schon so tief,
Bei seinem Hirten ist's zu Haus
Das Lamm, das irre lief.

Die Böhmenkönigin in Schwaben.

1824.

Nach der Weise: Mag ich Unglück nicht widerstahn rc.*)

O Böhmenland mit Bergen stolz,
Mit dunklem Holz,
Mit süßen frischen Quellen!
Was hörest du für frommen Schall,
Im Widerhall
Aus deinen Thälern schwellen?

---

*) Dies Lied, aus welchem der sechste Vers unsrer Romanze entlehnt ist, schreibt die Sage der Königin Maria zu.

Wer singt so schlicht
Vom Glaubenslicht?
Wer wiegt so fein
Den Kummer ein
Auf sanften Liedeswellen?

Maria, deine Königin,
Erneut im Sinn,
Die hat so hell gesungen,
Durch Ungarn und durch Böhmen ist
Von Jesus Christ
Ihr heilig Lied gedrungen;
Wohl durch das Schloß,
Wohl durch den Troß,
Bis in den Saal
Zum Ehgemahl
Hat es sich frei geschwungen.

Herr Ludwig steht im Eisenkleid,
Macht sich bereit,
Will mit dem Türken ringen.
Er spricht ergrimmt: „Wer darf so frei
Von Ketzerei
An meinem Hofe singen?
Auf Riesen wag'
Ich jetzt den Schlag;
Da kommt der Zwerg
Von Wittenberg,
Legt meinem Weibe Schlingen!"

„Drum wandre, Frau, aus meinem Haus
Zur Fern' hinaus,
Laß dich nicht Fürstin nennen!
Leg' ab dein würdig Königskleid,
Laß das Geschmeid
Von deinem Halse trennen!

Fleuch meinen Grimm,
Die Harfe nimm,
Ja sing dich fort
Von Ort zu Ort,
Ich mag dich nicht mehr kennen!

Sie schaut ihn an voll Lieb' und Treu',
Doch ohne Reu',
Sie thät, wie er befohlen.
Durch Berg und Thal, ihr wohlbekannt,
Im Böhmerland
Sie wandelt fort verstohlen;
Ein Schloß bald lauscht,
Ein Quell bald rauscht;
Ins Saitenspiel
Sie endlich fiel,
Da sang sie unverhohlen:

„Richt', wie ich woll', ich jetzt mein Sach,
(Weil ich bin schwach,
Und Gott mich Furcht läßt finden)
So weiß ich, daß kein' G'walt bleibt fest;
Ist's allerbest', —
Das Zeitlich' muß verschwinden.
Das ew'ge Gut
Macht rechten Mut,
Dabei ich bleib',
Wag' Gut und Leib;
Gott helf' mir's überwinden!"

Und wo die Elb' im Grunde tost,
Trat sie getrost
Hervor in fremde Lande;
Die fromme, schöne Harfnerin
Sie ziehet hin
Im ärmlichen Gewande;

Hoch ist ihr Mut,
Grüßt Sachsen gut,
Wo schon das Licht
Durch Wolken bricht;
Da wird ihr leicht die Schande.

Doch sehnt sie sich ins Ferne weit,
Zur Einsamkeit
In tiefen Thalgewinden.
Wann birgt sie wieder Felsenwand?
O Böhmenland,
Wo wird sie neu dich finden?
O Brunn, o Wald,
Vom Lied durchhallt!
O Berges Schutz,
Du Menschentrutz!
Sie sah euch all' verschwinden!

So wallet sie durchs ebne Land,
Im flachen Sand,
Bis sie zur Stätt' ist kommen,
Wo schöne Hügel, rund und grün,
Drauf Reben blühn,
Sie wieder aufgenommen.
Doch weilt sie nicht;
Im Abendlicht
Steigt wie ein Traum
Ein Bergessaum,
Dort ruft das Ziel der Frommen.

Das ist die teure Schwabenalb,
Die allenthalb
Blau nach der Ebne winket,
Wo man auf Heiden hoch und kühl
Fern vom Gewühl
Die reinen Lüfte trinket,

Wo Blütenduft
Zu Thale ruft;
Man wandert schnell,
Bis man am Quell
In Waldesschatten sinket.

Und als sie durch der Thäler Pfad
In Wälder trat,
Aus denen Felsen stiegen,
Und als sie auf den Spitzen rings
Sah rechts und links
Die alten Burgen liegen,
Da sang sie hell
An einem Quell,
Da flog der Hall
Vom Bergeswall,
Wie Engelsstimmen fliegen.

„Ich habe dich mein Böhmenland,
Von Gott gesandt,
Willst du mich hier umschließen.
Es steigt dein Berg, es schießt ins Thal
Dein Wasserstrahl,
Und deine Wälder sprießen!
Auch Gottes Licht
Ist ferne nicht!
Es rauscht, es muß
Des Heiles Fluß
Bald durch dies Land sich gießen!"

Vom Berge grüßet alt und grau
Ein Schloß*) die Frau,
Zerrissen, ausgestorben.

---

*) Beim Bade Überkingen.

Dort zieht die fremde Herrin ein,
Ein Kämmerlein
Hat sie sich bald erworben;
Sie singt voll Ruh
Den Trümmern zu:
„Kein G'walt bleibt fest,
Sei's allerbest',
Das Zeitlich' ist verdorben!“

Sie wallt an jedem Tag den Weg,
Den Felsensteg,
Ins tiefe Dorf hernieder,
Ein Heilbrunn, wie im Vaterland
Quillt aus dem Sand,
Und labt die müden Glieder;
Im Kirchlein steht
Sie oft und fleht
Für den Gemahl
Um Gottes Strahl;
Sie singt viel Sehnsuchtslieder.

So lebet sie von Jahr zu Jahr,
Selbst arm, sie war
Der Armen Trost und Segen.
Da tönt im Dorf ihr einst von Krieg,
Von Türkensieg
Verworrne Klag' entgegen.
„O Frau, so fromm!
Komm, bete, komm!
In Ungarn ist
Der Widerchrist!
Ein König ist erlegen!“

„Es liegt des Königs Ludwig Rumpf
Versenkt im Sumpf,
Sein Haupt ist abgeschlagen!“

Die Fürstin starrt, es bricht in Schmerz
Das treue Herz,
Sie kann nicht weiter fragen.
Die Harfe schweigt,
Ihr Haupt sich neigt,
Sie sinket um
Verbleicht und stumm,
Wird tot hinweggetragen.

Ihr eignes Lied, das sangen leis,
Zu Gottes Preis,
Viel Mägdlein fromm und Knaben;
Da ward sie wie im Vaterland
Am Bergesrand
Beim kühlen Quell begraben.
Ihr Lob erschallt
Durch Thal und Wald,
Sie harrt des Herrn,
Sie ruhet gern,
Die fremde Frau, in Schwaben.

Hans Hemmling.

1826.

1.

Aus Brügge reitet im Niederland
Ein königlicher Held,
Er ist der kühne Karl genannt,
Ihm steht kein Feind im Feld.

Sein Auge schwarz und schlummerlos
Schießt in die Ferne weit,
Es sucht in der Alpen Riesenschoß
Des freisten Volkes Streit.

Es glänzt sein Leibrock purpurrot
Von Edelstein und Gold.
Zög' ihm den einer ab im Tod,
Der hätte reichen Sold!

Doch legt darum sein Panzer sich
Mit undurchdrungner Wehr,
Zehntausend Lanzen, fürchterlich,
Sie starren um ihn her.

Der Fürsten und der Grafen Schar
Umringt ihn hoch zu Pferd,
Und eines jeden Haupt fürwahr
Ist einer Krone wert.

Nicht seinesgleichen hat das Heer
An Zahl und Herrlichkeit,
Es wogt, an Glanz und Trotz ein Meer,
Strömt über weit und breit.

Und wie des Herzogs Roß sich bäumt,
Alle Rosse steigen in Lust,
Und wie sein Herz von Siegen träumt,
Glüht aller Ritter Brust.

Der prüft sein Schwert, der schwingt mit Macht
Das Banner im Morgenwind,
Mit seines stählernen Kleides Pracht
Blitzt der die Augen blind.

So wallt vorüber mit leichtem Flug
In Gold und Stahl das Heer,
Noch einer reitet im letzten Zug,
Den drückt kein Panzer schwer.

Und in der Hand kein Schwert ihm blitzt,
Der Waffen ist er bar,
Und statt des Helms die Mütze sitzt
In seinem schlichten Haar.

Doch schweift sein Blick so frei und hell
Wohl über den ganzen Schwarm,
Es wohnt in seinem Aug' ein Quell
Von farbigem Leben warm.

Er sieht sich die Gestalten an,
Als wären sie sein zumeist,
Was er geschaut, in hellem Wahn
Lebt's fort in seinem Geist.

Und hättest du gefragt den Herrn,
Den Herzog von Burgund:
Wer reitet dir dort im Heere fern?
Gesprochen hätte sein Mund:

„Ein kunstbegabter Meister ist's,
Er tauget nicht zur Schlacht;
Doch hab' ich gesiegt mit Hülfe Christs,
So dient er meiner Pracht.

„So dient er mir zu Ruhm und Ehr',
So glänzt an meiner Wand
Der Feinde Tod, mein mähend Heer,
Mein Sieg, von seiner Hand." —

Und hättest du dann geschaut hinein
Tief in des Meisters Brust:
O was für wonniger Farben Schein
Aufstrahlte dort in Lust!

Doch ist es nicht der wilde Krieg,
Der kümmert wenig ihn!
Doch ist es nicht des Herzogs Sieg,
Den sein Geist läßt erblühn.

Ein andres Leben entfaltet sich
Aus dieses Heeres Glanz,
Ein ander Bild strahlt königlich
Geziert mit andrem Kranz.

Er trägt in seiner Brust die Welt,
Die keiner noch geschaut,
Der als ein niedrer Erdenheld
Der Erdengröße vertraut.

Hans Hemmling ist's, der Maler gut,
An lichten Bildern reich;
Die andern schauen im Geiste Blut
Und hören des Schwertes Streich;

Sie treiben die Pferde mit wildem Sporn,
Sie jagen durch Saat und Flur,
Der kühne Herzog reitet vorn,
Sie folgen alle der Spur.

2.

Zu Brügge lag ein kranker Knecht
Im milden Haus geborgen,
Lang sprach er irre von Mordgefecht,
Vom letzten, blut'gen Morgen.

Er sah im wachen Traum die Not,
Den Schwarm der Feinde, der Raben,
Die Banner gesunken, die Edlen tot,
Den Herrn im Eis begraben.

Bis daß ein Schlummer lang und tief
Sich seiner Qual erbarmte,
Und was in ihm von Leben schlief,
In Ruhe lind erwarmte.

Jetzt hebt sein Auge leuchtend sich,
Auf springt er von dem Bette,
Es fragt der Fremdling freudiglich
Nach Pinsel und Palette.

Die Diener sprechen: „Krankheitswahn
Hat ihm den Sinn verstöret!“
Sie sehn einander fragend an,
Sie bringen, was er begehret.

„Nein, Freunde, spricht er, es ist kein Traum!
Gönnt mir das mutige Streben!
Was ich erlebt, das war nur Schaum,
Jetzt naht das wahre Leben.“

Und auf das öde Tuch mit Macht,
Mit kühnen Pinselstrichen,
Verbreitet er der Farben Pracht,
Die heut noch nicht verblichen.

Hans Hemmling! tönt's im Hospital,
Hans Hemmling! auf den Gassen,
Mit Bürgern füllet sich der Saal,
Sie können das Glück nicht fassen.

„Das Heil will wieder mit uns sein,
Nicht alles ist verloren!
Die Ehre stellt sich wieder ein
In unsern schwarzen Thoren.“

Der Meister lächelt selig, still,
Fährt fort und fort zu malen,
Und immer größre Wonne will
Aus seinem Bilde strahlen.

Von fernen Burgen führt er her
Die Kön'ge mit Geleite,
Doch nicht mit wildem Kriegesheer
Zu unheilvollem Streite.

Sie alle treibt ein frommer Mut,
Nicht Feindschaft, die sich brüstet,
Der Kleider hohe Farbenglut
Hat nicht der Stolz gerüstet.

Die Demut wölbt den grauen Bau,
Legt in die Krippe den Knaben
Und setzt zu ihm die reine Frau
Und reicht ihm dar die Gaben.

Und Gottes Friede schwebet mild
Um die geweihte Stätte,
Der Meister steht vor seinem Bild
Mit dankendem Gebete.

Das ist der Herr, das ist der Held,
In dessen Dienst er lebet,
Das ist die heilige Wunderwelt,
Die stets sein Aug' umschwebet.

Es zückt die Kraft ihm durch die Hand,
Er wird in vielen Bildern
Das überird'sche Vaterland,
Das höchste Leben schildern.

Und Meer und Ström' und Berg und Thal,
Was Herrlichs er gesehen,
Verklärt von seines Pinsels Strahl
Wird alles auferstehen.

In tausend Zügen wird er licht
Der Menschheit Bild uns malen
Und in ein göttlich Angesicht
Vereinen alle Strahlen.

So schafft der Meister zu Gottes Ehr',
Es leuchten seine Werke.
Wo blieb der Herzog und sein Heer?
Der Stolz, der Glanz, die Stärke? —

Hinunter muß der Erde Pracht
In düstere Grabeshügel;
Das Echte rettet aus der Nacht
Die Kunst auf ew'gem Flügel.

Die Schöpfung des Bodensees.*)

1826.

Als Gott der Herr die dunkeln Kräfte
Der werdenden Natur erregt
Und zu dem schöpfrischen Geschäfte
Die Wasser und den Grund bewegt;
Und als sich nun die Tiefen senkten,
Die Berge rückten auf den Platz,
Die Ebnen sich mit Bächen tränkten,
In Seen sich schloß der Wasser Schatz:

*) Dieses Gedicht ist, wie dem Verfasser bemerklich gemacht worden ist, weder Romanze, noch Ballade, noch Legende. Er wußte dies vorher. Aber um seiner epischen Form willen und als örtlicher Einleitung in das nächst folgende ist ihm diese Stelle angewiesen worden und geblieben.

Da schuf sich auch die Riesenkette
Der Alpen ihrer Thäler Schoß,
Da brach der Strom im Felsenbette
Aus seinem Eispalaste los.
Er trat heraus mit freud'gem Schrecken,
Er wallet hell ins offne Land,
Und ruht in einem tiefen Becken
Als blauer See mit breitem Rand.

Und fort von Gottes Geist getrieben
Wogt er hinab zum jungen Meer,
Doch ist sein Ruhesitz geblieben,
Und Wälder grünen um ihn her;
Und über ihm hoch ausgebreitet
Spannt sich der heitern Lüfte Zelt,
Es spiegelt sich, indem sie schreitet,
Die Sonn' in ihm, des Himmels Held.

Und wie nun auf den weiten Auen
Des ersten Sabbaths Ruhe schlief,
Ließ sich der Bote Gottes schauen
Im lichten Wolkenkranz und rief.
Da scholl gleich donnernden Posaunen
Des Engels Stimme durch den Ort,
Es horchten Erd' und Flut mit Staunen,
Und sie vernahmen Gottes Wort:

„Gesegnet bist du, stille Fläche,
Vor vielem Land und vielem Meer!
Ja rieselt fröhlich nur, ihr Bäche,
Ja ströme, Fluß, nur stolz einher!
Ihr füllet euch in einen Spiegel,
Der große Bilder bald vereint,
Wenn einer, der der Allmacht Siegel
Trägt auf der Stirn, — der Mensch, erscheint.

Erst lebt ein dumpf Geschlecht, vergessen
Sein selbst, im Walde mit dem Tier,
Dann herrscht ein Fremdling, stolz, vermessen,
Ein Sieger mit dem Schwerte hier;
Er zimmert sich den Wald zu Schiffen,
Er öffnet Straßen, baut das Haus;
Dann hat ihn Gottes Hand ergriffen
Und schleudert ihn zum Land hinaus.

Und führt den Stamm mit goldnen Haaren,
Mit blauem Aug', ans Ufer her;
Der hat noch nichts vom Herrn erfahren,
Sein Gott ist Eiche, Fluß und Meer.
Doch schläft im tüchtigen Gemüte
Noch unerweckt des Ew'gen Bild,
Ein Strom der höchsten Kraft und Güte
In seinen vollen Adern quillt.

Der Himmel wird ihm Boten senden,
Die sagen ihm von Gottes Sohn,
Die bauen mit getreuen Händen
In dichten Wäldern seinen Thron.
Dort wird das Licht des Geistes leuchten,
Von dorther der Erkenntnis Quell
Der Erde weites Feld befeuchten,
Dort bleibt's in tiefem Dunkel hell.

Dann werden sich die Haine lichten,
Wie sich der Menschen Herz erhellt,
Dann prangt ein Kranz von goldnen Früchten
Um dich, du segenreiches Feld,
Die Rebe strecket ihre Ranken
In deinen hellen See hinein,
Und schwerbeladne Schiffe schwanken
In reicher Städte Häfen ein.

Und die des Höchsten Krone tragen,
Statthalter seiner Königsmacht, —
An diesen Ufern aufgeschlagen
Sonnt oft sich ihres Hofes Pracht.
Und Völker kommen aus dem Norden
Und aus dem Süden, See, zu dir!
Du bist das Herz der Welt geworden,
O Land, und aller Länder Zier!

Drum sind dir Sänger auch gegeben,
Zween Chöre, die mit deinem Lob
Die warme Frühlingsluft durchbeben,
Wie keiner je sein Land erhob.
Das eine sind die Nachtigallen,
Auf Wipfeln jubelt ihr Gesang,
Das andre sind in hohen Hallen
Die Ritter mit dem Harfenklang.

Wohl ahnst du deinen Ruhm, du wallest
Mit hochgehobner Brust, o See!
Doch daß du dir nicht selbst gefallest,
Vernimm auch deine Schmach, dein Weh!
Es spiegeln sich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Flut,
Und deine grünen Ufer traufen
Von lang vergoßnem Bürgerblut.

Sei nur getrost! Du blühest wieder,
Du wischest ab die Spur der Schmach,
Und große Sagen, süße Lieder,
Sie tönen am Gestade nach.
Zwar dich verläßt die Weltgeschichte,
Sie hält nicht mehr am Ufersand
Mit Schwert und Wage Weltgerichte,
Doch stilles Gnügen wohnt am Rand.

Der Hauch des Herrn treibt deine Boote,
Dein Netz soll voll von Fischen sein,
Dein Volk nährt sich vom eignen Brote
Und trinkt den selbstgepflanzten Wein.
Und unter deinen Apfelbäumen
Wird ein vergnügt Geschlecht im Glück
Von seinem alten Ruhme träumen:
Wohlan, vollende dein Geschick!"

Der Engel sprach's, der Sabbath endet,
Der Schöpfung Werktag hebt sich an,
Es rauscht der See, die Sonne wendet
Ihr Antlitz ab, die Wolken nahn;
Die Stürme wühlen aus den Schlünden
Den trüben Schlamm ans Licht herauf,
Der Strom hat Mühe sich zu münden
Und sucht durch trägen Sumpf den Lauf.

Doch webt und wirkt im innern Grunde
Der schwerarbeitenden Natur
Das Wort aus ihres Schöpfers Munde,
Sie folgt der vorgeschriebnen Spur.
Von Licht verklärt, von Nacht verhüllet,
Sein bleibt das Wasser, sein das Land,
Und was verheißen war, erfüllet
Der Zeiten Gang auf Flut und Strand.

Der Reiter und der Bodensee.

1826.

Mündlich.

Der Reiter reitet durchs helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee;

Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus, ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.

Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;

So flieget er hin eine Meil', und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;

Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee,
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein:
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.

Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.

„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"

Die Maid sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.

Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."

Der Fremde schaudert, er atmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!"

Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See:

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!

Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?"

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär',
Es stellen die Knaben sich um ihn her;

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!"

Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.

Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnert's, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.

Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Des Fischers Haus.

1826.

Sein Haus hat der Fischer gebaut,
Es stehet dicht an den Wellen,
In der blauen Flut sich's beschaut,
Als spräch es: wer kann mich fällen?

Die Mauern, die sind so dicht,
Voll Korn und Wein sind die Räume,
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blütenbäume.

Und Reben winken herein
Von grünen, schirmenden Hügeln,
Die lassen den Nord nicht ein,
Die umhaucht nur der West mit den Flügeln.

Und am Ufer der Fischer steht,
Es spielt sein Netz in den Wellen;
Umsonst ihr euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, ihr zarten Forellen!

Sein frevelnder Arm euch zieht
Im engen Garn ans Gestade;
Kein armes Fischlein entflieht,
Das kleinste nicht findet Gnade.

Auf steiget kein Wasserweib,
Euch zu retten, ihr stillen, ihr guten!
Und lockt mit dem seligen Leib
Ihn hinab in die schwellenden Fluten.

„Ich bin der Herrscher im See,
Ein König im Reiche der Wogen!"
So spricht er und schnellt in die Höh'
Den schweren Angel im Bogen.

Und euer Leben ist aus,
Der Fischer, mit frohem Behagen,
Er tritt in das stattliche Haus,
An den harten Stein euch zu schlagen.

Er legt sich auf weichen Pfühl,
Von Gold und Beute zu träumen; —
O Nacht, so sicher und kühl,
Wo Hamen und Angel säumen!

Da regt sich das Leben im Grund,
Da wimmelt's von Karpf' und Forelle,
Da nagt's mit geschäftigem Mund
Und schlüpft unters Ufer im Quelle.

Und frühe beim Morgenrot
Der Fischer kommt mit den Flechten;
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache schafft in den Nächten.

Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen;
Bis daß die schweigende Flut
Ist unter das Haus gedrungen;

Bis daß in sinkender Nacht,
Wo der Fischer träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Versinkt in der Wogen Gewühle.

Ausgießet sich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen,
Er schlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder,
Es spielen im freien Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder.*)

Graf Gero von Montfort.

1826.

Von Montfort war's der greise Graf,
Gesättiget vom Leben,
Der sah den blauen See im Schlaf
Und stille Kähne schweben,
Auf Wasser, Erd' und Himmel Ruh';
Da flog sein Herz dem Frieden zu.

Und als vom Traum er aufgewacht,
Da ruft er seine Knechte,
Hat sie belobt und gut bedacht,
Nimmt Abschied vom Geschlechte,
Verläßt die Herrschaft und das Schloß
Und zieht zum fernen Strand zu Roß.

*) Im Jahr 1692 versank zu Gottlieben, am Einfluß des Rheins in den Untersee, bei einem starken Wind und einer fast unmerklichen Erderschütterung innerhalb drei Stunden das Ufer mit vier Häusern in den Untersee. Man glaubte, daß es von Karpfen und Forellen unterfressen worden sei. Vgl. Schwab, Bodensee. 2. Aufl. 2. S. 202.

Wie nun er an das Ufer trabt,
Hört guten Wind er sausen
Und trifft am Strand den frommen Abt
Vom heil'gen Petershausen,
Dazu ein Schiff, die Segel voll;
O wie sein Herz von Sehnsucht schwoll!

Sankt Peters Haus, die stille Stadt,
Von Wellen leis bespület,
Sein Geist sich ausersehen hat,
Vom Ird'schen abgekühlet;
Dort will er dienen Gott dem Herrn;
Von Lust und Pracht der Erde fern.

Den Abt erquickt der heil'ge Sinn,
Er hebt ins Schiff den Grafen,
Wohl bringt dem Kloster das Gewinn;
Sie stoßen ab vom Hafen,
Schon schwimmt das Schiff auf blauer Flut,
Wie wird dem Greise da zu Mut!

Er spricht mit Lust: „O fühlet Ihr,
Herr Abt, was ich empfinde!
Es blickt das Wasser auf zu mir,
Wie Mutter nach dem Kinde!
Denn wißt, bei jenes Hornes*) Riff
Geboren ward ich einst im Schiff.

„Und wenn ich in dem Nachen bin,
So sanft geschaukelt liege,
Wird mir wie einem Kind zu Sinn,
Ich ruh' in meiner Wiege,
Die Mutter lispelt in mein Ohr
Und singt ein Schlummerlied mir vor."

*) Horn heißt am Bodensee so viel als Landzunge.

Derweil sie segeln frisch nach vorn;
Da übermannt's den Grafen,
Sie sind nicht ferne mehr vom Horn,
So nickt sein Haupt, zu schlafen,
Und bei der Ruder gleichem Schlag
Er schlummernd auf dem Schiffe lag.

Und wie das Schiff vorüber zieht,
Dort, wo er ward geboren,
Da tönt das süße Wiegenlied
So hell in seinen Ohren;
Er schlug die Augen auf und rief:
„O Mutter, wie so tief ich schlief!“

Er schloß die Augen wieder zu,
Noch tiefer fort zu schlafen.
Steh Nachen still, nicht eile du!
Dein Gast ist schon im Hafen;
Der Abt zu seinen Füßen kniet,
Ihn mit dem letzten Trost versieht;

Bringt ihn zum heil'gen Haus hinab,
Legt in den Chor den Frommen;
Dort rauscht die Flut, die einst ihn gab,
Und die ihn jetzt entnommen;
Im süßen Frieden, frei von Harm,
Ruht er der Welle dort im Arm.

Konradin.

1826.

Kaum ist der Frühling im Erwachen,
Es blüht der See,*) mit Strauch und Baum,

*) Über diese Erscheinung s. Schwabs Bodensee Bd. 2. S. 19. Der gelbe Samenstaub der am Ufer wachsenden Bäume bedeckt im März oft ganze Strecken des Sees.

Es blüht ein Jüngling dort im Nachen,
Er wiegt sich in der Wellen Schaum.

Wie eine Rosenknospe hüllet
Ein junges Purpurkleid ihn ein,
Und unter einer Krone quillet
Sein Haar von güldenerem Schein.

Es irret auf den blauen Wellen
Sein sinnend Auge, wellenblau,
Der Leier, die er schlägt, entschwellen
Gesänge von der schönsten Frau.

Des ersten Donners Stimmen hallen,
Im Süden blitzt es blutig rot;
Er läßt sein Lied nur lauter schallen,
Ihn kümmert nichts als Liebesnot.

Und wenn er Minne sich errungen,
So holt er sich dazu den Ruhm
Und herrscht vom Lorbeerkranz umschlungen
In seiner Väter Eigentum.

Kind! wie du stehst im schwanken Kahne,
So rufet dich ein schwanker Thron,
Vertrau' dem Schatten nicht, dem Ahne,
Verlaßner, armer Königssohn!

Du bist so stolz und unerschrocken,
Du sinkest, eh' du es geglaubt,
Es sitzt die Kron' auf deinen Locken,
Als träumte nur davon dein Haupt! —

Er höret keine Warnungsstimme,
Schwimmt singend auf dem Abgrund hin,
Was weiß er von des Sturmes Grimme?
Nach Lieb' und Leben steht sein Sinn.

So gieb ihm Leben, gieb ihm Liebe,
Du wonnevolles Schwabenland,
Verdopple deine Blütentriebe,
Knüpf' ihm der Minne sel'ges Band!

Es hat zu leben kurz der Knabe,
Hauch' ihm entgegen Lebensluft,
Durchwürze jede kleine Gabe
Mit ew'ger Jugend Blütenduft!

Mach' ihm den Augenblick zu Jahren,
Den er an diesen Ufern lebt,
Daß er mit ungebleichten Haaren
An Freude satt gen Himmel schwebt!

Was ist's? er läßt die Leier fallen,
Er springt ans Ufer, greift zum Schwert,
O seht ihn über Alpen wallen
Mit treuen Männern, hoch zu Pferd!

Der Lust, der Liebe Lieder schweigen,
Er glüht von edlerem Gelüst;
Er will der Väter Thron besteigen —
Und wandelt auf das Blutgerüst.

Was willst du mit der Blumen Kranze,
Du grünes seebespültes Land?
Was willst du, Luft, mit blauem Glanze?
Was willst du, leerer Kahn, am Strand?

Ihr schmücktet euch zu seiner Wonne,
Hin ist er ohne Wiederkehr!
Wirf einen Schleier um, o Sonne!
Der letzte Staufen ist nicht mehr!

Im kupfernen Kessel von Bodmann zu singen.*)

1826.

Im Kessel zu Bodmann da steh' ich zur Stund',
Soll leeren den Becher bis auf den Grund,
Den Becher, gefüllet mit Königswein,
Herr Karol ihn pflanzt' auf dem Felsengestein.

Und was gezogen der mächtige Frank',
Ein freier Schwabe jetzt erntet's mit Dank,
Er sperrt's in den Keller nicht feindlich ein,
Er ruft den Fremdling zum Trunk herein.

Und wie in den Becher mein Auge schaut,
Das Dunkel der alten Geschichten ihm graut,
Und wie der Wein an die Lippe mir schwillt,
Die Sage hervor schon, die sprudelnde, quillt.

Sie saßen zu Bodmann beim fröhlichen Mahl,
Der Vater, die Mutter, die Kinder im Saal,
Die Söhne, die Töchter, wie Rosen und Schnee,
Das edelste, schönste Geschlecht am See.

Viel Gäste beglänzet vom Sonnenschein,
Sie tranken und sangen beim Königswein,
So wie ich heut trink' und heut singe mein Lied:
Der Abend von festlicher Lust sie nicht schied.

---

*) Bodmann, Marktflecken und Schloß am Überlinger See, Stammsitz eines alten Adelsgeschlechts. Der Königsgarten bei Bodmann, von Karl dem Dicken gepflanzt, erzeugt den Königswein. Die Erzählung spielt im Jahre 1307; der Kessel, worin der junge Bodmann gerettet ward, wird noch gezeigt. Man steht hinein, während man einen Humpen voll Weines auf das Wohl des Geschlechtes leert. Vgl. Schwab, Bodensee.

Die Nacht kam heran mit Wetter und Wind,
Des stürmischen Sees verstohlenem Kind,
Die Wolken sammeln sich über dem Haus,
Doch gehen die Lampen im Schlosse nicht aus.

Die Gäste sie tanzen Thür' aus und Thür' ein,
Die Wolken auch führen den nächtlichen Reihn;
Es sprühen die Fackeln in Gang und Saal,
Die Blitze die spähen mit bleichem Strahl.

Und in der Schalmei und der Flöte Gesang
Spielt heimlich des Donners begleitender Klang,
Noch rauschet im Saale das Spiel und der Witz,
Da schlägt durch die Decke der zackigte Blitz.

Und Flammen umwölken den mächtigen Saal,
Ersticken die Gäste, verzehren das Mahl;
O Wasser und Himmel, wie glänzt ihr so hell,
O herrlich Geschlecht, wie vergehst du so schnell!

Der Vater, die Mutter, sie liegen schon;
Ach, dringt zu der Thüre kein blühender Sohn?
Die zuckende Flamme läßt keinen hinaus,
Es fällt auf die Leichen das wankende Haus.

Da dringt durch Flammen und Feuers Schwall,
Die Amme, die treue, heraus auf den Wall,
Sie hat es enthoben der Wiege geschwind,
Sie trägt auf den Armen ein wimmerndes Kind.

Sie stößt einen Kessel durch Glut und Flamm',
Im Schloß ist verlodert der edle Stamm,
Da schließt sie besonnen ins eherne Haus,
Das Zweiglein, das letzte, und schleudert's hinaus.

Es rollet der Kessel den Berg hinab;
O Kind, ist's dein Wieglein, ist's nicht dein Grab?
Die Dienerin folgt ihm mit Mutterblick
Und sinkt in die Flammen des Hauses zurück.

In Trümmern die Burg lag ein manches Jahr,
Bis daß das Knäblein erwachsen war,
Da baute stolz über Schutt und Graus
Der letzte Bodmann sein steinernes Haus.

Der letzte Bodmann der erste ward,
Er zeugte Söhne von edler Art
Und liebliche Töchter und Enkel so hold,
Die Flamm' hat im Kessel geläutert das Gold.

Und Vater und Mutter beim fröhlichen Mahl,
Und Kinder noch heut in dem festlichen Saal,
Sie sitzen, sie trinken vom Königswein,
Sie schenken dem Wandrer ihn freundlich ein.

Im Kessel, daraus ist erblühet das Haus,
Im Kessel soll er ihn trinken aus,
Er soll der versunkenen Ahnen mit Fug,
Soll der Amme gedenken bei jedem Zug. —

Mein Lied ist gesungen, wie wird mir zu Mut?
Ich träume von Flammen, ich spüre die Glut,
Es drehet der Kessel, der eherne, sich,
Wald, Himmel und Wasser umtaumeln mich.

Doch heißet im Kopf mich der Königswein
Getrost bei dem Wunder, dem seltsamen, sein;
Er rettet mich glücklich durch jede Gefahr,
Der Kessel steht stille, mein Auge wird klar.

Es schauet die Burg und den See und das Land:
Gott hüte Haus und Geschlecht vor Brand!
Und will er Flammen ja senden hinein,
So seien es Ströme von Königswein!

Die seltne Kur.

1826.

Ein Ritter ist der Herr von Sax,
Der reichste Mann am Rheine,
Er angelt in dem See den Lachs
Und jagt den Hirsch im Haine;
Er reitet an der eignen Saat
Vorüber meilenlang den Pfad
Und preßt die wärmsten Weine.

Warum hat er mit Mühe doch
Ein Fräulein heimgeführet?
Ist nicht sein Wuchs so schlank und hoch,
Wie's einem Mann gebühret?
Die Wange braun, die Lippe warm,
Die Brust gewölbt und stark der Arm,
Wie's gern ein Mägdlein küret?

An Leib und Seel' ihm nichts gebricht,
Er war ein stolzer Degen,
Hätt' er zu viel nur eines nicht,
Zuviel, das ist kein Segen:
Ach, an dem wohlgestalten Kopf
Des edlen Ritters hing ein Kropf,
Der blieb wohl unterwegen!

Doch leider mit ihm wandelt er
Zu Hof und in die Städte,
Macht ihm die Liebesseufzer schwer
Und steigt mit ihm zu Bette,

Er zieht ihn auf den Boden schier
Und drückt beim festlichen Turnier
Als Spange mehr und Kette.

Da kreuzten wohl die Fräulein sich,
So gut den Speer er führte,
Bis endlich eine, tugendlich
Und arm, ein Mitleid spürte.
Dem Ritter that es selber leid,
Als ihm den Hals die schöne Maid
Noch vor dem Mund berührte.

Er zieht mit ihr ins hohe Schloß
Im Forst auf Felsengrunde;
Dort zeiget ihr der Ehgenoß
Die Güter in der Runde;
Sie lebt in Freud' und Uberfluß,
Drum trägt sie gern den Überschuß
An ihres Herren Schlunde.

Und schöne Kinder lächeln ihr,
Dem Ritter gleich gestaltet,
Nur daß der Köpfe schmucke Zier
Auf schlanken Hälsen waltet,
Doch nimmt der Vater sie aufs Knie
Den schweren Atem fürchten sie,
Daß er die Stirne faltet.

Ein solcher Kropf verträgt sich fast
Nicht mit der Vaterwürde,
Drum wird das Leben ihm zur Last,
Wie seines Halses Bürde;
Er atmet, wie er pflegte, tief
Und zog, als ihm die Fehde rief,
Fern aus von Hof und Hürde.

„Was soll ich länger Weib und Kind
Mit meinem Anblick plagen?
Drum in den wilden Kampf geschwind,
Sie mögen mich erschlagen!“
Er spricht's und aus dem dichten Wald
Bricht schon der Feinde Hinterhalt,
Eh' es begann zu tagen.

Er ficht umringt von seinem Troß,
Er sieget wider Willen,
Der wilde Gegner schwenkt sein Roß
Und möchte fliehn im Stillen:
Allein dem Freiherrn deucht's nicht gut,
Ihn dürstet nach dem eignen Blut,
Er will sein Los erfüllen!

Darum erjagt er auf der Flucht
Den Führer in der Öde.
„Steh!“ schreit er, und der Hiebe Wucht
Begleiten seine Rede;
Da hieß es ehrlich: nimm und gieb,
Nach manchem Wechselstoß und Hieb
Zu Boden fielen beede.

Von seinem Beigewicht Herr Sax,
Der andre von dem Streiche,
Doch schwinget seinen Speer da stracks
Der wunde, todesbleiche:
Er traf den Freiherrn in den Hals,
Er freuet sich noch seines Falls,
Reckt sich und liegt als Leiche.

Und überströmt von seinem Blut
Lag auch der edle Ritter;
Leicht ist sein Atem und sein Mut,
Ihm dünkt der Tod nicht bitter,

Still grüßt er Weib und Kinder klein,
Er schläft zu sanftem Schlummer ein,
Wie nach der Ernt' ein Schnitter!

Doch wacht er wieder auf vom Schlaf
In eines Bauern Hütte,
Gebettet und gepfleget brav,
In seiner Knappen Mitte,
Gesund vom Fuß bis an den Kopf,
Nichts fehlt dem Ritter — als der Kropf,
Dank jenem Meisterschnitte!

O Zeichen, das an ihm geschehn,
Ihn hat der Feind kurieret!
Wie stattlich ist er anzusehn,
Wie ihn jetzt alles zieret:
Das hohe Haupt, das braune Haar,
Das freie Kinn, das Schulternpaar,
Der Hals, ganz schmal geschnüret!

So reitet er zum Felsenhaus,
Das aus dem Walde blinket;
Zum Fenster schaut die Frau heraus,
Er grüßt, er nickt, er winket:
Sie sieht die herrliche Gestalt,
Die Brust von einem Seufzer wallt,
Ihr Blick zu Boden sinket.

„Ein Bot' ist's wohl von meinem Herrn,
Er bringt mir Siegeskunde!
Solch einen Boten schau ich gern!"
Denkt sie im Herzensgrunde.
O Wunderwonne! wer in Lust
Drückt stolz und schön sie an die Brust,
Hängt ihr verjüngt am Munde?

Die Kinder strecken nach ihm aus,
Dem schönen Mann, die Hände,
Und Jubel schallt durchs ganze Haus,
Durchdröhnt die Felsenwände.
Sein Stamm, der blühte reich belaubt,
Hoch trug der edle Sax das Haupt
Bis an sein selig Ende.

Der Fleischer von Konstanz.*)

1826.

Wohl wehrt sich die alte, die freie Stadt,
Den herrlichen römischen Namen sie hat,
Und römischen Mut
Und deutsches Blut
Und Christenglauben,
Den soll ihr der spanische Henker nicht rauben!

Drum kämpfen die Bürger vom Turm und am Thor
Und dringen zur hallenden Brücke hervor,
Es hört es der Rhein,
Da rauschet er drein,
Es ruft die Söhne
Der See mit der tosenden Wellen Getöne.

Wer streitet am kühnsten für Ehr' und für Heil?
Das ist der Fleischer mit hauendem Beil.
Sonst schlägt er den Stier,
Das brüllende Tier,
Heut muß er sie schlachten,
Die ihm nach der Metzig, der blutigen, trachten.

*) Konstanz wurde 1548 durch die spanischen Soldaten Karls V. wegen seines treuen Beharrens beim protestantischen Glauben belagert. Nach heldenmütiger Verteidigung mußte es sich ergeben. Die erzählte Begebenheit ist historisch.

Er steht auf der Brücke zuvorderst im Schwarm,
Den Ärmel gestilpet, mit nervigtem Arm,
Und jeder Streich
Schlägt einen bleich,
Da kommen die andern:
Zur Schlachtbank läßt er sie spöttlich wandern.

O weh, ihr Brüder! verlasset ihr ihn?
Es doppelt der Spanischen Heer sich, sie fliehn,
Sie rufen ihn mit:
Doch keinen Schritt
Weicht von der Stelle,
Alle Feinde bekämpfet der kühne Geselle.

Vorn einer und hinten da nahet ein Paar,
Die wildesten Knechte der stürmenden Schar,
Sie packen in Eil'
Des Fleischers Beil —
Er ist verloren;
Da denkt er: es soll sie nicht frommen, die Thoren!

Zwei Arme ja hat er, die fassen die zwei:
Und wollt ihr ein Leben, so opfr' ich euch drei!
Er hält sie umspannt,
Er drängt sie zum Rand,
Er sendet die Blicke
Hinab zu dem schäumenden Rhein von der Brücke.

Und schnell ans Geländer, eh' andere nah'n,
Drückt er sie, die ringenden, kräftiglich an;
Mit ihnen hinein
Kopfüber zum Rhein
Mit frohem Schwunge
Sieht man ihn stürzen im tödlichen Sprunge.

Die klagenden Feinde verschlingt die Flut;
Langt wiegt sie, lang trägt sie den Bürger gut,
Jetzt zeigt sie den Fuß,
Den Arm, wie zum Gruß,
Die Schultern, die blanken,
Das lockigte Haupt und den Nacken, den schlanken.

Da sucht ihn das fremde Geschoß, doch der Rhein
Hüllt fromm in den Mantel, den grünen, ihn ein.
Er zieht ihn hinab
Ins festliche Grab,
Dort ruht er geborgen
Vor feindlicher Schmach bis zum ewigen Morgen.

Dort schläft ohne Traum er den süßesten Schlaf,
Er weiß nicht das Los, das die Heimat ihm traf.
Man trügt, man raubt
Ob seinem Haupt
Freiheit und Glauben;
Die Märtyrerkrone wird keiner ihm rauben.

Der Gant.

1827.

Wie leuchten die Lichter im Schlosse so helle!
Herr Christoph von Ramstein, der frohe Geselle,
Der hält in dem Saale zum letztenmal Schmaus,
Denn morgen verkauft man ihm Güter und Haus.

Die Ahnen verthaten's, er hat's nicht verschuldet,
Was er nicht verbrochen, gelassen er duldet,
Geht lustig ins Elend, das Leid, er verzecht's,
Leicht endet der letzte des leichten Geschlechts.

Doch daß er so fröhlich vom Gute kann scheiden,
Kein Kummer die Lust ihm des Lebens entleiden,
Das macht, ihn begleitet zur Hütt' aus dem Saal,
Ein Engel des Himmels, ein lieblich Gemahl.

Kein Gram ihr umschattet die blauenden Augen,
Draus mag er sich Strahlen der Hoffnung entsaugen;
Ihr bleichet kein Schmerz auf der Wange das Rot,
Ihr schwellet den Busen kein Seufzer der Not.

Drum weil er den Schatz sich, den edlen, gerettet,
So fühlt er auf Stroh wie auf Flaum sich gebettet
Und wandelt am Morgen den traurigen Pfad,
Als flög' er zum Tanze, gen Basel zum Rat.

Das Haus und die Güter, die schönsten im Lande,
Er gab sie schon lange den Herren zum Pfande,
Sie sitzen mit Mantel und Kragen geschmückt,
Der Ritter vor ihnen entblößt und gebückt;

Und doch nicht gebeugt im zufriedenen Herzen;
Es schließt sich der Kauf unter Lachen und Scherzen,
Am Ende da spricht er: „Ihr würdigen Herrn,
Eins gebet mir drein, und eins hätt' ich so gern!

„Die blinkenden Thaler, sie müssen, ach! wandern;
Die goldenen Gülden gehören schon andern;
Euch liegt in den Buden viel Glanz und viel Glast,
So schenkt mir ein einziges Stücklein Damast.

„Ich selber, ich will nichts von Samt und von Seiden,
Doch möcht' ich mein ehlich Gemahl mit bekleiden,
Sie ist wie ein Engel aus himmlischen Höh'n,
Sie ist für den Kittel der Armut zu schön."

Wohl rühret die Männer des Rates die Bitte,
Bei ehrlichen Bürgern ist gütige Sitte;
Und fließende Seide, gewichtig und echt,
Die macht ihm ein Schneider von Basel zurecht.

Und knapp an die quellenden Glieder sie fugend
Bekleidet der Ritter das Weib seiner Jugend,
Er führet sie unter das niedrige Dach,
Als trät' er mit ihr in ein Fürstengemach.

Er pflanzt und er erntet, sie webet und spinnet,
Sie lächelt so lieblich, er küßt und er minnet;
Wohl altert das Kleid, wohl verblüht das Gesicht,
Doch Liebe nicht weicht und Genüge weicht nicht.

Die Thurbrücke bei Bischofszell.

1827.

Wer hat diesen steinernen Bogen
Über die wilde Thur gezogen?
Daß der Wand'rer die Straße lobet,
Daß das Wasser vergeblich tobet?

War's ein mächtiger Fürst im Lande,
Der den Strom gelegt in Bande?
War's ein Führer in Kriegestagen,
Der die Brücke dem Heer geschlagen?

Oder richtet für Mann und Rosse
Sie der Ritter vom hohen Schlosse,
Und indes sein Haus zerfallen,
Ist sein Pfad noch immer zu wallen?

Nein, die Brücke, die ihr schauet,
Manneswort hat sie nicht erbauet;
Auf ein Wort aus des Weibes Munde
Stieg sie über dem Felsengrunde.

Die dort auf der Burg gehauset,
Hörte, wie die Woge brauset,
Sah den Fluß von Waldesquellen
Und vom Gusse des Regens schwellen.

Und den Nachen am stein'gen Lande,
Der vom Strande führt zum Strande,
Sah sie drüben sich drehn und wiegen:
Wehe, wenn einer hineingestiegen!

Ehe gedacht sie den Gedanken,
Sieht sie ihn mit zwei Wanderern schwanken,
Die sie schauet, es sind in Schöne
Ihre jungen, einzigen Söhne.

Von dem Waidwerk heimgekehret
Finden sie den Strom empöret,
Haben doch, die rüstigen Jungen,
Kecklich in den Kahn sich geschwungen.

Doch es lassen sich die Wellen
Nicht wie Tiere des Waldes fällen,
Und nicht half der Mutter Klagen,
Als sie den Kahn sah umgeschlagen.

Wie sie nun in langem Harme
Breitet' ihre beiden Arme
Bei den Wellen, den schaumesbleichen,
Über ihrer Kinder Leichen:

Mußte sie der Mütter gedenken,
Die noch können schau'n versenken
In den schnell empörten Wogen
Söhne, die sie sich erzogen.

Und es werden im Mutterherzen
Leichter ihr die bittern Schmerzen,
Wenn sie andern kann ersparen
Solches Leid, wie sie's erfahren.

Und noch ehe sie ausgetrauert,
Ward gemeißelt und gemauert,
Ward der Strom ins Bett gezwänget
Und die hohe Brücke gesprenget.

Sah sie dann oft fröhliche Knaben
Über den Pfad von Steine traben,
Und die schäumenden Wasser höhnen,
Die in felsiger Tiefe tönen;

Und mit leichtem Tritte wallen
Mütter hinter den Kindern allen,
Sieh, da flossen ihre Thränen
Mild von Freude, mild von Sehnen.

Und ihr Werk, das fromme, dauert,
Aber sie hat ausgetrauert,
Höret die Wasser nicht mehr toben,
Ist bei den jungen Söhnen droben.

Der Burgbau.

1827.

„Auf, Meister, auf und baue mir
Ein festes, hohes Haus;
Nicht braucht's zu sein des Landes Zier,
Es sei des Landes Graus!

Wo an der Wanderstraße hart
Ein Hügel heimlich lauscht,
Von finsterem Gebüsch umstarrt,
Vom trüben Bach umrauscht:

Dort tret' es vor des Fremdlings Blick
Wie ein Gespenst hervor,
Und keinen send' es mehr zurück,
Den je verschlang sein Thor.

Aus kleinen Augen tückisch soll
Es spähen in das Thal,
Rundum ein Graben, Wassers voll,
Und Brück' und Thüre schmal.

Und Türme hoch und Mauern dicht,
Und Scheun' und Keller weit;
Man stürm' es nicht, man zwing' es nicht,
Es trotze Welt und Zeit!

Und weh des Maules stillem Zug
Den Bergespfad hinan,
Und weh dem Knechte hinterm Pflug
Und seiner Stiere Bahn!

Und weh dem Wild, und weh dem Holz
In meines Nächsten Wald! —
Sprich, willst du bau'n ein Haus so stolz,
So gräßlich von Gestalt?"

Mit Schweigen hört der Meister zu
Und spricht: „Ich führ's hinaus,
Ich bau' es fest, habt gute Ruh!
Doch sagt, wie heißt das Haus?"

Da lacht der Ritter grimm und reckt
Die Hand aus übers Land:
„Mein Haus, das alles zwingt und schreckt,
Schadburg es sei genannt!"

Und wie der Greis das Wort vernahm,
Er rief: „Daß Gott erbarm!"
Der Zorn ihm in das Auge kam
Und in den alten Arm;

Und schwingt sein Beil und fährt herein
Dem Herrn durch Helm und Haupt:
„Geleget ist der erste Stein,
Jetzt schadet, mordet, raubt!"

Das war des ersten Zwingherrn Tod
Im edlen Schweizerland;
Seit half ihm Gott aus aller Not
Durch seiner Männer Hand.

Der Gefangene.*)

1827.

„Es gilt dem armen, gefangnen Mann!
Wir helfen ihm aus Fessel und Bann!"
So ruft vor dem getürmten Schloß
Des hellen, wilden Haufens Troß.

*) Der Schauplatz des Gedichts ist die Burg Freienstein in der ehemaligen Grafschaft Kyburg (Kanton Zürich), die Zeit das Jahr 1443.

Sie werfen den Feuerbrand ins Haus,
Sie treiben den alten Ritter aus,
Sie hauen zusammen Herrn und Gesind
Und brechen in Küch' und Keller geschwind.

Sie halten unter die Fässer den Mund
Und trinken sie aus bis auf den Grund,
Und schnarchen über dem Herrentisch;
Am dritten Morgen erstehen sie frisch.

„Wo ist der arme, gefangne Mann,
Daß er sich mit uns freuen kann!
Hervor, du guter Bruder, hervor;
Wir sprengen dir dein Eisenthor."

Da lag er drunten längst erstickt
Vom Feuer, dran sie sich erquickt;
Verschmachtet lag er in Schutt und Rauch,
Es leckt' an ihm der Flamme Hauch.

Sie aber schickten sich zu ziehn,
Sie ließen liegen und modern ihn.
Laut sangen die satten, trunkenen Knecht':
„Wir haben den armen Mann gerächt!"

König Johann von Böhmen bei Crecy.

1827.

„Ihr lieben Herrn und Ritter, wie stehet Philipps Schlacht?
Bringt einen Strahl des Lichtes herein in meine Nacht!
Das lange Waffentosen verwirret nur mein Ohr;
Der Freund, mit dem ich ziehe, dringt er nicht siegend vor?"

So sprach der König Johann, der Greis, in seinem Zelt,
An Waffen, Mut und Tugend ein wohlgethaner Held,
Und doch, sein Arm, er rastet; sein Schwert, er führt es nicht:
Denn Blindheit liegt seit Jahren auf seinem Angesicht.

Und wie er sitzet horchend und auf das Tosen lauscht,
Das Schlachtgetümmel näher und näher mählich rauscht,
Und endlich um ihn flüsterts: „Der Engelländer siegt,
Der tapfre König Philipp, dein treuer Freund erliegt.“

Da sprang der blinde König von seinem Stuhl empor:
„O sähe so mein Auge, wie hört mein tückisch Ohr!
Wo ist mein Bruder Philipp, sagt mir, wo find ich ihn?“
Die Diener sprachen: „Säh't ihr, so sähet ihr ihn fliehn!“

„Er flieht und ich soll fliehen?“ der König finster sprach:
„Wer leitet mich ins Treffen, wer hilft mir von der Schmach?
Wer wagt es, mich zu führen hinein in schönen Tod,
Wer wählet, statt zu fliehen, mit mir die letzte Not?“

Da nahm den blinden König ein Ritter bei der Hand,
Der sprach in deutscher Zunge: „Landskron bin ich genannt;
Zwei Falkenaugen hab ich, die schauen wohl für vier,
Auch bin ich nicht zu fliehen, zu sterben bin ich hier!“

Und freudig sprach der König: „Heil dir, dich kenn ich gut,
Du hast mit mir bei Laupen vergossen schon dein Blut,
Der Born ist schon gesprungen, gezapft ist schon das Faß!
Was übrig blieb, zusammen verströmen heut uns laß.“

Und ihre beiden Rosse, die führt man ihnen vor,
Der Leitsmann ist ganz Auge, der König ist ganz Ohr,
Sie ketten aneinander die Tiere bei dem Haupt,
So jagen sie, wie Einer, hin, wo es hallt und staubt.

„Dorthin,“ ruft aus der Ritter, „dort stehn sie viel und hart.“
„Ja dorthin,“ ruft der König, „dort schreit der Eduard.
Der Fürst der Engelländer, der meinen Freund vertrieb.
Ihn fällen oder fallen, es ist mir beides lieb!“

So jagen sie wie Einer, hin wo es staubt und hallt,
In wilden Schlachtenwirbel verwickeln sie sich bald,
Es stürzet mancher Sieger vor ihrem grimmen Schlag,
Zuletzt der gute Leitsmann, der blinde Herr erlag.

Und auf dem Siegesfelde, wo Leich' an Leiche war,
Gekettet aneinander, da lag das edle Paar,
Des Ritters Falkenaugen geschlossen von der Not,
Des Königs Auge leuchtend, entsiegelt von dem Tod.

Das Gewitter.*)

1828.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind,
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

---

*) Am 30. Juni 1828 schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der württembergischen Stadt Tuttlingen, und tötete von zehn Bewohnern desselben vier Personen weiblichen Geschlechts: Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erste 71, die letzte 8 Jahre alt. Siehe Schwäb. Merkur, 8. Juli 1828, Nr. 163. (Anm. Schwabs in der 1. Aufl. der Gedichte.)

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er sollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag:
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen sind,
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

Des Ritters von Gerhausen Schwur.

1828.

Der Ritter von Gerhausen
Liegt unter einem Stein,
Ein Meister hieb mit Grausen
Darauf sein Bildnis ein.

Von Ottern und von Schlangen
Zeigt es den Leib umstrickt,
Ganz mit Gewürm behangen,
Wie man ihn einst erblickt.

Ihm folgte solche Strafe
Hinab ins finstre Grab,
Weil er dem ew'gen Schlafe
Sich nicht in Gott ergab.
Sonst dämpft die letzte Stunde
Den keckſten Übermut,
Ihm tobt im innern Grunde
Die wilde Lebenswut.

Als vor sein Lager tretend
Der Priester sich geneigt,
Dem Sterbenden leis betend
Sein Kruzifix gezeigt:
Den Herrn, der auferstanden,
Betrachtet er mit Neid,
Er schrie: „Aus Todes Banden
Hast du dich selbst befreit!

„Mich lässest du verderben
Und spottest meiner Not?
Ich will, ich will nicht sterben,
Ich streite mit dem Tod!
Und wenn sie mich getragen
Hinaus zur schnöden Ruh':
Ich schwör's, in dreien Tagen
Da steh' ich auf, wie du!"

Und kaum ließ er ihn tönen,
Den lästerlichen Schwur,
Als schon mit kurzem Stöhnen
Die grimme Seel' entfuhr.

Da konnte keiner weinen,
Sie rüsteten die Gruft,
Es senkten ihn die Seinen
Hinab in Moderluft.

Doch sieh, am dritten Tage
Da schwankt der Kirche Rund,
Mit einem Donnerschlage
Fährt nieder es zum Grund,
Es hüllt in Qualm und Brodem
Der Chor sich plötzlich ein,
Und wie von Gottes Odem
Wälzt sich vom Grab der Stein.

Hat er den Tod geschlagen,
Kommt atmend aus dem Grab?
Es schaut das Volk mit Zagen
In seinen Schlund hinab.
O schrecklich Wunderzeichen,
O Leichnam, drin es gärt!
Leib, mehr denn andre Leichen
Vom Tod halbaufgezehrt!

An dem Gerippe hingen
Die Schlangen wie am Nest,
Und hielten, als mit Schlingen,
Es an die Grube fest.
Der wird nicht auferstehen,
Am jüngsten Tage nicht!
Der wird zu Staub verwehen —
So hält der Herr Gericht.

Mit Mühe schnell sie huben,
Auf legten sie den Stein,
Was sie geschauet, gruben
Sie zum Gedächtnis ein.

Noch sieht man drauf mit Grausen
Des Leichenbildes Spur:
Den Ritter von Gerhausen,
Der zu erstehen schwur.

Die Rittergruft zu Bucheck.

Im Kanton Solothurn.

1829.

Auf dem kahlen Hügel dort
Mit den wenig Mauern
Wohnten gute Männer einst,
Wert beim Volk zu dauern.

In Gewölben eng und schwarz
Liegen jetzt die braven,
Können in dem dunkeln Haus
Ohne That nicht schlafen;

Lauschen aus dem stillen Grab
In den schweren Waffen:
Wie es droben lebe, macht
Ihnen stets zu schaffen.

Und wenn's übel will ergehn,
Rührt sich's in dem Berge,
Leise tönen, lauter dann
Die metallnen Särge.

Wie wenn einer lagerauf
Springet, hallen Tritte,
Wie wenn wer in Waffen geht,
Schallen dumpfe Schritte.

Wenn es solche Zeichen hört,
Steht das Volk zusammen,
Wehret sich mit Rat und That
Vor den Kriegesflammen.

Als der wilde Nachbar jüngst
Nieder von den Hügeln
Seine fremde Freiheit bracht'
Auf Gewitterflügeln:

O wie ängstlich regten sich
In der Gruft die Toten,
Hatten klirrend lang gewarnt,
Widerstand geboten.

Und wie nun das Volk sich hob,
Ruhe zu erstreiten;
Ja, da klang's wie Hieb und Stoß
In des Berges Seiten;

Tönt', ein unterirdisch Heer,
In den öden Grüften,
Wär' gestiegen gar zu gern
Hülfreich zu den Lüften.

Denn die Zwietracht löste bald
Alle Reihen droben;
O wie bange fingen sie
Drunten an zu toben!

Und als alles unterlag,
Als der Fremdling siegte:
Wie sich's dort, erstickten Halls,
In die Gräber schmiegte!

Wie man Waffen von sich legt,
Schweres Erz und Eisen,
Hört man unterbrochnen Klang,
Lauten Fall und leisen.

Droben im betrübten Land
Waltete der Kummer,
Drunten im verstummten Grab
Schlief aufs neu' der Schlummer.

Elsbeth von Calw.

1829.

„Du hast geliebet meinen Knecht,
Du hast geschändet mein Geschlecht;
Verheimlicht ist die tiefe Wunde,
Er schmachtet in des Kerkers Grunde!"

Und Elsbeth spricht: „Ist er ein Knecht,
So ist sein Sinn doch hoch und echt!
Es focht sein Arm in Ritterschlachten,
O Vater! laß ihn nicht verschmachten!"

„Er schläft mir bald den langen Schlaf,
Und darum eil' ich," spricht der Graf,
„Dich, eh' es ruchbar wird hier oben,
Dem edeln Nachbar zu verloben.

„Den Schlüssel zu dem Kerkerloch,
Nimm selbst ihn, Elsbeth, — nimm ihn doch!
Ich kann ihn andern nicht vertrauen,
Auf keines Dieners Treue bauen.

„Du aber schwörst mir, schwache Maid,
Du schwörst bei deiner Seligkeit:
Nicht gönn' ihm Licht, nicht gönn' ihm Labe,
Nicht Flucht zu Roß, nicht Flucht am Stabe."

Den Schlüssel faßt die Jungfrau bleich,
Als faßte sie das Himmelreich:
Ihr Blick schwingt sich zur Kerkerpforte,
Sie schwört im Taumel alle Worte.

Der Graf getrost besteigt sein Roß,
Sprengt mit dem Knappen aus dem Schloß,
Im Staub verwallen ihre Schritte,
Im Thal verhallen ihre Tritte.

Da stand die Jungfrau ganz allein
Im lichten, goldnen Sonnenschein,
Der Himmel öffnet seine Bläue,
Wölbt seinen Arm für Liebestreue.

Hinauf zum hohen Turm geschwind!
Es faßt ihr Kleid ein frischer Wind,
Er saust, als wollt' er flüsternd fragen:
Wann darf ich euch von hinnen tragen?

Und vor der Thür' auf Berg und Thal,
Auf eine Welt voll Sonnenstrahl,
Auf sichre Burgen, feste Mauern
Blickt sie hinab mit Hoffnungsschauern.

Die Arme streckt sie sehnlich aus,
Die Arme senket sie mit Graus;
So steht sie vor des Kerkers Thore,
Und nieder hallt's zu krankem Ohre:

„O Gottfried, heißgeliebter Mann,
Zu dir hinab, hinab ich kann;
Den Schlüssel hab' ich, steige nieder,
Doch nicht mit dir zu kommen wieder."

„Hast du den Schlüssel, komm herab,
Bring' Licht und Leben mir ins Grab,
Der Hunger nagt an meinem Schlunde,
Bring' Speis' und Trank dem dürren Munde!"

„Ich darf nicht, mir verbeut's der Eid,
Der Eid bei meiner Seligkeit,
Darf dich nicht speisen, dich nicht tränken,
Darf dir nicht Licht, nicht Freiheit schenken."

Und wieder seufzt ein stöhnend Wort:
„So fleuch, Geliebte, diesen Ort:
Umsonst nicht sollst du solches Grauen,
Sollst nicht mein sterbend Antlitz schauen!"

Und nieder sie mit Jauchzen spricht:
„Umsonst hab' ich den Schlüssel nicht,
Dein Leben kann ich nicht erwerben,
Doch kann ich bei dir, mit dir sterben."

Der Schlüssel klirrt, die Pforte springt,
Ein Schimmer in die Tiefe dringt,
Er fällt auf leichenbleiche Wangen,
Und schon hält ihn die Maid umfangen.

Fest um den todeskalten Leib
Schlingt sich das glühend warme Weib,
Sie speiset ihn mit Lebensküssen,
Sie tränket ihn mit Thränenflüssen.

Und mild erquickt entflieht sein Geist,
Und ihres Leibes Band zerreißt,
Ihr Herz befreit mit wildem Schlage
An seiner Brust sich von der Plage. —

Und Staub jetzt auf der Straße wallt,
Jetzt Rossestritt vom Wege hallt;
Der Graf ist da mit seinen Knechten,
Schwingt hoch den Brautring in der Rechten.

Der Glockenklang.

1829.

Graf Azo, müd vom flücht'gen Wild,
Schlief kühl im Gras betaut;
Ihm naht' ein Traum, doch ohne Bild,
Ins Ohr weht ihm ein Laut:
Er hört' einen hallenden Glockenklang,
Er hört' einen herrlichen Kirchensang,
Kein Gotteshaus er schaut!

Er wiegte sanft sein Haupt im Schall,
Die Töne klangen aus,
Und endlich ward's ein leiser Hall,
Wie weicher Blätter Saus.
Und als verschwunden war der Traum,
Lauscht in des Waldes stillen Raum
Er sehnsuchtsvoll hinaus:

„O Klang, o Klang! wo find' ich dich?
Klang wie aus Gottes Mund!
Wann grüßest du aus Lüften mich
Aus hohem Domesrund!
O hätt' ich dich, du Wunderklang,
So wär' ich all' mein Leben lang
An Herz und Geist gesund!"

Und als er aufgestanden war,
Da hallt' es durch die Luft:
Wohl tönt' es laut, wohl tönt' es klar
Durch Bäum' und Felsenkluft:
Mit Sehnen eilet er nach vorn —
Doch ist es nur das Jägerhorn,
Das ihn zum Werke ruft.

Und als er tiefer in den Wald
Und in die Büsche drang,
Hoch über seinem Haupte hallt'
Ein leichter, leiser Klang.
Er streckte sich, er lauscht' empor,
Doch nur den Wind vernahm sein Ohr,
Der sich durch Wipfel schwang.

Und weiter in die Finsternis
Lockt ihn der Wald hinein:
„Ihr Knappen, eurer Spur gewiß,
Verfolgt nur Hirsch und Schwein!
Ich jage, was kein Glück erspäht,
Ich jage, was kein Windspiel fäht!" —
Und wieder klingt's im Hain.

Ein weicher Schall, ein Wiegensang —
Ach, das ist wohl sein Traum?
Doch ist es nur der Wellendrang
Im See am steilen Saum.
Dort jubelt laut sein Knappenchor,
Ein Eber schießt getroffen vor,
Stürzt in des Wassers Schaum.

Die Diener drangen durch das Rohr,
Zu haschen ihren Fund:
Da blinkt' es aus dem Schilf hervor
Aus heller Wasser Grund;

Vorbei rauscht seiner Knechte Schar,
Dem Grafen winkte wunderbar
Ein hohles, lichtes Rund.

Es ist ein Erz, ein Glockenkranz —
O langen Suchens Lohn! —
Das Schilfrohr streift er von dem Glanz,
Da zittert halber Ton;
Da wird ihm ganz vor Wonne bang:
„Erjagt, erjagt hab' ich den Klang,
Er ist's, ich kenn' ihn schon!"

Drauf schlug er mit gehobnem Speer
An des Metalles Rand;
Wie klang es mächtig, hell und hehr,
Wie Klang von Gott gesandt.
Sie zogen bald aus Schilf und Moor
Den Schatz, und aus dem Wald hervor,
Und führten ihn aus Land.

Von Glockentönen hallt sein Ohr,
Graf Azo fliegt voraus.
Zu seinem Schloß zürnt er empor:
„Was stehest du noch, Haus?
Ihr Maurer, löset Stein um Stein!
Reißt mir die Menschenwohnung ein,
Baut Gottes Dom daraus!"

Bald saß im Dom und lauschte froh
Der Graf auf sein Geläut.
Er dacht': „Ein jeder finde so
Den Klang, der ihn erfreut.
Ich höre hallenden Glockenklang,
Ich höre herrlichen Kirchensang:
Im Himmel bin ich heut!"

Der Sänger und die Fremden.

1830.

Ein Harfner sitzt auf moos'gen Steinen,
Er läßt das Volk des Weges ziehn,
Er spielt und kümmert sich um keinen,
Und keiner kümmert sich um ihn.

Zuweilen schielet wohl den Sänger
Ein Weidmann oder Pflüger an
Und denkt: Wer ist der Müßiggänger,
Der nur zum Liede klimpern kann?

Man sieht, es mag ihn niemand hören,
Er fährt, in sich versunken, fort,
Als spielt' und säng' er Geisterchören,
Die in der Wolke lauschen dort.

Jetzt nimmt der Wind auf seinen Flügel
Den Ton, der in den Lüften schwamm,
Und trägt ihn über grüne Hügel
Ins Thal, zu einem frohen Stamm.

Da spielt ums Ohr der Hirtensöhne
Der ferne, wunderbare Klang,
Die Frauen horchen auf die Töne,
Und manches pilgert nach dem Sang.

Sie steigen von dem Berge nieder,
Sie reihn sich um den Mann im Kreis
Und trinken seine süßen Lieder,
Indes er nichts von ihnen weiß.

Die Mütter mit den Töchtern lauschen,
Sie senken hold ihr Lockenhaupt;
Des Harfners Töne mächtig rauschen,
Der immer noch sich einsam glaubt.

Doch wie er nun sein Lied geendet,
Schlägt er die Augen auf, erschrickt,
Er spricht: „Wer hat mir euch gesendet,
Euch, die in Wolken ich erblickt?

Und voller schlägt er in die Saiten:
„Nimm an, o Muse, mein Gebet!
Du trägst mein Lied in alle Weiten,
Wenn es die Nähe nicht versteht!

„Du hütest deines Sängers Ehre,
Nie bleibt um ihn die Stätte leer;
Du brächtest ihm selbst über Meere
Das Ohr, das ihn vernommen, her."

Kaiser Heinrichs Waffenweihe.

1830.

Der junge König Heinrich schlief
Zu Goslar in der Kammer tief,
Verschlossen waren alle Thüren,
Es durfte sich kein Leben rühren,
Kein Hall den langen Gang durchlief,
Der junge König Heinrich schlief.

Doch wenn der Herr im Himmel spricht,
Hilft ein Gebot zu schweigen nicht,
Die Winde durch die Hallen pfeifen,
Die Tropfen an das Fenster streifen,
In manchem rauhen Donnerschlag
Entlastet sich der heiße Tag.

Die Diener schleichen auf den Zeh'n,
Sie wagen nicht herein zu sehn:
Will er das Wetter überhören —

Nicht wollen sie den König stören;
Bis daß ein Knall das Haus durchdringt,
Und mit Geklirr die Kammer klingt.

Da flieget bei des Herrn Gefahr
Herbei der bleichen Knechte Schar,
Man hört nicht mehr den Regen fallen,
Man hört nicht mehr den Donner hallen,
Man höret nur der Füße Tritt
Und schwerer Männer Eisenschritt.

Sie öffnen scheu das Flügelthor —
Verschlossen ist des Königs Ohr;
Sein Auge schläft noch schlummertrunken,
Und wie es auf den Pfühl gesunken,
So liegt sein junges Haupt in Ruh',
Die gelben Locken decken's zu.

Doch über'm Bette Schwert und Schild —
Sie hängen, der Zerstörung Bild,
Der Stahl geschmelzt wie in der Esse,
Der Schild zerdrückt, wie von der Presse,
Durch Leder und durch Eisen fuhr
Der Blitz und ließ die heiße Spur.

Die Diener starren; jetzt erwacht
Ihr König aus des Schlafes Nacht,
Es fliegt sein Blick nach seinen Waffen
Und sieht sie staunend umgeschaffen;
Gar bald errät er was geschah,
Spricht: „Großer Meister, warst du da?

Mir deucht, ich hörte doch dein Lied,
Ich hörte hämmern dich, o Schmied!
Sah deine Loh' das Leder gerben,

Sah deine Glut das Eisen färben,
Zu stehen meint' in kühnem Traum
Ich hoch in deiner Werkstatt Raum!"

Der König von dem Lager sprang,
Bald in der Hand den Hammer schwang,
Er läßt ihn auf dem Schwerte klingen,
Will selbst, was Gott begann, vollbringen,
Das Eisen, warm noch, schmiedet er
Und stellt den Schild aus Falten her.

Und auf der langen Herrscherbahn
Hat er manch Kleid sich umgethan,
Mit mancher Brünne, schön gedrechselt,
Mit manchem Helm hat er gewechselt,
Doch Schild und Schwert vertauscht' er nie,
Die Gott im Wetter ihm verlieh.

Es fuhr der Blitz aus seinem Stahl
Im Streite zweiundsechzig mal,
In zweiundsechzig Kämpfen deckte
Der Schild ihn, der vom Strahl beleckte;
Stets flammte Schwert und Schild wie neu,
Stets blieb ihm Schwert und Schild getreu.

Der Donner war sein Ritterschlag;
Und als im Sarg er endlich lag,
Da schien die Kron' auf seiner Bahre
Verbleicht wie seine greisen Haare,
Doch sonnig glänzte Schwert und Schild,
Der Königsjugend strahlend Bild.

Der Graf von Aichelberg.

1830.

„Seht ihr das Gut am Berge dort?
Es glänzt wie grüner Edelstein;
Des Lehen soll's von heute sein,
Der zu mir spricht das liebste Wort!"

Und alle Mannen, die zu Pferd
Dem Grafen folgen in das Thal,
Zu sprechen heben an zumal
Ein Wörtlein, das ihm deuchte wert.

Da heißt er gütig, heißt er schön,
Ein reicher Herr an Volk und Feld,
Uralt von Stamm, ein starker Held,
Sein Schloß das herrlichste der Höh'n.

So hallt sein Lob zum Rosseshuf;
Da steht am Weg ein Mütterlein,
Am Stab gebeugt, vom Alter klein,
Die läßt ertönen ihren Ruf:

„Du lieber Sohn! Gott grüße dich!"
So schallt ihr Gruß am Pferd empor,
Der Graf neigt schmerzlich Aug' und Ohr,
Die stolzen Ritter wundern sich.

„Was sprichst du für ein thöricht Wort?
Die Mutter liegt im Grabe mir,
Sie war der Edeltöchter Zier,
Von ihrer Brust trug man mich fort!"

Da sprach das Mütterlein: „Ja, Sohn!
Man trug dich fort von ihrer Brust,
Doch eh du spürtest den Verlust,
Lagst du an meinen Brüsten schon!

„Dein Auge, das so traurig schaut,
Es lachte hold an mir empor,
Es lauschte meinem Lied dein Ohr,
Und sanft war deiner Stimme Laut.

„In deinen Adern floß mein Blut,
Ich stahl die Milch dem eignen Sohn;
Drum laß mir meinen Ammenlohn:
Ich nenne „Sohn" dich wohlgemut!" —

Im Nebel schwamm des Grafen Blick,
Und vor ihm schwankte Berg und Thal,
Dann ward sein Aug' ein Sonnenstrahl,
Er bog vom Pferd sein stolz Genick.

Die Rechte bot er dar der Frau,
Sein Mund auf ihrer Lippe ruht,
Den Rittern stieg zu Haupt ihr Blut,
Er aber deutet auf die Au':

„Siehst du das Gut am Berge dort?
Es glänzt wie grüner Edelstein;
Dein Lehen soll's von heute sein,
Du sprachst zu mir das liebste Wort!"

Das Diadem.

1832.

In drei Bildern.

1.

Auf den Wassern Babylons
Flutet Alexanders Nachen,
Samt den Freunden seines Throns,
Die des Siegers Haupt bewachen.

Doch er liest ein trüb Geschick
In dem Flug des Wellenschaumes,
Und in seinem finstern Blick
Schwebt das Mißtraun eines Traumes.

Seines Diademes Pracht
Leuchtet in den braunen Locken;
Dieses schaute jüngst zu Nacht
Er auf fremdem Haupt erschrocken.
Wiederfunkelt's aus der Flut
Jetzt im Schimmer der Gesteine;
Doch sein Auge fragend ruht
Auf der Stirn, ob's auch die seine.

In der Woge Spiegel sieht
Er den Himmel dunkler brüten,
Schwanke Vögel ohne Lied
Uferweiden traurig hüten.
Und ein Königsgrabmal spült
Ihm die Flut im Bild entgegen,
Rauschende Gezweige fühlt
Er in seinem Haar sich regen.

Und der Nachen schießt vorbei: —
Nun erst merkt der Fürst mit Bangen,
Daß sein Haupt des Schmuckes frei,
Sieht ihn in den Büschen hangen.
Über dem zerfallnen Grab
Schwebt die junge Königsbinde,
Sie erreicht mit Speer und Stab
Keiner von dem Hofgesinde.

Von des Helden Seite schwingt
Jetzt ein Freund sich in die Wellen,
Der sich durch die Wogen ringt
Bis sie ihn ans Ufer schwellen.

Und, das Kleinod unbenetzt,
Glänzend, seinem Herrn zu reichen,
Hat er selbst sich's aufgesetzt,
Daß der König muß erbleichen.

Der erkennt das stolze Haupt,
Wie er es im Traum gesehen;
Aus dem Wasser, flutumstaubt,
Sieht gekrönt er's auferstehen.
Und nun hört er sich ins Ohr
Auch des Sehers Stimme beben:
„Herr! welch Zeichen! sieh dich vor!
Laß den Kronendieb nicht leben!“

Sinnend starr der König sitzt,
Und es jagen sich Gedanken,
Bis ihm's durch die Seele blitzt,
Durch der Bilder wildes Schwanken.
Jenes Freundes Blutgestalt,
Den er längst beim Trunk erstochen,
Naht, aus dunklem Aufenthalt
Seines Innern vorgebrochen.

In geheimer Tiefe regt
Sich's von Scham und bittern Schmerzen;
Mit dem blut'gen Schatten pflegt
Stille Zwiesprach' er im Herzen;
Jener finstern Ahnung ringt
Er den Stachel aus der Seele,
Den Verdacht er niederzwingt,
Der ihn treibt zu neuem Fehle.

Eben ist der Schwimmer schnell
An dem Nachen aufgeklommen,
Hat den Schmuck sich auf der Stell'
Aus gesenktem Haupt genommen.

Und der König sieht's mit Lust,
Wie den Schaum vom Kleid er schüttelt,
Nimmt den Freund an seine Brust,
Los vom bösen Traum gerüttelt.

2.

Und wie in den frühen Tagen
Hat der Held den Wandelthron
Froh errichtet auf dem Wagen,
Ragt empor wie Thetis Sohn.
In der Linken weh'n die Zügel,
Und die Rechte wiegt den Speer,
Rossesmähnen werden Flügel,
Göttergleich braust er einher.

Und ein andrer der Genossen,
Treuer Wächter, flieget mit,
Thut zu Fuß es gleich den Rossen,
Schneller war nicht Ajas' Schritt.
In des Uferhaines Pfade
Tieft die dunkle Fahrt sich ein,
Dort verstört am Moorgestade
Das Gespann ein grauer Stein.

Wieder hebt sich aus den Hecken
Das zerfall'ne Königsgrab,
Und die Rosse hoch im Schrecken
Bäumen sich zum Strand hinab.
Die an wilder Mähne fassend
Reißt der Wächter kühn ins Gleis,
Am Geretteten, erblassend,
Sinkt er hin in Blut und Schweiß.

Als den Rossen er mit Hitze
Hemmend in den Zügel fuhr,
Riß des Königs Lanzenspitze
In die Stirn ihm tiefe Spur.
Der entschwingt sich rasch dem Wagen,
Seine Rosse zähmt er schnell,
Hat den Arm um ihn geschlagen,
Beugt sich auf der Stirne Quell.

Wüßt' ein Band er, welches linde,
Welches wundem Haupt bequem!
Armer, er hat keine Binde,
Als im Haar sein Diadem!
Fest und weich würd' es umhüllen
Die verletzte Freundesstirn.
Aber soll er selbst erfüllen
Seinen Traum aus bangem Hirn?

Immer dunkler fließt die Wunde,
Bis sie weckt ein altes Bild,
Bis dem Herrn im Herzensgrunde
Zweier Freunde Herzblut quillt.
Eines, das er selbst vergossen,
Eins, das auf dem Blocke sprang.
Jetzt ist schon der Fürst entschlossen,
Faßt das Band, das ihn umschlang.

Um des Retters Stirne windet
Er's behend mit leichter Hand.
Schönes, bleiches Haupt, wie bindet
Fürstlich dich das Königsband!
Sinnend, aber heiter weilet
Bei dem Anblick lang der Held.
Dann mit dem Erwachten eilet
Auf dem Wagen er durchs Feld.

Freudig zeigt er den Gekrönten
In den Mauern Babylons,
Freudig tritt er im versöhnten
Geist die Stufen seines Throns;
Grüßet der Genossen Runde,
Voll und lose wallt sein Haar.
Seine Stirne, die gesunde,
Fühlt sich keiner Krone bar.

3.

Auf den Wassern Babylons
Hört man keine Ruder schlagen;
Auch das Roß des Göttersohns
Wiehert nicht am schnellen Wagen.
Ach, vom Thron ist er gestiegen,
An der Wand lehnt Schwert und Speer,
Auf dem Lager muß er liegen,
Sterbend grüßt der Held sein Heer.

Nur ein Königsgrabmal schwimmt
Vor dem Auge, das schon dunkelt.
Von der Fieberstirne nimmt
Er das Band, das glühend funkelt;
Daß er's ohne Freundestücke
Lassen darf auf Freundeshaupt,
Dafür danket er dem Glücke,
Das dem Traum sein Gift geraubt.

„Tretet um mich alle her,
Waffenbrüder, näher, näher!
Komm auch du, gedankenschwer,
Ahnungsvoller, ernster Seher!

Nimm die Binde, hilf enthüllen,
Was die Nacht als Rätsel sprach,
Hilf den Götterschluß erfüllen,
Der mir schon das Auge brach!

„Welche Stirne soll dies Band,
Seher! von den vielen schmücken?
Wer statt meiner abgesandt
Soll den Erdenkreis beglücken?
Sprich den würdigsten der Namen,
Daß die Völker sich erfreu'n!
Kannst du nur den bösen Samen,
Nicht die Saat des Glückes streu'n?

„Doch sie blühet schon, die Saat!
O der herrlichen Enthüllung!
Alexanders Glück, es naht
Mit der reichlichsten Erfüllung!
Seh' ich lichte Königskronen
Rings auf allen Häuptern nicht?
Flammet nicht von zehen Thronen
Meines Ruhmes Strahlenlicht?

„Welch ein friedlich Diadem
Schmückt die Stirn dir, leichter Schwimmer,
Sendet mild und angenehm
Jungen Städten seinen Schimmer!
Aber du dort, kühner Retter,
Trägst es unter Blut und Schweiß,
Und von stetem Kriegeswetter
Dampfet dir die Stirne heiß.

„Jener leichter, dieser schwer,
Tragt es, wie's der Gott geschlungen!
Mich drückt keine Krone mehr,
Mich führt Lethes Flut entschwungen

Über jene schwarzen Wellen
An dem Königsgrab vorbei,
Daß ich auf den sel'gen, hellen
Inseln frei mit Freien sei!"

Und der Tod wischt aus dem Blick
Thronen ihm und Königsbinden.
Kann dem Traume das Geschick
Seine volle Lösung finden?
Nein! es hebt der alte Seher
Das verwaiste Diadem.
Traurig ruft der Zukunft Späher:
„Hier! dem Würdigsten! — doch wem?"

Soldatenrache.

1832.

Trommel schallt,
Lustig wallt
Auf dem Weg Turennes Heer,
Wie die Flut im blauen Meer,
Alles zieht
In geschloßnem Glied.

Einer nur
Durch die Flur
Schlendert seitwärts von der Schar,
Nimmt der strengen Zucht nicht wahr,
Lehnt am Baum
Im Gedankentraum.

Bald erwacht
Er nicht sacht.
Denn der Marschall stieß mit Zorn
In sein schnelles Roß den Sporn,
Jenem gab
Grimmen Streich sein Stab.

„Fort von hier,
Musketier!
Willst du schnell in Reih' und Glied?"
Doch ein dunkles Auge sieht
Unterm Hut
Zu ihm auf in Glut.

„Herr! euch reut,
Daß ihr heut
Einen Braven unbefugt
Um des kleinen Fehles schlugt!" —
Murrt's in Bart
Nach Soldatenart.

Trommel schallt,
Feld und Wald
Zieht das stolze Heer entlang:
Hoch vom Felsenüberhang
Aus dem Moos
Ragt es riesengroß.

Finster liegt
Nie besiegt,
Nicht vom Hunger, nicht vom Sturm,
Dort die Feste Turm an Turm.
„Auf zum Wall!"
Ruft der Feldmarschall.

Zögernd sieht
Glied um Glied
An dem steilen Stein empor,
Endlich treten zwanzig vor:
„Folget mir!"
Ruft ein Musketier.

Pulverdampf,
Sturm und Kampf;
Von der Leiter stürzen viel!
Jetzund oder nie ans Ziel!
Einer steht
Von der Fahn' umweht.

Jubelschall
Tönt vom Wall.
„Sagt, wer drang so kühn empor,
Sagt, wer öffnet uns das Thor?" —
Durch den Schwall
Ruft's der Feldmarschall.

Und zur Stund
Blutig wund
Bringt man einen Musketier:
„Dieser Held ist's, dieser hier!
In dem Heer
Ist kein solcher mehr!"

Trommel schallt,
Und alsbald
Blinkt das grüßende Gewehr,
Und der Marschall reitet näh'r;
Und erschrickt,
Wie er den erblickt.

Unterm Hut
Glüht aus Blut
Ein bekanntes Augenpaar —
Ist es möglich, ist es wahr?
Solches kann
Ein beschimpfter Mann?

Dieser spricht:
„Staune nicht!
Aber sag', ob dich nicht heut,
Daß du mich geschlagen, reut;
Ob nicht Scham
Auf die Stirn dir kam?

Vor dem Heer
Atmet schwer,
Seinen Helm, lorbeerumlaubt,
Nimmt Turenn' vom Lockenhaupt;
Abgewandt
Reicht er ihm die Hand.

Trommel schallt,
Lustig wallt
Alles Heer mit Siegerschritt;
Wo ist, der so herrlich stritt?
Stille zieht
Er in Reih' und Glied.

Johannes Kant.*)

1833.

Den kategorischen Imperativus fand,
Das weiß ein jedes Kind, Immanuel Kant.
Dem kategorischen Imperativus treu,
Zwang durch ihn wilde Seelen zu frommer Scheu
Lang vor Immanuel Herr Johannes Kant,
Und wenige wissen's, wie die Sache bewandt.

Derselb' ein Doktor Theologiä war,
In schwarzer Kutte, mit langem Bart und Haar,
So saß er zu Krakau auf dem Lehrersitz,

---

*) Gestorben 1743 in hohem Alter.

So ging er einher gegürtet, in Kält' und Hitz',
Ein rein Gemüt, ein immer gleicher Sinn,
Dem Unrecht dulden, nicht thun, stets deuchte Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
Gen Schlesien, in sein altes Vaterland.
Er schloß die Bücher in'n Schrein, bestellt' sein Haus,
Den Seckel nahm er und zog in die Fern' hinaus.
Gemächlich ritt in der schweren, schwarzen Tracht
Der Doktor durch der polnischen Wälder Nacht,
Doch in der Seele, da wohnt' ihm lichter Schein,
Die goldnen Sprüche zogen aus und ein,
Ins Herz schoß Strahlen ihm das göttliche Wort,
Voll innern Sonnenlichtes, so ritt er fort.
Auch merkt' er nicht, wie das Tier in finstrer Schlucht
Den Weg durch Abenddunkel und Dickicht sucht,
Er hört nicht vor und hinter sich Tritt und Trott,
Er ist noch immer allein mit seinem Gott.
Da wimmelt's plötzlich um ihn zu Roß, zu Fuß,
Da flucht ins Ohr ihm der Wegelagerer Gruß;
Es stürmen auf den heiligen Mann sie ein,
Es blinken Messer und Schwert im Mondenschein.
Er weiß nicht, wie ihm geschieht, er steigt vom Roß,
Und eh' sie's fordern, teilt er sein Gut dem Troß;
Den vollen Reisebeutel streckt er dar,
Darin beim Groschen manch blanker Thaler war,
Vom Halse löst er ab die güldne Kett',
Er reißt die schmucken Borten vom Barett;
Den Ring vom Finger und aus der Tasche zieht
Das Meßbuch er mit Silberbeschläg und Niet;
Daß sie das Pferd abführen mit Sattel und Zaum,
Der arm' erschrockne Mann, er sieht es kaum;
Erst wie er alles Schmuckes und Gutes bar,
Da flehet er um sein Leben zu der Schar.
Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Brust
Und schüttelt sie mit derber Räuberlust.

„Gabst du auch alles?“ brüllt's um ihn und murrt,
„Trägst nichts versteckt in Stiefel oder Gurt?“
Die Todesangst schwört aus dem Doktor: „Nein!“
Und aber „Nein!“ Es zittert ihm Fleisch und Bein.
Da stoßen sie fort ihn in den schwarzen Wald;
Er eilt, als wär' er zu Roß noch, ohne Halt;
Doch fährt die Hand im Gehen ihm wie im Traum
Hinab an der langen Kutte vorderm Saum,
Mit Angst fühlt sie herum an allem Wulst,
Und endlich findet sie da die rechte Schwulst,
Wo eingenäht, geborgen und unentdeckt
Der güldene Sparpfennig sich versteckt.
Nun will dem Mann es werden recht sanft und leicht,
Mit all dem Gold er die Heimat wohl erreicht,
Er mag mit Gottes Hülfe vom Schrecken ruhn,
Mit Freunden und Vettern sich recht gütlich thun.
Da stand er plötzlich still, denn in ihm rief
Mit lauter Stimme der heilige Imp'rativ:
„Leug nicht! leug nicht! du hast gelogen, Kant!“
Das einzige Wort ihm auf der Seele brannt',
Vergessen war der Heimat fröhliche Lust,
Er war allein der Lüge sich bewußt.
Und schneller, als ihn getrieben der Freiheit Glück,
Trieb ihn der Sünde Pein nun zurück, zurück.
Schon winkt von Ferne der unglückselge Platz,
Die Räuber teilen dort noch immer den Schatz,
Am Mondlicht prüfen sie sich das Allerlei.
Die Pferde weiden zwischen den Büschen frei.
Und wie sie lagern im Gras und tauschen, tritt
In ihre Mitte der Kant mit hastigem Schritt.
Er stellt demütig sich vor die Räuber hin,
Er sprach: „O wisset, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schrecken aus mir, darum verzeiht!“
Mit diesen Worten riß er den Saum vom Kleid,
In hohler Hand beut er ein Häuflein Gold,

Darüber des Mondscheins blinkende Welle rollt;
Weil keiner zugreift, bittet er ganz beschämt:
„Das hab' ich böslich vor euch verleugnet, nehmt!"
Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf,
Sie möchten lachen und spotten ob dem Tropf;
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
Und ihr vertrocknetes, starres Auge taut.
Und in dem bleiernen Schlummer, den er schlief,
Regt sich in ihnen plötzlich der Imp'rativ,
Der wunderbare, das heil'ge Gebot: „Du sollt —
Du sollt nicht stehlen!" und vor der Hand voll Gold
Aufspringen sie, dann werfen sich all' aufs Knie,
Ein tiefes Schweigen waltet; denn Gott ist hie.

Jetzt aber regt sich emsig die ganze Schar:
Der reicht den Beutel und der die Kette dar,
Ein dritter bringt das Pferd gesattelt, gerüst't,
Das Meßbuch reicht der Hauptmann — er hat's geküßt,
Dann helfen sie ihm zu Roß mit willigem Dienst,
Nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinst;
Ja, mußte Herr Kant nur sein auf seiner Hut,
Daß sie ihm nicht auch schenkten gestohlen Gut.

Er scheidet, er teilt den Segen aus vom Pferd,
Wünscht ihnen gründliche Reu', die sie bekehrt.
Nur dacht' er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelmen, ihr stehlet — und ich log!"
Doch als er kam zum finstern Walde hinaus,
Da war verschwunden der Sünde ganzer Graus,
Da stand der Morgenhimmel in roter Glut,
Da ward dem frommen Wanderer froh zu Mut.
„Dein Wille gescheh' im Himmel und auf der Erd'!"
So betet der Kant und giebt die Sporen dem Pferd.

Die Gräfin zu Wertheim.

1834.

Empor vom goldnen Strome,
Vorbei am schlanken Dome,
Hinauf in's Himmelblau!
Mir winkt aus dichter Stämme Nacht,
In herrlicher Verwüstungspracht,
Zerrißner Fürstenbau.

Fort, zwischen Mauerzacken,
Durch mit gebeugtem Nacken,
Durchs steinverhängte Thor!
Hinan, wo Turm auf Turm sich stellt,
Wo kühn wie in der Alpenwelt
Ein Gipfel ragt hervor!

Jetzt klettern und jetzt springen,
Leicht über Kluft sich schwingen,
Tief unten Thal und Fluß:
Ich weiß nicht, ist es Menschenspur,
Ist's ew'ger Fußtritt der Natur,
Worüber wallt mein Fuß.

Sind Wände diese Rippen?
Sind Säulen diese Klippen?
Ist dieses Holz nicht Stein?
Ist all der Bau kein Felsenspiel?
O Kastellan, so sag' mir viel,
Recht viel aus jener Zeit!

Nenn' alle die Geschlechter,
Nenn' Fehden mir und Fechter
Um Brücke, Thor und Haus!
Von Freud' und Frieden melde mir!
Sprich, welche Sänger gingen hier
Mit Harfen ein und aus?

Und sag' auch, welche Frauen?
O könnt' ich eine schauen
In Fülle, stolz und mild!
Dann wölbte sich mir farbenhell
Das erkervolle Saalgestell
Ringsum als Wunderbild.

Du lächelst seltsam, Führer,
Bist du ein Geisterspürer
Und lebst in toter Zeit?
Dein hohles Auge sah wohl g'nug,
Doch um den Mund ein schlauer Zug
Führt mich jahrhundertweit.

Und nieder gehn wir, nieder,
Im Städtchen sind wir wieder,
Der Dom, er schließt sich auf.
Getaucht in Licht und Lebensluft,
Muß ich hinab in Modergruft,
Und Särge stehn zuhauf!

Und ein Sarg ist noch offen!
Vom Tagesschein getroffen
Spielt bleicher Samt ins Rot;
Und schaurig ruht das Himmelslicht
Auf einem welken Angesicht
Voll unverwestem Tod.

Aus Purpursamt und Seide,
Aus funkelndem Geschmeide
Dies Antlitz blühend sproß,
Und schritt die Jungfrau durch den Saal,
So war's, als wenn ein Sonnenstrahl
Durchs Bogenfenster floß.

Wie viele Leiern klangen,
Wie viele Klingen sprangen
In Liebesstreit um sie.
Sie selbst in frischer Jugend Glanz,
Sie fühlte sich so Leben ganz,
Dacht' an den Tod wohl nie!

Erhalten auf der Bahre
Liegt sie dreihundert Jahre —
O schweige, Kastellan!
Ich weiß, was du mir sagen willt,
Vor diesem starren Totenbild
Weicht aller Erdenwahn!

Geborstne Schlösser dauern
Im Trotz zerspaltner Mauern
Noch glänzend spätem Blick.
Das Menschenkind hat keine Frist,
Es endet, wenn's von hinnen ist,
Sein zeitliches Geschick.

Bei dieser grausen Miene
Der menschlichen Ruine
Erschauert meine Haut,
Wenn meinen Leib empfing die Gruft,
Steig' er verwandelt auf zur Luft
Als Gras und farbig Kraut!

Und jetzt zum Sonnenscheine,
Jetzt zu dem Schloßgesteine
Der alten Welt empor!
Doch will ich rückwärts nicht zur Zeit,
Will vorwärts schaun zur Ewigkeit
Durch das zerfallne Thor.

Der Schwedenturm.

1834.

Zu Würzburg steht ein grauer Turm
Weit ab vom lust'gen Maine,
In seinem Balken pickt der Wurm,
Es nagt das Moos am Steine.

Die hohle Brust durchröchelt schwach
Ein rostig Uhrwerk stöhnend,
Sein Stundenschlag ist auch noch wach,
Doch nur die Zeit verhöhnend.

Denn wenn die Glocken alle ruhn
Ein Viertel vor der Stunde,
Beginnt er ein verkehrtes Thun
Mit eh'rnem Lügenmunde.

Ob seinem frühen Schlage quält
Sich, was auf Märkten handelt,
Der Kranke, der die Stunden zählt,
Der Reisende, der wandelt.

Wie dulden es die Städter nur
Den Trüger stets zu hören?
So wißt! sie mögen seiner Uhr
Den alten Fluch nicht stören.

Denn in dem dreißigjähr'gen Sturm,
Im langen Jammerkriege,
Da war der falsche Schwedenturm
Einst eines Greuels Wiege.

Verschwörer saßen dort versteckt
In seiner Glockenstube;
Ein dumpfer Streich ward ausgeheckt
In luft'ger Mördergrube.

Als drauf die Stadt voll Frieden schlief,
Die unbewehrte Rechte
In sichrem Schlummer senkten tief
Des Reiches treue Knechte;

Ein Viertel hub vor Mitternacht
Der Turm an irr zu reden:
Zwölf Schläge dröhnten da mit Macht,
Laut riefen sie dem Schweden.

Und der verstand das Zeichen wohl,
Ein Pförtlein fand er offen,
Das Blut in allen Kammern quoll,
Die Schlummerkissen troffen.

Der Strom empfing, als tiefes Grab,
Der Leichen schwer Gerölle;
Doch Jubel scholl vom Turm herab,
Hoch oben jauchzt die Hölle.

Ihr Sieg war kurz, ihr Stachel ward
Geknickt durch schnelle Rache;
Dem Turm verräterischer Art
Ließ man des Truges Sprache.

Im Räderwerk der Wahnsinn knarrt;
So steht er grau, zerfallen;
Muß, bis man ihn als Schutt verscharrt,
Von seiner Sünde lallen.

Der Sohn des Regenten. 1747.*)

1834.

Vor der letzten engen Zelle
In Sankt Genofevens Haus
Murmelt schwach die ferne Welle
Von der Weltstadt Lustgebraus.

Kein Gemach ist so voll Bängnis
In den Gäßchen von Paris,
So voll Schatten kein Gefängnis,
Keines Mörders Turmverlies.

Hier wohnt einer, müd' von Plage,
Harmvoll, in geringer Tracht.
Auf dem Knie liegt er am Tage,
Hart auf Stroh ruht er zu Nacht.

Und kein Holz am kalten Morgen
Knistert lindernd im Kamin,
Selbst die Bettler sind geborgen,
Keinen schüttelt Frost wie ihn.

Bei dem kargen Mittagsmahle
Speist das schwarze Brot ihn kaum,
Und zum Wasser in der Schale
Mischt sich nie des Weines Schaum.

Sechsmal nach der Winterreise
Hat sein Fenster ihm getaut,
An dem schmalen Himmelsstreife
Sechsmal ihm der Lenz geblaut.

---

*) Ludwig von Orleans war während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. von Frankreich 1715—23 Regent. Sein gleichnamiger Sohn ist der Held dieses Gedichts († 1752), und dessen Enkel der berüchtigte Ludwig Philipp Joseph, der Bürger Egalité, der 1793 auf der Guillotine endigte.

Da erscheint in seiner Pforte
Goldbetreßter Diener Hauf',
Und mit ehrfurchtsvollem Worte
Stört er den Versenkten auf:

„Gnäd'ger Herzog! drin im Schlosse
Harrt der Sohn in Liebe dein:
Wollest seinem ersten Sprosse,
Deinem Enkel, Pate sein!"

Und er hebt, gedenk der Würde,
Von den Knieen sich empor,
Schreitet mit der Purpurbürde
Ludwig Orleans durchs Thor.

In dem schimmernden Palaste
Seiner Väter weilt er stumm,
Sieht sich in dem eiteln Glaste
Wie ein Grabentstiegner um;

Wiegt den Enkel in den Armen,
Bis das Taufbad ihn geweiht,
Läßt mit Blicken voll Erbarmen
Ihn im Schoß der blinden Zeit.

Wie er in der Halle wieder
Einsam seinem Heiland lebt,
Wirft er sich aufs Antlitz nieder,
Daß sein Innerstes erbebt:

„Einer liegt vor dir von allen
Kindern üppigen Geschlechts,
Herr, o Herr! laß dir gefallen
Tiefste Buße deines Knechts!

„Was mein Vater wild gesündigt,
Hat ihm nachgethan das Land.
Neuer Greuel ist verkündigt;
Drum ersticke du den Brand!

„Wieder Einer ist geboren!
Sei, o Herr, es nicht zum Fluch!
Ist zum Retter der erkoren,
Lieg' ich gern im Leichentuch!"

Auf der Streu' sinkt er zusammen,
Keiner eignen Schuld bewußt;
Fremde Missethaten flammen
Brennend in der keuschen Brust.

Des Gewissens Glut zu dämpfen
Speist er Arme nah und fern:
„Helft mir beten, helft mir kämpfen,
Kommt, ihr Höflinge des Herrn!"

Und so gehet, rein von Fehle,
Nach gedehnter Erdenpein
Endlich die gequälte Seele
Hoffend in den Himmel ein.

Doch am Thor der Herrlichkeiten
Mahnt den Geist der Welt Geschick,
In die Niederung der Zeiten
Wirft er einen scheuen Blick.

Und was schaut er? überbordet
Ist vom Blute Land und Thron.
Königmordend und gemordet
Stürzt zum Pfuhl sein Sohnessohn.

Weh! der Wahnsinn strecket Larven
In die Seligkeit herein —
Da erklingen Wunderharfen,
Da sprüht auf der Himmel Schein.

Und der Erde ganz Gedächtnis,
Blut, Geschlecht, Geschichte sinkt.
Nur der Ewigkeit Vermächtnis
Einem neuen Engel winkt.

Schuldforderung.

1835.

In dem Dome trennt ein Ritter
Des Gefolges Scharlachflut:
„Herr und König, den man krönet,
Gieb mir das erborgte Gut!

„Deines Leibes Purpurlinnen
War einst meiner Felder Tracht,
Deiner Krone Diamanten
Schlummerten in meinem Schacht.

„Dir dein Erbe zu erkämpfen
Lieh der alte Freund sie dar.
An die Stirne dir geheftet
Wird mein Auge sie gewahr.

„Nun, bei Gottes Flammenblicken,
Der sie alle funkeln sieht:
Leist' Ersatz mir, daß dich strafend
Nicht die Last zu Boden zieht!"

Vor des hohen Thrones Staffel
Heischet er sein Recht vom Glück;
Doch ein Fußtritt seines Schuldners
Stößt das graue Haupt zurück.

Zu des Feindes braunen Locken
Blitzt empor sein Blick und spricht:
„Hält nur noch mein altes Leben,
Junger, du entgehst mir nicht!"

Doch den Fluch verschlingt das Jauchzen,
Goldner Glanz die Gramgestalt,
Ungefürchtet, ungesehen
Flieht er in den schwarzen Wald;

Zählet dort die dünnen Haare,
Rechnet mit der Lebenszeit:
Wenn er haushält mit Minuten,
Wohnt die Rache nicht zu weit.

Bei dem Neide der Vasallen,
Bei der Bauern Qual und Schweiß,
Bei dem Groll verstoßner Knechte
Sucht er sie und haucht sie heiß.

Und er hat ein Heer gesammelt,
Eh' ein Haar vom Haupt ihm fiel,
Wie im Sturmwind frischer Jugend
Wehet ihn die Wut ans Ziel.

Aber aus der Stadt entgegen
Schwingt sich klagendes Geläut;
Seines Königs junge Leiche
Trug das Volk zum Dome heut.

Vor der offnen Kirchenpforte
Staunt gehobnen Schwerts der Greis,
Und die heiße Rach' im Herzen
Ballt sich plötzlich ihm zu Eis;

Wie der Jäger mit geschwungnem
Speere vor dem Schlund verzagt,
Wo den Hirsch, den langgehetzten,
Todesangst hinabgejagt.

Über seines Feindes Bahre
Liegt ein weinend Kind gestreckt,
Das der Purpur heilig kleidet,
Das die Demantkrone deckt.

Und sein Schwert gesenkt zu Boden,
Auf den Knauf gestützt sein Haupt,
Überblickt der müde Rächer
Was das Schicksal ihm geraubt:

„Nein! aus dieses Knaben Händen
Fordr' ich nicht des Vaters Schuld!
Hab' Erbarmen, meine Seele,
Fasse noch dich in Geduld!

„Keinen Erben lass' ich scheidend,
Sei denn alles ihm vermacht!
Meine Sorge sei, zu finden
Den dort, in des Grabes Nacht!"

Und mit straffem Fuße stampft er,
Daß es dröhnet, auf den Stein:
„Unter dieser Tempelschwelle
Will ich einst begraben sein!

„Männer, die ihr grimmig kamet,
Neigt euch vor dem Herrscherstab;
Doch die Axt, für mich gehoben,
Grab' und schütze mir dies Grab!

„Dann, beim Hallen der Posaune,
Wenn sich drin der Falsche dehnt,
Harr' ich früher auferstanden,
An das Kirchenthor gelehnt.

„Schreitet er heraus zum Dome,
Trifft er mich zum Gang bereit
Vor den Thron der schlummerlosen
Ewigen Gerechtigkeit!"

Die Insel der Seelen.

1837.

Am fernsten Strande kalter Kelten,
Wo müder schon die Sonne schleicht,
Wo nur vorbei ein Frachtschiff selten,
Beschrie'n von heisern Möwen, streicht,
Ist jetzt ein Kriegerheer gelagert
Mit Schild und Speer, im Römerkleid,
Klein Volk, verbrannt und abgemagert,
Doch aller Feinde Herr im Streit.

Hier tritt mit kahler Lorbeerstirne
Der Feldherr in ein Fischerhaus:
„Reicht mir vom Trank der wilden Birne
Und löscht den heißen Durst mir aus!"
Der greise Riese nickt und schüttelt
Vorerst am Herde leer das Netz;
Beut seinem Gast nun ein gerüttelt
Und schäumend Horn voll süßen Mets.

Der Kämpfer schlürft mit Atemzügen,
Er dämpft und reizt den Drang der Lust
Und spült mit langsamem Vergnügen
Den Schlachtruf sich aus Kehl' und Brust.
Das leere Horn wirft er zur Erde;
Doch gierig bleibt sein Aug' und wild;
Er spricht mit brennender Gebärde:
„So wäre doch ein Durst gestillt!"

Der Alte fragt: „„Was willst du weiter?
Wir geben gerne, recht und schlecht!
Du bist hier nicht im Thal der Streiter,
Du ruhst bei sanfterem Geschlecht!"" —
„Ihr Armen," spottet jetzt der Fremde,
„Was ich begehre, liegt zu weit;
Ihr bringt es nicht, im Fischerhemde —
Mein Trachten heißt Unsterblichkeit!"

„„Unsterblichkeit? willst du sie binden
An deiner Schlachten Tod und Not?
Unsterblichkeit, sie ist zu finden
Im Friedensland, beim Abendrot.
Dort strahlet ew'gen Lebens Erbe,
Dort winkt der Seelen letzter Port.
Doch wer dort bleiben will, der sterbe,
Nur nach dem Tode lebt sich's dort!""

Des Römers bleiche Lippen beben:
„Ja doch, du gallisch Thorenherz!
Du träumest, deine Streiter schweben
Aus ihrem Blute himmelwärts!
Nein! wir sind Staub: wenn überm Grabe
Mir die Cikade singend schwebt,
Krächzt über dir des Winters Rabe:
Doch stirbt dein Nam', und meiner lebt!"

Da streckt der Greise sich, herunter
Schaut er auf seinen stolzen Gast,
Und seine Hände haben munter
Das Ruder, das dort lehnt, gefaßt:
„„Was soll ich's länger dir verbergen?
Wir Schiffer schau'n der Seelen Land.
Sie fordern uns, wir sind die Fergen
Und steuern sie zum Heimatstrand.""

Den andern überläuft ein Grausen,
Nur zeigt er nicht, was ihn bewegt:
„Sag' an, wo die Gespenster hausen?"
Spricht er, die Hand ans Haupt gelegt.
So blickt er liegend auf zum Fischer,
Der, auf das Ruder vorgebeugt,
Mit jedem kecken Worte frischer
Der Geister seltsam Reich bezeugt:

„„Fern drüben, wo die Sonne sinket,
Dort liegt ein Eiland, hinter Meer,
Mit golden grünen Triften winket
Sein Rand, mit Bäumen früchteschwer.
Der Himmel dort ist blau und lächelnd,
Kein Winter droht, kein Sonnenbrand,
Die Lüfte hauchen immer fächelnd;
Und doch ist's nur der Toten Land.

„„Nichts ist zu hören, nichts zu schauen,
Bevölkert wird es erst zu Nacht.
Doch, was dann waltet, macht kein Grauen,
Zum Leben ist der Tod erwacht.
Nun höre, wie wir solches wissen,
Und was im Dienst der Seelen thun:
Oft nachts im Schlaf an unsre Kissen
Ergeht ein Ruf, läßt uns nicht ruhn.

„„Vom Lager springen wir und lauschen,
Denn drunten wird es voll und laut,
Und viele tausend Stimmen rauschen
Von Menschen, die kein Auge schaut.
Und Schiffe liegen, hochgetürmte,
Statt unsrer Kähne, längs der Bucht,
Sie sind es, draus das Tosen stürmte,
Tief sinkt ins Wasser ihre Wucht.

„„Mit Mannschaft sind sie schwer befrachtet,
Die ruft voll Ungeduld: „Herbei!“
Wir steigen ein, so tief es nachtet,
Sind ohne Furcht und rudern frei.
Das Schiff ist voll von Schattengästen,
Wir sehen nichts, wir hören viel;
Doch unsre Fahrt, sie geht zum besten,
Wie Falken fliegen wir zum Ziel.

„„Sonst fährt sich's vierundzwanzig Stunden:
Nur eine Stund' in solcher Nacht.
Schiff wird um Schiff bald angebunden,
Und jetzt entleeret sich die Fracht.
Auch wir entschwingen uns zum Strande,
Wie haucht und saust es um uns her!
Und nun erst von dem Inselland
Herbeiwogt's, fast ein zweites Meer.

„„Da ist ein unsichtbares Grüßen,
Da wird ein Freudenruf gehört,
Von Küssen rauscht, von zärtlich süßen,
Die Luft, die sonst kein Atem stört.
Ein sehnlich, wonnevoll Umarmen,
Und doch von Leibern keine Spur,
Ein innig Brust an Brust Erwarmen, —
Wir spüren's nicht, wir wissen's nur.

„„Vernehmlich tönen teure Namen,
Der Gatte ruft dem Gatten zu,
Der Vater Kindern, welche kamen,
Der Freund dem Freunde: bist es du?
Und Handschlag, und der Liebe Flüstern,
So heiter, so voll Seligkeit,
Daß, fährt die Nacht gleich fort zu düstern,
Uns heller Tag deucht weit und breit.

„„Dann mahnt ein Ruf uns, heim zu fahren,
Und schnell sind wir zu Schiff davon,
Und eh' wir Morgenschein gewahren,
Sind wir in unsrem Hafen schon.
Hoch auf der Meeresfläche trieben
Die Schiffe leer und unbeschwert,
Und länger sind sie nie geblieben,
Als diese Geisternacht gewährt.

„„Und glaubst du jetzt ans Land der Seelen,
Und hoffst du jetzt Unsterblichkeit?““
Da springt der Römer auf, das stählen
Durchs Hüttchen klirrt sein Panzerkleid.
„Auf, alter Charon, fort zum Kahne,
Schon morgen ziehn wir drüben ein,
Ich schwang von je die Siegesfahne,
Sei auch der Seelen Insel mein!“

Entsetzen schüttelt Bart und Locken
Dem Fischer bei dem frechen Wort,
Doch dem Gewaltigen erschrocken
Gehorcht er, und sie gehn an Bord;
Sie fahren hin die Nacht, den Morgen,
Den ganzen Tag, den Abend auch,
Im Sternenlicht sind sie geborgen,
Zur Küste treibt sie rascher Hauch.

Doch mit der Brandung letzten Wellen
Schlägt noch der Wind nach Westen um,
Erwacht beginnt der Sturm zu schwellen,
Die Lüfte heulen, bisher stumm.
Der Zorn des Windes wühlt im Laube
Der Uferbäume, nieder weht
Ein schwarzer Wolkenbruch von Staube,
Und wirbelnd sich der Nachen dreht.

Zurückgejagt, zurückgerissen
Vom Geisterstrande fliegt der Held,
In blitzdurchzückten Finsternissen
Furcht er das öde Wasserfeld.
So, wie vom Seelenheer geschlagen,
Steigt er am andern Ufer aus,
Und schnelle Schritte flüchtig tragen
Den Schweigenden ins Fischerhaus.

Trompeten mahnen: mit dem Lager
Bricht auf der Feldherr von dem Strand.
Am Ufer stockt er, blaß und hager,
Den Blick noch einmal meerentsandt:
„Ich weiß, du bist mir nicht gegeben,
Holdselig Jenseits, Himmelsglück!
Mein Brief ist ausgestellt ans Leben,
In diese Welt kehr' ich zurück!

„Verschließt mir immerhin, ihr Obern,
Der Seligen Elysium;
Die Erde will ich mir erobern,
Der Völker Nacken tret' ich krumm!
Ein Diadem soll mich umschlingen,
Von aller Meere Perlen voll!
Mein Ruf will so die Welt durchdringen,
Daß euer Himmel dröhnen soll!"

Er spricht's, und fliegt durchs Land der Kelten,
Als jagt' ihn noch der Sturm im Kahn,
Hört hinter sich die Donner schelten,
Doch Götterfurcht gilt ihm für Wahn.
„Um Herrschaft ist kein Fluch zu scheuen,
Gefallen ist der Würfel schon!“
Er giebt die Losung seinen Treuen
Und schreitet durch den Rubikon.

Nun stürzt er Konsuln und Tribunen,
Zerreißt der Freundschaft heilig Band,
Und Speere wirft er, wie Harpunen,
In seinen Leib dem Vaterland.
Die Krone Roms glaubt er gefunden,
Die ihm den kahlen Scheitel deckt —
Und liegt mit dreiundzwanzig Wunden
Am Boden blutig ausgestreckt.

Das Glaswappen von Frauenfeld.

1838.

Es steht in hellrem Glanze
Kein Wappen in der Welt
Als das von Frauenfeld.
Auf buntem Glas, im lichten Bilderkranze
Umschlingt es eine blühende Romanze.

Schaut! dort zu oberst reitet —
Die Hengste lauter Glut,
Das edelste Vollblut —
Der Graf, vom schönsten Töchterlein begleitet,
Zur Jagd, und Diener ging, und alles schreitet.

Nun links — die Jagd begonnen;
Ein grün und sonnig Bild!
Im Walde Hund und Wild;
Doch tief im Busch und aus dem Licht der Sonnen
Ein Ritter bei der Maid in Liebeswonnen.

Jetzt — vor dem Grafen stehet
Der Buhle, herzenswund;
Alles bekennt sein Mund.
Der Graf, von gelbem Mähnenhaar umwehet,
Kehrt ab das Haupt und hört nicht, was er flehet.

Dann — vor der Klosterpforte
Am mosigen Gebäu
Ein Mägdlein, nicht in Reu',
Fußfällig vor dem Abt, dem einz'gen Horte,
Auf ihrer Lippe schweben Flehensworte.

Rechts aber — vor dem Grafen
Der Abt, im härnen Kleid;
Er klagt der Tochter Leid;
Sein Blick beschwöret, nicht zu hart zu strafen.
Im Vaterauge geht der Zorn schon schlafen.

Und nun — der Graf in Handen
Hält dort ein Pergament,
Die farb'ge Letter brennt.
Das Töchterlein, schamrot, hat eingestanden,
Ein Lehn empfängt es an der Statt von Banden.

Zuletzt — die Burg erbauet;
Mit frischem Ziegelstein
Gedeckt, wie lädt sie ein!
Und durch das Thor ein lächelnd Paar, getrauet,
Zieht ein der Ritter mit der Braut, o schauet!

Und mitten — lichtdurchdrungen
In purpurnem Gewand
Ein Frauenbild, zur Hand
Den roten Löwen, von der Kett' umschlungen:
Die Lieb' ist's, die den Vatergrimm bezwungen.

Der Stein in Ketten.*)

1838.

In die nackten Jurarippen,
Zwischen Felsgeklüft und Klippen,
Hängt ein Steinblock eingekeilt,
Unter dem mit Lustentsetzen
Und mit schaurigem Ergetzen
Auch der schnellste Wandrer weilt.

O wie wirst du erst erstaunen,
Lässest du ins Ohr dir raunen,
Was dem Hirten wird vertraut,
Der mit aufgeschloßnem Blicke
Die Dämonen der Geschicke
In Gebirg und Thälern schaut.

Frage nach dem Block nur diesen,
Sieh, da zeigt er dir den Riesen,
Der das Thal querüber liegt,
Und an schweren Eisenketten —
Einst damit das Land zu retten —
Jenen Stein in Lüften wiegt.

Wenn es je dem Feind gefiele
Über diese Schweizerdiele
Einzuschreiten in das Land,

*) Unweit der Burgruine Thierstein im Kanton Solothurn.

Wird auf ihn in diesem Thale,
Hundertfachem Donnerstrahle
Gleich, der Felsenblock gesandt.

Siehst du nicht durchs Buchendunkel
Blauer Augen Glutgefunkel
Und das wolkenweiße Haar?
Hörst du, wie der Wald erschauert,
Wenn er — sonst nur hingekauert —
Plötzlich auflauscht nach Gefahr?

Geh' zur Heimat und erzähle
Deinem Volk bis in die Seele,
Was dein Auge hier gewahrt:
Wie der Geist der Freiheit droben
Seine Schleuder hält gehoben,
Für den rechten Wurf sie spart.

Das Erdbeben.*)

1838.

Was regt sich sanfter, als die Mutterbrust,
Die, säugend, von des Kindes Zug sich hebt?
Was regt sich wilder, als wenn, glutbewußt,
Die Erde von Vulkanenatem bebt?

Die Gräfin sitzt auf ihrem festen Schloß
Und tränkt am Busen ihren ersten Sohn.
Da kocht's im Boden, und das Turmgeschoß
Kracht ein, und nieder sinkt der Felsenthron.

---

*) Im Jahre 1356 ward die Feste Thierstein durch ein Erdbeben zertrümmert, wobei sich das wundersame Ereignis begab.

Kein Stein blieb aufrecht auf dem Stein, kein Baum
Im Boden fest; und keine Stimme klagt,
Kein Seufzer weht; ein Wandrer wüßte kaum,
Daß in der Öde hier ein Schloß geragt: —

Erzählt' es nicht die Mutter, die zu Thal
Getragen ward in stillem Engelflug,
Und nicht ihr Kind, als es zum Rittersaal
Der neuen Burg die ersten Steine trug.

Das Archiv.

1838.

Aus den tief gewölbten Gründen
Steigt zu Tage das Archiv,
Wo es, voll geheimer Sünden,
Viele hundert Jahre schlief.

Und der Graf, der zeucht, gebärdet
Ängstlich sich mit seinem Schatz:
Wandern soll er ungefährdet
Aus dem lang belegnen Platz.

Drum in siebenfaches Eisen
Schließt er sein Geheimnis ein,
Und im Panzerhemde kreisen
Sieben Söldner um den Schrein.

Hinter ihm vergebens rasselt
Viel Bedrückter fluchend Wort,
Schwer beladen, sicher prasselt
Dicht umringt der Wagen fort.

Durch der Knechte starre Lanzen
Dringt kein Räuber auf dem Pfad,
Und den eisenfesten Schanzen
Kein verstohlner Dietrich naht.

Sicher ist's! so denkt mit Wonne
Dicht zu Roß dabei der Graf.
Da verfinstert sich die Sonne,
Und der Wind erwacht vom Schlaf.

Lauft, ihr Knechte, jagt, ihr Rosse!
Drunten winkt mein neues Haus! —
Doch dem himmlischen Geschosse
Weicht die Beute nicht mehr aus.

Wolken wehen dicht zusammen,
Ferner Donner flucht herab,
Endlich schickt ein Blitz die Flammen
In das erzumschloßne Grab.

Und wie Wachs zerschmilzt die Truhe,
Drin es knistert, drin es brennt,
Und aus seiner Totenruhe
Flackert auf das Pergament.

Foltersprüche, Fluchprozesse,
Henkerthaten, Sündenglück,
Alles sprühet aus der Esse —
Und als Asche sinkt's zurück.

Die versunkene Stadt.

1838.

An einen deutschen Dichter.*)

Der du wundervoll gesungen
Von der meerversenkten Stadt,
Daß herauf zu uns geklungen
Sie mit allen Glocken hat:

Heute möcht' ich dir bereiten
Lohn für deinen schönsten Sang,
Mit dir auf den Wellen gleiten
Sanft den Wallensee entlang;

Dir das schöne Wunder zeigen,
Das dem Blick sich hier enthüllt,
Nun ein Bild aus deinem Reigen
Sich mit Lieblichkeit erfüllt. —

Wo die Linth als Lindwurm hauste
Und bald über grüne Saat
Mit dem Wellenleibe brauste,
Bald in träge Sümpfe trat:

---

*) Die Verse sind an Heine, mit Beziehung auf dessen Gedicht „Seegespenst", gerichtet. Heines Schwabenspiegel (Hamb. 1839), in welchem die schwäbischen Dichter in maßlosester Weise verhöhnt werden, ist wohl schon 1838 veröffentlicht. — Durch Versumpfung und Verstopfung des Bettes der Linth war der Wallensee so ungeheuer geschwollen, daß eine alte Burg Mühli allmählich ganz vom Wasser bedeckt ward und man ihre Existenz seit Jahrhunderten vergessen hatte. Erst durch den 1807—22 ausgeführten Linthkanal sank der See in seine alten Ufer zurück, und die Burg kam wieder zum Vorschein.

Ist das Hirtenvolk geschäftig,
Baut an Dämmen und Kanal,
Schwingt den Sehnenarm so kräftig,
Bis die Schlange wird zum Aal.

Und so schlüpft der Fluß bezwungen
Aus dem Becken willig fort;
Auch der See, ihm nachgedrungen,
Senkt sich an der Mündung dort.

Doch wie sich die Fluten legen,
Was enthüllt die Tiefe nur?
Mauern steigen uns entgegen
Und ergrauter Türme Spur.

Zack'ge Zinnen, Gotenfenster
Und gewölbtes, spitzes Thor. —
Springen Nixen und Gespenster
Nicht im Harnisch bald hervor?

Eine Burg ist's, die, zerfallen,
Hier Jahrhunderte verträumt,
Die der alte grüne Wallen
Mit den Wellen überschäumt.

Aus erlogener Vernichtung
Steht die auferstandne hier.
Dichter, freu' dich deiner Dichtung!
Diese Burg gehört ja dir!

Wie sie schmuck und heiter lächelt,
Von den Wellen rein gespült!
Wie der Seewind sie umfächelt,
Die besonnten Mauern kühlt!

Diese Burg hast du ersungen,
Nimm sie an aus Sängerhand!
Laß uns einziehn, armumschlungen,
Laß uns singen, liedentbrannt..

Laß uns eins zusammen bechern
In dem Rittersaal geschwind,
Eh uns einfällt, trotz'gen Zechern,
Daß wir ew'ge Feinde sind!

Psalm 104, 4.*)

1839.

Anklopft das Wetter unter Sturm
Zu Biberach am Sünderturm.
Die Wölbung bebt vom Widerhall,
Die Eisenstäbe zittern all.

Es blitzt so hell, es kracht so schnell:
Da liegt auf Stroh kein Diebsgesell,
Dem in der schwarzen Feuernacht
Nicht das Gewissen lodernd wacht.

Ein jeder Blitz weckt eine Tück',
Ein jeder Knall ein Bubenstück.
Sie werfen auf die Kniee sich
Und flehn und weinen bitterlich.

Ein Mörder nur ohn' all's Gebet
In Ketten angeschmiedet steht,
Ein eisern Band den Leib umflicht,
Er kann nicht knie'n, er thät's auch nicht.

---

*) „Du machest deine Engel zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen."

Er rasselt an der Wand vor Wut,
Wie wohl ein Wolf im Käfig thut;
Er flüstert: „Bald bin ich befreit!
Blitz Element, jetzt ist es Zeit!“

Aus einer Falte seiner Haut
Schlüpft eine Feil', eh's einer schaut:
„Jetzt feil' ich in der dunkeln Nacht,
Ich feile, weil das Wetter kracht!

„Ihr Narren, betet nur und heult,
Derweil mein Ring wird durchgefeilt!
Eu'r Winseln bittet euch nicht los,
Doch ich, bald wandl' ich kettenbloß.

„Dem Richter, dem Gesetz zu Spott!
Noch einen Strich — dann Trotz dir, Gott!
Ja wettre nur, ich feil', ich feil'!“ —
Da fliegt der Blitz, der Flammenpfeil.

Da feilt der Strahl den Ring durchein,
Er feilt bis in das Herz hinein,
Der Mörder krümmt sich wie ein Wurm,
Der Donner schüttelt an dem Turm.

Die andern hat verschont der Schlag,
Und nur als schwarze Schlacke lag,
Mit Ketten und mit Eisenband
Verschmolzen, einer an der Wand.*)

---

*) Dieser Vorfall ereignete sich in der Nacht vom 20. bis 21. Juli 1819 zwischen 9 und 10 Uhr zu Biberach. Ein mit Ketten beladener, bereits verurteilter Räuber wurde in dem mit Gefangenen angefüllten Gefängnisturme des Ehinger Thores mitten unter einer Anzahl anderer Gefangenen, während eines heftigen Gewitters, unter den schrecklichsten Lästerungen, die er

Kepplers Adelsbrief.*)

1841.

Endlich ist der Brief gefunden,
Schön von Schreibers Hand gemalt,
Von der Seidenschnur umwunden
Und vom Siegel rot bestrahlt!

Bist du fröhlich, alter, grauer
Bürgermeister Weils der Stadt,
Nun dein Sohn, obwohl ein Bauer,
In der Wieg' ein Knäblein hat?

Weißt du doch: des Urahns Glücke
Rauschte Gruß der Tiberstrom,
Als ihn Siegmund auf der Brücke
Schlug zum Ritter einst in Rom.

Mach' den Enkel nur zum Grafen,
Liegt er gleich im Baurenstroh!
Sebald Keppler, geh nun schlafen,
Deines Adelsbriefes froh.

---

ausstieß, vom Blitze erschlagen, welcher sämtliche Gefängnisse durchfuhr und dieselben mehr oder weniger beschädigte, ohne daß ein anderer Gefangener verletzt worden wäre. Der Bericht sagt dabei: Die Leiche des Verbrechers sei von dem Gerichtsdiener mit eigener Gefahr aus dem mit Rauch erstickend angefüllten Kerker herausgezogen worden. (Anm. Schwabs.)

*) Sebald Keppler, Bürgermeister der Reichsstadt Weil (im Württembergischen), dem der Dichter hier ein prophetisches Traumgesicht erscheinen läßt, war der Großvater des großen Astronomen Johann Keppler, der am 28. Dez. 1571 im Dorfe Wagstall bei Weil als ein Siebenmonatkind geboren wurde. Die Eltern waren arme ungebildete Leute, obgleich die Familie von adliger Herkunft war. Einen Vorfahren hatte Kaiser Sigismund auf der Tiberbrücke in Rom zum Ritter geschlagen.

Siehst du nicht, wie Sternenschimmer
Auf das Pergament schon blinkt? —
Doch der Alte liest noch immer,
Bis das Augenlid ihm sinkt.

Ei, was wird der Brief im Traume?
Sieh, er wächst zum Firmament,
Wo auf ungemessnem Raume
Sonne statt des Siegels brennt.

Ähnlichs hat er nie gesehen,
O welche wunderbar Gesicht!
Diese Sonne bleibt ja stehen,
Diese Sonne schreitet nicht!

Ohne Scheu, am Tage, treten
Statt der Lettern Sterne vor,
Und es kreisen die Planeten
Um das goldne Licht im Chor.

Wie so süß erklingt, wie tönet
Jede Sphäre dieser Welt!
Umgekehrt und doch verschönet
Lacht das ganze Himmelszelt!

Endlich sieht er einen braunen
Chorherrn sich im Traume nahn.
Der spricht freundlich: „Laß dein Staunen,
Solches ist der Sterne Bahn!

„Merke dir den ächten Himmel,
Denn das ist sein Guß und Fluß;
Ordnung bracht ich ins Gewimmel,
Heiß' ich ja Kopernikus!

„Doch so sauber in dem Blauen
Hab' ich einst es nicht entdeckt.
Mann! dein Enkel, der wird schauen,
Was mir selber blieb versteckt.

„Siehst du dort den roten flimmern?
Das ist Mars, der sichre Stern:
Dem, von allen Wandelschimmern,
Folgt er um den Sonnenkern.

„Und bald mißt er ihre Bahnen,
Und sein Scharfblick irret nie.
Ihre Gänge durft' ich ahnen,
Aber Er berechnet sie!

„Drum durchspäh' die Himmelsferne,
Modern laß des Kaisers Wort.
Adelsbrief und Glückessterne
Blühen deinem Enkel dort!"

Sebald Keppler wacht zu Morgen
Aus dem Traum gekräftigt auf.
Sind die Sterne gleich verborgen,
Ist die Sonne gleich im Lauf;

Findet gleich er in der Wiegen,
Ach, ein Siebenmonatkind
Stöhnend, halblebendig liegen,
Noch an beiden Augen blind:

Auf den Arm nimmt er's in Wonne,
Weil er seinem Traume glaubt;
Sterne wandeln um die Sonne
Über seines Enkels Haupt.

Ein Vorbote.

1844.

Im Café Grèco trinken spät
Zu Rom die Künstler plaudernd.
Die Thür sich in der Angel dreht,
Ein Diener naht sich schaudernd.

„Woher noch, Mensch, so bleich und stumm?
Ist Mord los, oder Feuer?" —
„„Herr! in Thorwaldsens Studium,
Dort ist es nicht geheuer!""

Und bei dem Namen — weiß nicht wie —
Die Herzen ernster schlagen;
Des greisen Meisters denken sie
Im fernen Kopenhagen.

„Was ist's?" — „„Mich führte spät am Tag
Ein Auftrag, Herr, zur Stelle;
Da hört' ich drinnen Meißelschag,
Und rief: mach' auf, Geselle!

„„Kein Wort. Mein Schlüssel thut mir auf:
Im Vorplatz nichts zu schauen,
Doch hinterm Umhang, drauf und drauf,
Da meißelt's, mir zum Grauen.

„„Ich schlüpf' hinein; der Saal ist leer,
Ganz öde, Mondenschimmer.
Vom zweiten Vorhang schallt es her,
Vom Heiligtum im Zimmer.

„„Dort, wo ich oft den alten Herrn
So mutig hämmern hörte,
Mit Frag' und Sendung gar nicht gern
In tiefer Arbeit störte.

„„Ich mußt' hinein — da schwieg der Laut;
Doch sah ich jetzt Gesichte:
Denn Bild an Bild herunterschaut
Beseelt im Mondenlichte.

„„Und Lippen rührten hier und dort
Sich, marmorne, zum Klagen,
Als wollten sie ein schrecklich Wort,
Ein schrecklich Wort mir sagen!

„„Wenn Totes, Herr, lebendig wird,
So will der Tod ans Leben!
Ein Lufthauch zieht, ein Käuzchen schwirrt;
Ich eilte weg mit Beben.““

Nachdenklich hört's der Künstlerkreis,
Doch zwinget Scherz das Grausen:
„Nicht mach' uns da Gespenster weiß,
Wo nur die Genien hausen!

„Hebt hoch den Kelch! stoßt an mit Macht!
Thorwaldsen lebe, lebe!
Zerreißt der abergläub'schen Nacht
Ihr närrisch Traumgewebe!“

Des Meisters treuster Schüler saß
Allein verstummt im Bunde;
Beiseite ließ er stehn das Glas
Und merkt sich Tag und Stunde. —

Und wieder — ohne Sang und Klang —
Die Künstler sind beisammen;
Ein Flüstern geht den Reihn entlang,
Und Totenkerzen flammen.

Dort in Thorwaldsens Studium
Beweinen sie den Vater.
An jenem Abend sank er um
Im dänischen Theater.

Des Künstlerlebens klarer Strom
Verrann im heim'schen Sunde.
Die Seele, scheidend, flog nach Rom,
Bracht' ihren Werken Kunde.

Legende von den heiligen drei Königen.

In zwölf Romanzen.

1820.

Wenn was irgend ist geschehen,
Hört man's noch in späten Tagen,
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock' ist angeschlagen;
Und so laßt von diesem Schalle
Euch erheitern, viele, viele,
Denn am Ende sind wir alle
Pilgernd, Könige, zum Ziele.

Weimar, den 1. Juni 1821.

Goethe.

1.

Die Warte.

Umströmt von seiner Kräuter Düften
Und überwallt von edlem Holz,
Der höchste, steigt aus blauen Lüften
Ein Berg, des Morgenlandes Stolz;
Steil ist der Pfad und lang die Reise,
Doch oben herrlich Tag und Nacht;
Auf seinem Gipfel stehn zwölf Greise
Und schauen in des Himmels Pracht.

Sie hüllen sich in die Gewande
Und schlummern über jeden Tag,
Der unter ihnen auf die Lande
Umsonst sein Licht verbreiten mag.
Sie lassen sich vom Nachthauch wecken,
Der durch der Bäume Wipfel fährt;
Den Sternen, die den Himmel decken,
Ist dann ihr Auge zugekehrt.

Mit allen Wunderzeichen schimmert
Das Buch der Himmels aufgerollt;
Was unten nur wie Silber flimmert,
Das leuchtet hier wie reines Gold.
Ward in den Sternen je gelesen
Der irdischen Geschicke Pfand,
So ist es dieser Berg gewesen,
Auf dem der Seher Gottes stand.

Auch diese stehen zu erkunden
In dem Gestirn des Himmels Rat,
Doch haben sie noch nicht gefunden
Ihr Saatkorn in der reichen Saat:

Den Stern, der herrlich, überschwenglich,
Vor allen andern strahlenvoll,
Ein Licht, ein Feuer unvergänglich
Den blinden Heiden zünden soll.

Den Stern, den Bileam verkündigt,
Der einem König strahlen wird,
Der einst die ganze Welt entsündigt
Und herrschen soll, der Völker Hirt.
So lautete der Spruch des Weisen
An das erstaunte Morgenland;
Das rief den himmelskund'gen Greisen
Zu wachen auf des Berges Rand.

Die Hoffnung kürzt des Weges Ferne,
Sie ebnet rings den steilen Pfad,
Erhellt die alten Augensterne,
Macht den gebeugten Nacken grad'.
Und ist im Tod ihr Blick zerronnen,
Den langes Forschen aufwärts zog,
So wecken ihn die tausend Sonnen,
Zu denen seine Sehnsucht flog.

2.

Der Stern erscheint.

So gingen viele zu den Sternen,
Sie sahen den Verheißnen nicht,
Und andre stiegen auf, zu lernen,
Von wannen schiene doch sein Licht.
Und diese schieden auch im Glauben
Und starben hin in Hoffnungslust,
Kein Zweifel kam, den Stern zu rauben,
In die erhellte Heidenbrust.

Und zwölfe blieben's ihrer immer,
Sie harrten aus im Glanz der Nacht,
Sie schliefen bei des Tages Schimmer,
Von stern'gen Träumen angelacht.
Noch lagen sie, in die Gewande
Gehüllt, in Abends erstem Duft,
Da weckte sie ein Glanz am Rande,
Wo sich berühren Erd' und Luft.

Die Blicke glühn, die Herzen schwellen,
Denn, einer Morgenröte gleich,
Sehn sie den Osten sich erhellen,
Und alle Sterne werden bleich;
Es steigt, es steigt — es ist die Sonne,
Zu nennen ist ein Stern es nicht,
Getrunken hat er aus dem Bronne
Des ew'gen Lichtes selbst sein Licht.

Er sendet lange, goldne Strahlen,
Nicht, wie die andern Sterne thun,
Die heute matt in ihrem fahlen,
Verschwommnen, armen Glanze ruhn.
In ganzen Strömen gießt er nieder
Das Licht, das seinem Kern entstammt,
Als schlüg' ein Adler sein Gefieder,
So wallt sein Strahl, und fleugt und flammt.

Die zwölfe sandten Zeichentöne
Ins nebeleingehüllte Land,
Dieweil der Stern in seiner Schöne,
Den Berg verklärend, stille stand.
Er stand und wich nicht mit dem Dunkel,
Er spielte mit dem Morgentau;
Die Sonne kam, es drang sein Funkel
Unausgelöscht hinab zur Au'.

Da ward ein Jubel und ein Schrecken,
Als man gewahrte Berg und Thal
Mit zweier Sonnen Schein sich decken,
Und alles glühn im Doppelstrahl.
Es war, als ob mit Zungen sängen
Die Lichter hell einander an,
Es war, als spräch's in tausend Klängen:
Geht, euren König zu empfahn!

3.

Der Aufbruch der drei Könige.

Drei Kön'ge machten da sich auf,
(Doch keiner wußte von dem andern),
Die merkten auf des Sternes Lauf
Und huben an mit ihm zu wandern.
Schon lange harrten sie des Herrn,
Den des Propheten Wort verkündet,
Der Sehnsucht Funken hat der Stern
Zur lichten Flamme jetzt entzündet.

Ein jeder nun bereitet sich
In den drei fern geschiednen Landen,
Mit Opfern, Gaben, königlich,
Zieraten, köstlichen Gewanden.
Und Mäuler und Kamele drückt
Die Last der aufgeladnen Güter,
Manch gutes Saumroß geht gebückt,
Und nebenher die Schar der Hüter.

Und jeder, neben andrem Gut,
Nimmt seines Landes eigne Gaben;
Des Golds und der Gesteine Glut
Sucht aus der König der Araben;

Der Herr von Saba drückt den Saft
Des edlen Weihrauchs aus dem Baume,
Dem dunkeln Myrrhenkraut entrafft
Der Tarserfürst von seinem Flaume.

Was zu des Leibes Notdurft frommt,
Lädt jeder auf, zur langen Reise;
„Von Jakobs fernem Volke kommt
Der Herr der Herren!" sprach der Weise.
Dorthin zieht sie das Sterngebild,
Doch weiß es keiner von dem andern:
Einöde voll Gewürm und Wild
Trennt ihre Pfade, die sie wandern.

Sie rüsten große Heeresmacht,
Den Neugebornen zu empfangen.
Sie sehn im Geiste schon die Pracht
Der königlichen Hofburg prangen;
Sie baun im Geiste den Palast,
Das Cedernthor, die Marmelstiege; —
Und drinnen schläft in Duft und Glast
Der Königssohn in goldner Wiege.

Denn solch' und größre Herrlichkeit
Verspricht der Stern, der golden leuchtet
Und all das funkelnde Geleit
Mit seines Lichtes Tau befeuchtet:
Wo solche Strahlen mild und klar
Sich auf die dunkeln Wege streuen,
Ja, müßten ziehen sie ein Jahr,
Es will sie dennoch nicht gereuen.

4.

Der Könige Fahrt.

Doch war die Reise noch so fern,
So ging die Fahrt doch wunderleicht,
Vor jedem wandelt hin der Stern,
Der Sterne, Mond und Sonne bleicht.
Kein Hunger kam, kein Schlaf auf sie,
Es war ein ew'ger, gleicher Tag,
Nach keinem Futter schnaubt ihr Vieh,
Es gehn die Hufe Schlag auf Schlag.

In keiner Herberg' hält der Zug,
Ihn lockt nicht Lust, ihn hemmt nicht Qual,
Durch Stepp' und Fruchtfeld geht's im Flug,
Durch Land und Wasser, Berg und Thal.
Weit offen ist der Städte Thor.
Sie stäuben durch mit Roß und Mann,
Der Klang fährt durch der Städter Ohr,
Das Auge kaum sie schauen kann.

Dann zeuget die zerstampfte Flur,
Daß es kein wüstes Traumbild war,
Und jeder spricht: siehst du die Spur?
Und sahest du die blanke Schar?
Woher, wohin kam dieser Hauf?
Gilt es um einen Königsthron? —
So fährt die Sage bangend auf,
Doch jene sind schon längst davon.

5.

Zusammenkunft der Könige.

Als nun die zwölfte Nacht vergangen,
Die doch war keine Nacht zu nennen,
Da ward ein Nebel umgehangen,
Daß auch erlosch des Sternes Brennen.

Da blieb der Sonne Licht verborgen,
Da mußte, von der Nacht befallen,
Das erste Mal seit dreizehn Morgen
Der Zug der Fürsten mühsam wallen.

Auf eines Hügels Felsgesteinen
Hielt an der eine mit dem Traben;
Er lagerte sich mit den Seinen,
Das war der König der Araben.
Sie sahn sich in den Finsternissen
Vergebens um nach Stern und Sonnen,
Sie lagen ohne nur zu wissen,
Was sie für Stätte sich gewonnen.

Da tönte nebenan Getose,
Als ob vom Roß auch andre stiegen.
Da raschelt es im Bergesmoose,
Als thäten andre neben liegen.
Und Antwort ward auf das Gebrülle
Der Stier' in des Araben Herde! —
Jetzt stieg empor des Nebels Hülle,
Und Tag ward wieder auf der Erde.

Er stand auf eines Kreuzwegs Mitten,
Ihm gegenüber hielt ein andrer,
Vom zweiten Pfade hergeschritten,
Ein männlich wohlgethaner Wandrer;
Und hinter ihm die Schar der Reiter,
Der Schafe Herden, der Kamele;
Da zieht von beiden keiner weiter,
Ein Staunen fliegt durch beider Seele.

Und noch sind sie im Schau'n verloren,
Da kommt auf drittem Weg ein dritter,
In einer stolzen Schar von Mohren,
Er selbst ein junger, schwarzer Ritter.

„Was bringt euch,“ rief er, „aus der Ferne,
So edlen Mann, so würd'gen Greisen?
Wärt ihr geführt von einem Sterne,
Wie ich, ihr würdet lust'ger reisen!“

Der zweite sprach: „Wohl einem Sterne
Vertraut' ich meine festen Tritte!
Nicht blindlings zieht ein Mann zur Ferne,
Nach sichrem Gut lenkt er die Schritte!“
Der erste sprach: „Es muß den Greisen
Ein helles Licht zum Wandern laden,
Mich hieß das Licht der Seele reisen,
Ein Himmelslicht schien meinen Pfaden.“

Ein jeder sprach's in seiner Zungen,
Als wär's die eigne, deucht's dem andern;
Ein jeder weiß, vom Geist durchdrungen,
Woher, wohin, zu wem sie wandern.
Sie reichen sich die Hand zum Bunde,
Sie sind Ein Herz und Eine Seele;
Sie küssen sich mit Brudermunde
Und loben Gott mit ein'ger Kehle.

Der Nebel zwar, der aufgestiegen,
Hat ihrem Blick den Stern verborgen,
Doch sich zu Füßen sehn sie liegen
Das Ziel (so glauben sie) der Sorgen.
Da liegt sie an des Berges Tiefen,
Zu der des Sternes Strahlen luden,
Sie ruht im Schatten der Oliven,
Die königliche Stadt der Juden.

O wüßtet ihr, auf welchem Hügel,
Ihr Fürsten, euer Zug gehalten,
Und warum seiner Strahlen Flügel
Der Stern darob nicht mag entfalten!

Nicht ist er in der Stadt geboren,
Nicht suchet da den Königserben;
Doch dieser Hügel ist erkoren,
Darauf er soll am Kreuze sterben!

6.

Die Könige vor Herodes.

Der Nebel schwand im Sonnenlichte,
Da glänzte Tempel, Burg und Stadt;
Als nun die Schar, die reiche, dichte,
Durch die erhellten Thore trat.
Erfüllung wurde da den Worten:
„Es kommt, o Stadt! mit Gold und Gut
Der Heiden Kraft, und deine Pforten
Umlagert der Kamele Flut."

Doch zitterten, die drinnen wohnen,
Als sie die Heeresmacht erblickt,
Die Völker, die aus fernen Zonen
Der Aufgang, der erregte, schickt.
Die Stadt, sie fasset sie nicht alle,
Der Markt ist voll, es stockt das Thor,
Die andern lagern sich am Walle
Und liegen, wie ein Feind, davor.

Da dachte man der Väter Zeiten,
Die sahen all' der Völker Zahl
Um Wall und Mauer feindlich streiten
Und sie bestürmen allzumal.
Da ward manch banges Wort gehöret:
„Der Indier ist da, der Mohr!
Der Ahnherr hat die Stadt zerstöret,
Wer weiß, was uns der Enkel schwor!"

Den alten König aus dem Schlafe
Auch, den Herodes, weckt der Klang,
Er hört es nah'n wie Himmelsstrafe,
Er sieht vom Fenster aus den Drang.
Bald merkt er, wie der laute Schrecken
In stille Freude sich verkehrt,
Die Neugier lispelt an den Ecken,
Was ihr der Fremden Mund beschert.

Er hört das leise Wort der Leute:
„Geboren ist, den Gott verheißt!"
Und des Propheten Spruch tritt heute
Gerüstet vor den finstern Geist.
Die Schriftgelehrten heischt gesamt er,
Die Priester, in den hohen Rat,
Und frägt: „Wo ist, von wannen stammt er,
Der nach der Schrift Verheißung naht?"

Sie sprachen all' aus einem Munde:
„„Du kennest des Propheten Wort,
Nicht deutet es, o Herr, die Stunde,
Doch wohl bezeichnet es den Ort:
Du kleines Bethlem bist erkoren,
Vor allem Juda sei erfreut!
Der Herzog wird aus dir geboren,
Der seinem Israel gebeut.""

Der König hat genug vernommen,
Er sendet nach den Fremden aus,
Er bittet sie, zu ihm zu kommen,
Man führt sie heimlich in sein Haus;
Da treten herrlich ausgeschmücket
Die Fürsten vor sein Angesicht;
Er steht so ärmlich, so gebücket:
Nein! solch ein König ist er nicht!

Doch sprechen sie mit würd'gem Neigen:
„Wir sehn, du bist der Fürst des Lands;
Du woll'st das Königskind uns zeigen,
Das aufging, dieses Volkes Glanz.
Es deutete, was da geschehen,
Ein alter Seherspruch uns schon,
Wir haben seinen Stern gesehen;
Sprich! ist's dein Enkel, ist's dein Sohn?"

Doch der, im Herzen schwer betrübet,
Sprach da mit lächelndem Gesicht,
In aller Falschheit wohlgeübet:
„„In meinem Hause suchet nicht!
Es künden die Prophetengeister
Wohl einen andern, größern Herrn!
Auch mir erzählten's meine Meister,
Und ich — fürwahr, ich hört' es gern.

„„Drum sagt mir, wann sein Stern erschienen,
Erforschen möcht' ich es mit Fleiß;
Ich selber, glaubt mir, will ihm dienen,
Sobald ich seine Stätte weiß.
Es lassen ihn die alten Kunden
Aus Bethlem, Davids Stadt, erstehn.
Eilt, sagt mir's, wenn ihr ihn gefunden;
Nicht dürft ihr mich vorüber gehn!""

Er schweigt, und aus des Busens Schwärzen
Füllt sich sein Angesicht mit Nacht;
Den frommen Blick, die lichten Herzen
Der Kön'ge nicht es irre macht;
Sie künden ehrlich Tag und Stunde,
Daran das Licht erschienen ist,
Sie grüßen mit getreuem Munde
Und ziehen weiter nach dem Christ.

Und Dromedar' und Stier' und Schafe
Und Roß und Mann ziehn aus der Stadt,
Jerusalem legt sich zum Schlafe,
In dem es vor gelegen hat.
Nur in dem Schloß, da wacht und zittert
Herodes vor der Fremden Wort;
Er rechnet hin und her, er wittert
Trug und Verrat; er sinnt auf Mord.

7.

Könige und Hirten.

Wie lieblich grünend stehn die Auen,
Durch die der Pfad nach Bethlem führt;
Wie vollbelaubte Hügel schauen
Ins Thal, das keinen Winter spürt.
Es weiß nichts von des Hagels Schlägen
Und bleibt im Sommer unversengt,
Es wird zur Zeit der kalten Regen
Mit warmem Frühlingsguß besprengt.

Durch solches geht die Winterreise
Der Könige mit Lenzesmut;
Die Sonne sinkt, da gießt sich leise
Durchs grüne Feld Smaragdenglut.
Die Berge sind von Golde trunken,
Der Bäche Silber leuchtet fern;
Wohl ist die Sonne längst versunken,
Doch über ihnen geht der Stern.

Heut wandelt er mit ihren Tritten,
Er geht so fest, so rasch voran;
Ja, seine Strahlen gleichen Schritten
Und lassen Spuren ihrer Bahn.

Wie wenn ein lichter Regenbogen
Durchs Thal, nicht durch die Wolken geht,
So haben sie den Pfad gezogen
Und eine Furche Golds gesä't.

Dort liegt an eines Hügels Saume
Gelagert eine Hirtenschar,
Erweckt aus ihrem ersten Traume
Hat sie der Stern so wunderklar.
Er deckt mit weißen, weichen Lichtern
Der Schafe schlummernd Häuflein ganz,
Und auf den frommen Angesichtern
Der Hirten spiegelt sich sein Glanz.

Da kommt der Fürsten Heer gezogen,
Die Hirten richten sich empor;
Auf flücht'gem Roß herbeigeflogen
Sprengt an der Tarsis-Fürst, der Mohr:
„Erzittert nicht, ihr Hirtenleute!
Wir sind kein feindlich Kriegesheer;
Wir fallen nicht auf euch nach Beute,
Wir werfen nicht nach euch den Speer!"

Ihm tritt ein ernster Greis entgegen,
Neigt sich und spricht: „Gewalt'ge Herrn!
Es ist ein Wunder allerwegen:
Hier solches Heer und dort der Stern!
Doch schreckt uns nicht, was wir gewahren,
Und blendet dieser Glanz uns nicht,
Denn wißt, wir sahn des Himmels Scharen
Und schauten mehr als Sternenlicht.

„Wir lagen still bei unsrer Herde; —
Dreizehnmal ward seitdem es Nacht —
Da goß sich Klarheit auf die Erde,
Da wallt' ein Glanz um uns mit Macht,

Da hatt' im Kleid, aus Licht gewoben,
Ein Jüngling sich herab gesenkt,
Ein Hirte deucht' es uns, der droben
Des Himmels goldne Schafe tränkt.

„Er sprach: Getrost! ich bin Verkünder
Des Heils, das heut euch widerfährt:
Euch ist der Heiland aller Sünder,
Der Christ, in Davids Stadt beschert.
Bewahrt das Wort von meinen Lippen,
Sucht, bis das Zeichen sich erfüllt:
Ihr findet dort in einer Krippen
Ein Kind in Windeln eingehüllt!

„Er sprach's, und alsbald war die Menge
Der Himmelsscharen um ihn her,
Da rauschten selige Gesänge,
Da wogt' um uns des Lichtes Meer.
Wir aber gingen anzubeten,
Wir kennen unsern König jetzt:
Seit hat von Erden-Lust und Nöten
Uns nichts erfreut, uns nichts entsetzt."

Nun wurden Kön'ge bald und Hirten
In freudigen Gesprächen eins,
Und beider Herden traulich irrten
Vermengt im Glanz des Sternenscheins.
Da war nicht Jude mehr und Heide,
Sie waren beid' e i n Volk des Herrn.
Zu e i n e m Reich berufen beide,
Vom Engel die, und die vom Stern.

8.

Die Könige zu Bethlehem.

Vor Bethlems Mauern hält der Zug;
Da luden sie von den Kamelen,
Was jedes edler Schätze trug,
Gold, Silber, Purpurkleid, Juwelen;
Sich selbst sie schmückten königlich,
Den höchsten König zu empfangen,
Und hinter ihnen reihte sich
Die Heereskraft in stolzem Prangen.

Der greise König Melchior,
Dem, als der Stern, das Auge flammte,
Ging wie ein Priester allen vor,
Im faltenreichen Purpursamte:
Das blaue Stahlgewand umschließt
Den Balthasar, wie angeboren;
Aus Rotgold, wie aus Feuer, sprießt
Das schwarze Haupt Jaspar des Mohren.

So ziehn sie durch den kleinen Ort
In tiefen, fragenden Gedanken;
Doch macht des Engels seltsam Wort
Den Greisen und den Mann nicht wanken.
Dem Jüngling nur, dem Mohren, pocht
Das Herz noch zweifelnd an die Rippen:
Zu reimen hat er nicht vermocht
Die Königswürde mit der Krippen.

Doch nicht mehr zweifeln läßt der Stern,
Er hält in seines Laufes Mitte,
Fest, unbeweglich krönt sein Kern
Das Haupt von einer morschen Hütte.

Ein grau, zerfallen, alt Gestein,
Ein Strohdach kärglich überkleidet:
Soll das des Königs Wohnung sein?
Ja! spricht der Greis, der Stern entscheidet!

Umringt ist schnell der schnöde Stall
Von aller Erde Herrlichkeiten.
Es drängt sich rings der Diener Schwall
Der Gaben reichste zu bereiten.
Die Fürsten treten ein gebückt,
Das Sternlicht fließet durch die Wände,
Sie sind von solchem Strahl durchzückt,
Daß sich ihr Haupt senkt in die Hände.

Als sie den Blick nun aufgethan,
Und all das Licht gelernt ertragen,
Wer doch vermag, was da sie sahn,
Der es nicht selbst geschaut, zu sagen?
Da wird die stolze Sprache stumm;
Doch ist ein Schein davon geblieben!
Schau dich nach frommen Bildern um,
Dort findest, Sänger, du's geschrieben.

In dem zerfallenen Gebäu,
Da sitzt beim Eselein und Rinde
Im öden Stall, auf armem Heu,
Ein stilles Weib bei ihrem Kinde.
Ein Weib? O schaut ihr Angesicht!
Fürwahr, sie weiß von keinem Manne,
Mit jungfräulichem Augenlicht
Hält sie der Erde Lust im Banne.

Und doch, es ist ihr eigner Sohn,
Den sie hält mütterlich umschlungen;
Sie hat, entströmt dem Himmelsthron,
Des Allerhöchsten Kraft durchdrungen.

Der stolze Mutterblick es sagt,
Es sagt's die Hand auf reinem Herzen,
In dem's von Gottes Lust nur tagt
Und nachtet nur von Gottes Schmerzen.

Nicht Krone brauchet solche Frau,
Nicht der Gewänder farb'ge Gluten;
Nur eines Mantels Dunkelblau
Sieht man den reinen Leib umfluten,
Und, als der echten Gottesbraut,
Wallt ihr ums Haar der weiße Schleier;
Doch allverklärend übertaut
Der Stern sie mit dem ew'gen Feuer.

Der Stern bestrahlt das zarte Kind,
Das Angesicht von Milch und Rose,
Es ist, wie andre Kinder sind,
Ruht hülflos, nackt, im Mutterschoße.
Es liegt so still und wonniglich,
Daß sie im Schauen sind verloren;
Und willig beugt der Nacken sich
Des stolzen, jugendlichen Mohren.

Verwirrt von solcher Lieblichkeit
Vergaßen sie der reichen Gaben,
Das nächste, was der Diener beut,
Das kleinste sie ergriffen haben.
Ein wenig Goldes faßt der Greis,
Der Mann streut Weihrauch aufs Geschirre,
Der Jüngling sucht in Thränen heiß
Und greift — nach einer Handvoll Myrrhe.

Die Jungfrau neigt sich mildiglich
Zu eines jeglichen Geschenken,
Ihr Blick füllt mit dem Geiste sich,
Er scheint in Deutung sich zu senken:

Dem Gott wird Weihrauch dargebracht,
Gold wird dem Könige geboten:
Doch Myrrhe? Myrrhe schmückt die Nacht
Des Grabes und die Gruft der Toten!

Gott, König, Mensch dem Tod geweiht!
Sie ringt mit dem verborgnen Sinne:
Ob sie dem Staunen Worte leiht? —
Die Fürsten werden es nicht inne,
Sie sind dem König zugewandt,
Sie ruhn in Andacht vor der Krippe
Und drücken still die zarte Hand
Des Kindes an die heiße Lippe.

Doch lenkt den weisen Melchior
Der Geist auf seine beste Gabe:
Den goldnen Apfel langt er vor,
Er war einst Alexanders Habe;
Zu seines Scepters Schmuck bestellt,
Des runden Weltalls köstlich Zeichen,
Geschmelzt vom Zins der ganzen Welt; —
Was läßt sich mehr dem Kinde reichen?

Mit seinem Blick und seinem Hauch
Hat dieses kaum den Ball berühret,
Sieh! der verstob zu Asch' und Rauch;
Wohin er fuhr, ward nicht verspüret. —
Verwandelt ist das Angesicht
Des Kindes da vor ihren Blicken,
Auf seinen Wangen wohnt das Licht,
In dem die Himmel sich erquicken.

Und welch ein Aug' — ein Aug' ist sein,
Geformt aus Gottes Feuerflammen;
Ein Aug', — es spricht: Die Welt ist mein,
Ich kann erlösen und verdammen! —

Jetzt taget es in ihrem Geist,
Die alten Finsternisse fliehen,
Und die entsetzte Zunge preist
Des Schöpfers Macht, vor der sie knieen. —

Wer aber steht zur Seite still
Und sinnt, auf seinen Stab gelehnet,
Andächtig, was da werden will,
Nicht an so Herrliches gewöhnet?
Ein wohlbejahrter, frommer Mann,
Ein treuer, irdischer Berater:
Sprich, wo man bessern finden kann
Zu solches Kindes Pflegevater?

Der nimmt die Kön'ge bei der Hand
Und führt sie freundlich aus der Klause.
Sie stehen lang noch umgewandt
Vor dem zerfallnen, alten Hause,
Ist es doch wie ein grauer Rest
Gestürzten Tempels anzuschauen.
Der Gott, der drin sich niederläßt,
Der wird ihn herrlich wieder bauen!

So standen in Gedanken sie
Und zogen fürbaß in Gedanken:
Doch da begann der Rosse Knie
Und der Kamele Tritt zu schwanken.
Und Hungers, Durstes, Schlafs Gewalt
Fing an im Haufen sich zu regen;
Und selbst die Fürsten mußten bald
Zu Mahl und Schlaf sich niederlegen.

Und sieh! ein Traumbild warnt ihr Herz,
Es nahen zarte Kinderseelen
Und winken ihnen, heimatwärts
Sich einen andern Pfad zu wählen.

„Nicht in Herodes' falsches Haus!"
Hell klingt das Wort in ihren Ohren.
Sie wachen auf, sie ziehen aus —
Nacht ist's, der Stern ist längst verloren.

9.

Die Flucht nach Egypten.

Es ging der Kön'ge Zug hinaus,
Und manche Nacht kam ohne Stern,
Und öde war's im dunkeln Haus:
Da trat der Engel ein des Herrn.
Sein Auge, schauend in der Nacht,
Ruht auf der Jungfrau, auf dem Sohn,
Den selig schlummernden, und sacht
Berührt des Vaters Ohr sein Ton:

„Fleuch nach Egypten, Mann, geschwind;
Harr' aus, bis ich dich rufe dort:
Herodes' Mordstahl sucht das Kind:
Mit ihm und mit der Mutter fort!"
In Josephs Traume spiegelt sich
Des Boten selige Gestalt,
Der Schlaf entfloh, der Engel wich,
Aufsteht er mit Marien bald.

Das Es'lein aus dem Stall er führt,
Er löst es mit dem Opfergold,
Und sorgsam dann, wie sich's gebührt,
Hebt er hinauf die Jungfrau hold;
Das Knäblein schläft an ihrer Brust,
Er wandelt, an dem Zaum die Hand,
Und mit der Morgensonne Lust
Sind sie schon weit im offnen Land.

Der Inderschätze reiches Gut
Es hat sich wunderlich geschmiegt.
In einem Bündelein es ruht,
Das auf des Tieres Rücken liegt.
Und leicht und fröhlich geht die Fahrt,
Und überall auf ihrer Spur
Die Menschen werden bessrer Art,
Und freundlicher wird die Natur.

Die Lüfte bleiben warm und rein,
Der Berg wird eben ihrem Schritt,
Und in den öden Wüstenei'n
Entsprossen Rosen ihrem Tritt.
Und stehen wo im Heidenland
Die Götzenbilder, riesig, stumm:
Wo nur ihr Pfad sich hingewandt,
Da wanken sie und stürzen um.

Und nach der zwölften Tagfahrt schon
Winkt aus Egyptens heißem Sand
Und beut den kühlen Blumenthron
Ein selig blühend Inselland:
Dort ist der Himmel ewig hell,
Dort atmen sie des Balsams Duft,
Dort ruhen sie am schatt'gen Quell
Und harren, bis der Engel ruft.

10.

Der Kindermord.

Zu Bethlehem am selben Tage,
Da Joseph mit dem Kind geflohen,
Erhebet sich Geheul und Klage,
Da jammern Frauen, Würger drohen

Und gehn, wie Tiger in der Wüsten,
Auf Raub mit mörderischem Mute;
Da mischet an der Mutter Brüsten
Die Milch sich mit des Säuglings Blute.

Das kleinste Kind wird nicht verschonet,
Muß, eh' es lächeln kann, verderben,
Und dem schon Lust im Auge wohnet,
Nicht Gnade kann sein Blick erwerben.
Dort ruft mit halbgelöster Zunge
Ein anderes dem Vater lallend;
Da kommt ein Schwert mit raschem Schwunge,
Ihm in sein stammelnd Bitten fallend.

Und nieder schaut von dem Gebirge
Auf die mit Blut getränkten Matten,
In das Geschrei, in das Gewürge,
Der Stammfrau jammervoller Schatten.
Eins um das Andre sieht sie fassen,
Sie weint, sie ruft, sie kann's nicht hindern,
Rahel will sich nicht trösten lassen,
Denn es ist aus mit ihren Kindern.

Doch des Herodes Henkersknechte,
So sicher sie auch spähn und schlagen,
Sie treffen nimmermehr das rechte:
Das wandert sänftiglich getragen. —
In seinen Traum am Mutterherzen
Verirrt sich nicht der Mörder Toben;
Es ist ein Kind, zu andern Schmerzen
Und andrem Sterben aufgehoben.

Ein Mann wird er das Land durchwandeln
Und Zeichen thun und göttlich lehren,
Mit seinem Wort, mit seinem Handeln
Zum Himmelreiche viel bekehren,

Zu einem Reich, vor dem kein König
Den Thron mit Morde braucht zu wahren,
Zu einem Reich, dem unterthänig
Nur Seelen sind und Engelscharen.

Er aber, dieses Reiches Gründer,
Er wandelt nicht den Weg zum Throne,
Er geht den Weg verdammter Sünder,
Von Dornen trägt er eine Krone.
Er wird am Kreuz den Fluch der Erde,
Die Welt erlösend, göttlich büßen;
Den Geist durchbohrt von einem Schwerte
Steht seine Mutter ihm zu Füßen.

11.

Der drei Könige Heimfahrt.

Die Kön'ge, die in dreizehn Tagen
Der wundervolle Stern geführt,
Daß sie von keiner Reise Plagen,
Von keines Wegs Verdruß gespürt,
Seit sie zusammen heimwärts kehren,
Wie langsam geht ihr Zug voran,
Daß ihnen ewig deucht zu währen
Die jüngst so rasch durchflogne Bahn.

Bald gähnt ein Schlund vor ihrem Fuße,
Bald steigt ein Berg vor ihnen auf,
Vor einem brückenlosen Flusse
Steht jetzo, jäh gehemmt, ihr Lauf.
Und ist er überbaut, durchschwommen,
So wandern sie im öden Land;
Und wenn sie ins bewohnte kommen
Faßt niemand ihres Worts Verstand.

Doch wo durch Zeichen und durch Worte
Sie öffnen können Aug' und Ohr,
Erzählen sie von ihrem Horte
Und bringen ihre Wunder vor.
Mit Demut und mit ganzer Liebe
Beschreiben Mutter sie und Kind
Und wecken heißer Sehnsucht Triebe,
Wo Menschen, die es hören, sind.

Und ziehen fort, am Leib ermüdet,
Am Geiste fröhlich und getrost,
Im Herzen seliglich befriedet,
Wenn um sie Sturm und Wetter tost.
Es trennt sich keiner von dem andern,
Und endlich, nach dem zweiten Jahr,
Sieht man hinauf den Berg sie wandern,
Wo erst der Stern erschienen war.

Dorthin bescheiden sie die Fürsten
Und ihrer Völker manchen Mann,
Die nach des Sternes Heile dürsten —
Und kündigen das Wunder an.
Da regen sich mit froher Schnelle
Der Arme viel von jung und alt,
Und eine freudige Kapelle
Glänzt auf des Berges Spitze bald.

Der Götter trübe Mißgebilde
Sie blieben diesem Tempel fern,
Man sah da nur in sel'ger Milde
Des Kindes Bild in einem Stern.
Jetzt ekelte vor ihren Göttern
Der Völker aufgethanem Sinn,
Sie gingen fort, sie zu zerschmettern,
Und stellten Stern und Kindlein hin.

Drauf haben leiblich sich geschieden
Die frommen Kön'ge Hand aus Hand
Und trugen ihres Kindes Frieden
Ein jeder in sein eigen Land;
Doch ihre Herzen allerwegen
Die blieben bei einander stets;
Und jährlich kamen sie zu pflegen
In der Kapelle des Gebets.

Und jedesmal, so oft sie kamen,
Da wußten sie der Wunder viel,
Verkündeten, wie guter Samen
In so viel neue Herzen fiel.
Von unsichtbarer Hand getrieben
Wird ihnen leicht ihr Fürsten-Amt,
Ein kindlich Hoffen, Glauben, Lieben
Hat ihrer Völker Herz entflammt.

Gar manches Jahr verging den Frommen
In solches Kinderglaubens Strahl,
Und auf dem Berg zusammen kommen
Sind sie schon mehr denn dreißigmal.
Es war der König der Araben
Gebeugter, hundertjähr'ger Greis;
Des Mohrenjünglings Haupt umgaben
Die sonst so schwarzen Locken weiß.

Und also knieten einst die Greisen
Zusammen vor des Kinds Altar,
Und um die drei, da stand der weisen,
Der edlen Morgenländer Schar.
Da kam zu der geweihten Schwelle
Herein ein schlichter Pilgersmann,
Er schaut sich um in der Kapelle,
Er hebt getrost die Botschaft an.

Es ist ein Bote von dem König!
Wie horcht der Männer gläubig Ohr!
Wie wußten sie seither so wenig,
Welch neues Bild schwebt ihnen vor!
O martervolle Kreuzerhöhung!
O Tod von unerforschter Art!
O wunderbare Auferstehung!
O wonnereiche Himmelfahrt!

Der Bote bringt die rechten Kunden,
Er hat kein Traumbild ausgehegt,
Hat in des Meisters Seitenwunden
Die zweifelsbange Hand gelegt.
Er ging, und auf dem Pilgerlaufe
Rief seinen Herrn und Gott er aus,
Und heute fordert er zur Taufe
Die Greisen in des Kindes Haus.

12.

Der Könige Abschied.

Vom Geiste waren sie erfüllet,
Getauft mit seines Feuers Glut;
Vom priesterlichen Kleid umhüllet,
Hoch hielten sie des Mittlers Blut
In einer goldnen Opferschale,
Und hoch des Mittlers Leib empor,
Und riefen zu dem Abendmahle
Die Brüder in des Tempels Chor.

Hier teilten sie die hohen Gaben
Mit milden Händen selig aus,
Wie sie einst froh geopfert haben
In dem zerfallnen Tempelhaus.

Jetzt kommt das Opfer von dem Kinde,
Das überschwengliche, herab,
Das Opfer, das vertilgt die Sünde,
Und das den Stachel nimmt dem Grab.

Als wunderbar mit Trank und Speise
Sie darauf alle rings erfreut,
Da nahte sich der Greis dem Greise,
Das Mahl dem andern jeder beut.
Wie ward ihr welkes Haupt erhoben,
Wie ward ihr müdes Herz erquickt!
Und auf ihr Antlitz ward von oben
Ein lichter Strahl herabgeschickt.

Und feurig brennt es durch die Scheiben,
Das Haus füllt sich mit weicher Glut;
Die Steine wollen Rosen treiben,
Die Wände färben sich wie Blut,
Der Kön'ge Purpur steht in Flammen,
Im Jugendschein ihr Angesicht. —
Woher strömt so viel Licht zusammen?
Der Stern ist's, der durch Wolken bricht!

Da hebt der Greise Blick sich trunken
Und senkt sich wieder säuftiglich;
Da ist ihr altes Haupt gesunken,
Als neiget' es zum Schlafe sich;
Da weichen Knie und alle Glieder
Des süßen, ew'gen Schlummers Drang:
Da legt ihr Geist die Hülle nieder,
Der sich hinauf zum Sterne schwang.

Es lächelt nieder auf die Leichen
Sein Lebenslicht der Stern noch lang.
Der Bote winkt mit stillem Zeichen,
Da hebet sich ein Grabgesang.
Den Erstlingen der Heiden schallet
Der Brüder schmerzlich süßer Ton,
Und in die Erdenklage hallet
Der Engel Lob vor Gottes Thron.

Die Kammerboten in Schwaben.

Geschichtliche Sage.

1821.

1.

Der Kammerboten Sieg und Anmut.

„Wir haben Eisen und Schwerter, fünf Finger in jeder Faust,
Dazu ein Herz im Leibe — jetzt komm, wenn du dir traust!"
So sprachen, als dem Reiche die Ungarfürsten drohten,
Herr Erchinger und Berchtold, des Königs Kammerboten.

Und mit dem Bayerherzog, der hatte gleichen Sinn,
Aus ihrem Schwaben ritten sie fort bis an den Inn;
Dort fanden sie den Ungarn, sie stritten und sie hieben,
Dem Feind am Leben Ritter nicht dreißig sind geblieben.

Drauf zogen sie mit Ehren nach Schwaben in ihr Gau,
Im Bodensee da spiegeln sich ihre Burgen grau.
Herr Erchinger küßt fröhlich sein junges Ehgemahl:
„Sag' an, was spricht der König zu unsrer Schwerter Strahl?"

„Der König wird euch danken, euch danken mit dem Wort,
Doch eure Lehen schenkt er dem stolzen Bischof dort:
Herr Salomo zu Konstanz, der erntet eure Felder,
Der mäht auf euren Wiesen und jagt durch eure Wälder!"

Spricht Erchinger mit Zürnen: „Sitzt nicht auch seine Buhle
Im Münster als Äbtissin zu Zürich auf dem Stuhle?
Was soll dem nicht gelingen? es ist ein weiser Mann,
Der viele Bücher lesen und Ritter erben kann!"

Da kommt sein Bruder Berchtold mit Rittern und mit
Rossen,
Dem ist vor Scham und Rache das Antlitz übergossen,
Da kommt ihr Neffe Luitfried, an Sinne jung und Jahren,
Der möchte gern dem Pfaffen in Küch' und Keller fahren.

Die dunkeln Abendwolken, die winken zu der That,
Es braust der See im Sturme mit wohlgemeintem Rat,
Da fahren sie hinüber und reiten gen Sankt Gallen,
Dort wollen sie den Bischof im Kloster überfallen.

2.

Bischof Salomo flieht vor den Kammerboten.

Die Nacht war aufgestiegen in Nebeln schwarz und kühl,
Der Bischof lag nicht träumend im Kloster auf dem Pfühl,
Es hatten seine Späher die Schiffe wohl geschaut,
Sie hatten wohl vernommen der stampfenden Rosse Laut.

Drum kniet er fern, geborgen, im finstern Turbenthal,
Kaum findet durch die Tannen den Weg des Mondes
Strahl,
Es zieht vor ihm wild wogend die Tös einen Wasserwall:
Dort knieet er und betet zu seinem heiligen Gall.

Und um ihn treue Brüder in schwarzer Klostertracht,
Sie liegen rings am Boden noch dunkler als die Nacht;
Doch gießt das brünst'ge Flehen in ihre Herzen Licht,
An Gottes naher Hilfe verzweifelt keiner nicht.

Und von dem Boden raffet sich auf Herr Salomo,
Er legt sich nicht aufs Lager von weichem Moos und
Stroh,
Er zieht aus seinem Busen ein Pergament und Stift
Und borgt des Mondes Lampe zu einer eiligen Schrift.

Der schlimmen Boten Frevel, der seinem Hause droht,
Die Angst der fernen Brüder, die ew'ge Flucht und Not,
In kurzen klaren Worten umfaßt er alle Klagen
Und heißt's den schnellsten Diener zu König Arnulf tragen.

Und als er abgefertigt durch Kluft und Wald den Knecht:
„Thut unserm heil'gen Meister", sprach er, „Sankt Gall
sein Recht!
Wir haben ihm gelobet ein Haus am Zufluchtsort;
Auf, laßt noch vor der Rettung uns lösen unser Wort."

Sie rufen's nach mit Freuden, vergessen ist der Jammer,
Sie schütteln aus der Kutte die Axt, die Säge, den
Hammer;
Sie fällen schlanke Stämme und zimmern sie zur Wand
Und fügen in die Lücken Gesteine zwischen Sand.

Und wie ins Thal vom Berge nun blickt die Morgenhelle,
Sieht sie schon Mauern stehen und Fenster schon und
Schwelle;
Die Brüder hau'n und bauen im heißen Sonnenstrahl,
Am Abend blinkt das Häuslein, als stünd' es längst im
Thal.

Die zweite Nacht schon wohnen sie unter Dach und Fach,
Sie halten sich mit Flehen und lieblichen Liedern wach;
Am zweiten Morgen nahet ein Bote von Sankt Gallen,
Er sieht die Waldkapelle, er jauchzt vor Wohlgefallen.

„Heraus, heraus, ihr Brüder! du frommer Abt, heraus!
Zieht ein in euer altes, verlaßnes, schönes Haus!
Die neue Kirche räumet dem heil'gen Siedler Gall;
Verjagt hat er die Feinde, er brachte sie zu Fall!

„Sie fanden in dem Kloster bei uns nichts nach Verhoffen,
Versperrt die vollen Kästen, die leeren Kammern offen;
Und als sie suchen gingen nach Euch, Herr Abt, hinaus,
Da fingen des Königs Knechte sie vor dem Gotteshaus."

3.

Die Kammerboten schwören Urfehde.

Zu Mainz vor Arnulfs Stuhle die Fürsten stehn im Amt,
Die Kammerboten bringt man gebunden und verdammt.
Alsbald wie die erblicken den Bischof ihm zur Seiten,
Zur letzten Stunde thät sich ihr Herz da bald bereiten.

Da scholl das Wort des Königs: „Ihr wißt, was ihr gesündigt,
Der Fürsten Urteil werd' euch im Kerker angekündigt,
Doch brauch' ich meiner Gnade, die Schuld ist euch verziehen:
Der Bischof bat euch ledig, dem danket auf den Knieen!

Und leicht hätt' ich euch mögen, ihr frechen Alemannen,
Zum Tode lassen führen wohl oder ferne bannen;
Nur eures Feindes Reden erweichten meinen Sinn;
Wo flüchtet sich die Strenge vor solchen Bitten hin?

„So knieet mir und schwöret, Urfehde treu zu halten!
Nicht wird zum zweiten Male statt Rechtes Gnade walten.
Bei meiner Krone Würden, verehret meinen Schwur!
Ihr sterbt, wenn ihr dem Bischof ein Härlein krümmet nur."

Da knieten sie und schwuren; Erchinger drang's zum Herzen,
Es macht dem stolzen Feinde des Feindes Großmut Schmerzen;
Doch dumpf mit schwerer Zunge spricht Berchtold seinen Eid;
Daß ihm die That mißraten, thut ihm noch heute leid.

4.

Des Bischofs Spott.

Herr Arnulf ist erbleichet, Herr Ludwig ist gestorben,
Es hat der Franke Konrad den deutschen Thron erworben.
Die Zeit heilt nicht bloß Wunden, sie heilt auch Groll
und Haß:
Der Bischof und die Boten verstehn sich wieder baß.

Zu Konstanz bei dem Bischof der neue König saß;
Was man im Wald erjaget, beim frohen Mahl man aß.
Der Bischof saß beim König hoch an dem goldnen Tische,
Und drunten an langer Tafel der Ritter bunt Gemische.

Die Kammerboten saßen am eignen Täfelein;
Die hohen Herren mochten nicht bei den niedern sein.
Den König bewirten Herren, die Boten Edelknaben,
Mit Speis' und Trunk die Ritter gemeine Knechte laben.

Mit stolzem Wohlbehagen die Kammerboten saßen,
Den König und den Bischof Erchingers Blicke maßen.
Man setzt uns eigne Stühle, denkt er, das ist zu loben;
Doch mir gefiel es besser, säß' ich beim Bischof droben!

Und Berchtold schweift so gierig durchs Fenster mit den
Augen,
Als wollt' er Stadt und Felder des Bischofs in sich saugen.
Herrn Luitfried in dem Haufen der Ritter mundet's fast,
Doch wär' er Wirt noch lieber im Hause hier als Gast.

Der Bischof kann in Schriften und Menschenherzen lesen,
Er schaut durch Aug' und Mienen bis in ihr tiefstes
Wesen;
Doch kränket ihn gar wenig ein machtlos wünschend Herz,
Und will er sie auch strafen, so ist's mit einem Scherz.

Er hat mit langen Bärten ein stattliches Paar Hirten,
Die winkt er aus dem Stalle, die Boten zu bewirten.
Er ließ sie herrlich schmücken mit ritterlichem Kleid,
Schickt sie zum Tisch der Herren, den Knechten war's nicht leid.

Sie nahten, ritterliche, mit sittigen Gebärden,
Sie legten frisch Erjagtes, sich neigend, auf die Erden,
Der eine mit Geweihen bracht' einen mächt'gen Hirsch,
Der andre einen Bären, als eben von der Pirsch.

Da war den Kammerboten recht königlich zu Mut.
Geschiehet uns von Rittern so Herrliches zu gut?
Wo sah man die dem König ihr schönstes Wild bescheren?
Ja, dachten sie, in Schwaben, da hält man uns in Ehren!

Drauf wollten sie den Herren erwidern ihren Gruß,
Erhoben sich vom Stuhle und scharrten mit dem Fuß
Und zogen von dem Haupte die samtenen Barette;
Da lachten mit dem König die Ritter in die Wette.

Und lächelnd sprach der Bischof: „Es hat, gestrenge Herrn,
Der Bart euch nur betrogen, der schöne Bart, von fern.
Die meine Gab' euch bringen, sind Ritter nicht, glaubt mir!
Sie hätten denn geritten den Esel oder Stier."

Und schallendes Gelächter gellt wider in ihren Ohren;
Was wollen sie doch machen? Urfehd ist ja geschworen.
Sie standen auf und riefen: „Wir haben satt, bei Gott!
Behaltet die Bescherung! uns g'nügt an eurem Spott."

5.

Der Kammerboten Rache.

„Sie sagen, wir sind Boten! doch Boten wird ihr Lohn;
Uns ist er vorenthalten,“ spricht Berchtold, „lange schon.“
Spricht Erchinger: „Sie sagen, wir seien's mit Herzogs Rechten!
Der Herzog zieht vorm Herrn, nicht hinter des Pfaffen Knechten.“

„Ja, hinter des Pfaffen Knechten!“ die Knappen rufen aus,
„Die sitzen in dem Dorfe, versperren uns das Haus!“
Herr Luitfried spornt das Rößlein, daß flattert seine Mähne,
Er schwingt das Schwert im Winde und beißt sich auf die Zähne.

So ritten sie im Felde, das war ein trüber Zug;
Sie hatten Recht gesprochen im Land nach Amt und Fug,
Sie waren arbeitsmüde, sie dachten an den König;
Wie viel ist ihres Dienstes, und seines Danks wie wenig!

Und wie sie finster sinnen, mit bittern Worten handeln,
Da sehen sie ein Häuflein dem lust'gen Wald entwandeln;
Auf ihrem Antlitz stehet der herben Mühe Schweiß;
Doch denen, die dort kommen, macht keine Sorge heiß.

Es ist auf zierem Rosse der Bischof Salomo,
Er schauet alle Tage so freundlich und so froh,
Er reitet so behaglich, im Schlaf kommt ihm der Segen;
Zwei fette Knechte folgen, die wohl des Bauches pflegen.

Und eh er's will und denket, so führen ihn die Schritte
Des sichern Rosses mählich hinein in jener Mitte.
Er sieht's und zieht in Falten sein heitres Angesicht,
Doch grüßt er, wie sich's ziemet, und hält sie auf und spricht:

„Ein Jahr ist's, daß ich's dulde, ja, noch verschwieg' ich's gern;
Doch weil mir jetzt der Himmel euch sendet, edle Herrn,
So will ich Aug' ins Auge hier schauen euch und klagen;
Was hilft es, hin und wieder verdroßne Briefe tragen?

„Ist es denn ganz vergessen, was ihr mir habt geschworen?
Mein Vogt, er hauset friedlich vor eures Schlosses Thoren;
Wann ist ihm beigekommen, zu fallen in das Eure?
Ihr aber brechet kecklich zu ihm in Haus und Scheure."

„Wann sind wir ausgebrochen?" erwiedern stolz die Reiter,
„Zu eurem Heil, Herr Bischof, tragt eure Lüge weiter!"
Doch jener stand und höhnet: „Ihr freilich bleibt zu Haus,
Es thatens eure Söldner! wer schickt sie doch nur aus?"

Als das die Knappen hörten, sie rückten rechts und links
Dem Bischof dicht zum Leibe und harrten eines Winks,
Und ihre Herren langten ans Schwert mit stummem Grimme,
Umschaute sich der Bischof, hob lauter seine Stimme:

„Gedenket, Herrn, des Tages, wo ihr vor Arnulf standet,
Rot waret von den Schulden und keine Worte fandet!
Und ich, den ihr gekränket, ging vor des Königs Thron,
Ich bat euch los vom Tode; gebt ihr mir so den Lohn?"

Das Schwert ein frecher Jüngling, der Luitfried, zog und schalt:
„Rühmst du dich, schändlicher Pfaffe, der üppigen Gewalt,
Da du in Schmach und Fesseln geworfen meine Vettern?
Ihr Herrn, o soll er leben? Soll ich ihn nicht zerschmettern?"

Er zuckt, den Streich zu führen; da halten die Boten ihn;
Des Bischofs Diener einen sieht man das Schwert da ziehn,
Er will den Herren retten, er haut nach Luitfried mutig —
Getroffen von dem Knappen stürzt er vom Gaule blutig.

Wenn wo einmal geflossen im Streit unschuldig Blut,
So treibt zu weiterm Frevel die Mörder blinde Wut.
Jetzt zerren sie den Bischof an dem geweihten Kleide,
Sie stoßen ihn vom Rosse und schleppen ihn durch die Heide.

In einer schlechten Schenke sie kehren mit ihm ein,
Rat wird ob ihm gehalten von Knechten und von Frei'n.
Herr Luitfried über alle schreit hin, daß es ein Graus:
„Haut ihm die rechte Hand ab, stecht ihm die Augen aus!"

Da steht in ihrem Haufen ein alter treuer Knecht,
Der hat kein Teil genommen am Zank und am Gefecht,
Der wagt's, beschwört die Herrn bei ihrem Heil und Leben,
Sie sollen frei den Bischof, und ohne Lösgeld, geben.

In Erchinger sich reget sein ritterlich Gemüte,
Nach Herrschaft geht sein Streben, — Großmut ist ihre Blüte;
Doch Berchtold treibt die Gierde, der Haß und Neid, er sprach:
„Ei Bruder, könnt ihr zögern? denkt an des Mahles Schmach."

Drauf sprach sein Bruder: „Höret, laßt uns ihn gut versorgen!
Uns liegt in Allgäus Alpen ein festes Schloß geborgen,
Die Dippoldsburg, ihr kennt sie; es rinnt in klaren Wellen
Ein Bach durchs Obstgelände mit spielenden Forellen."

„Nun," flucht dazwischen Luitfried, „so sorget auch für Fisch,
Für gute Fastenspeisen auf dieses Pfaffen Tisch,
Ich kenne wohl die Gärten, das Schloß, den Bach, die Wiese;
Dort lebt er nicht im Kerker, er wohnt im Paradiese."

„Dafür, mein Vetter, sei euch," spricht Erchinger, „nicht bange!
Wenn es ein Paradies ist, so hat's auch seine Schlange:
Es hat mein Weib, Frau Bertha, dort ihren Sommersitz,
Hegt Taubensinn für Freunde, für Feinde Schlangenwitz."

„Ja, grimm ist sie," sprach Berchtold, „um keine List verlegen."
„Wenn das ist," nicket Luitfried, „die wird sein also pflegen,
Daß ihm im Paradiese, das hab' ich keinen Zweifel,
Bei Wein und Obst und Fischen verhungern läßt der Teufel."

„Uns aber laßt nicht säumen," Erchinger letzlich spricht,
„Der König auch, er säumet mit Acht und Strafe nicht!
Hier ragt der Turm von Konstanz und dort die Feste Twiel;
Weht da erst unsre Fahne, dann schreiten wir zum Ziel."

So nahmen sie dem Bischof sein schönes, hohes Pferd.
„Er ist nur einer Mähre," spricht grimm der Berchtold, „wert!"
Sie gaben ihn den Knechten und jagten stolz davon;
Die zogen mit ihm zur Feste wohl unter Spott und Hohn.

6.

Der Bischof und Frau Bertha.

Frau Bertha saß im Schlosse zu Dippoldsburg und sann,
Sie dacht' auf kluge Rache für ihren lieben Mann:
Der König wird gewonnen, des Bischofs Gunst begraben,
Und Erchinger thront herrlich, des Königs Vogt, in Schwaben.

Da tritt mit Jubelrufe zu ihr herein ein Knecht:
„Heil ist mit eurem Hause und Sieg mit eurem Recht!
Daß eure Hand den Kerker, den tiefsten, schnell bereite!
Wir haben ihn gefangen, schon bringt ihn das Geleite."

„Du träumst! es ist ja Friede," seufzt das gestrenge Weib,
„Und eitle Jagd im Walde des Mannes Zeitvertreib.
Das Reich ist ruhig draußen; da fängt er keine Feinde,
Und die im Lande lauern, ach! heißen unsre Freunde."

„Nein, fortan ist's entschieden," sprach jener, „hohe Frau!
Der Erzfeind, den ihr meinet, droht nimmer eurem Gau;
Den Salomo, den stolzen, geschleppt von unsern Händen,
In eure Haft und Wahrung will Erchinger ihn senden."

Da ward dem schönen Weibe die ros'ge Wange blaß,
Sie jubelt nicht, vergessen hat sie des Feindes Haß,
Die klugen Augen spähen erstarrt hinaus ins Weite,
Als ob aus fernem Dunkel ein Schreckensbild ihr schreite.

Und endlich ruft sie jammernd: „O weh der schlimmen Thal!
Wer hat für das Geschicke, das uns ereilet, Rat?
O wär' ich dort gewesen! Jetzt wird uns Gut und Ehren
Das thörichte Beginnen vor Gott und Welt zerstören."

Dann faltet sie die Hände: „O du, verleih mir Kraft,
Des Wille Wein aus Wasser und Blut aus Weine schafft!
Verwandle du mein Hassen, — der Meinen Heil zuliebe,
Daß es den Todfeind rühret — in brünst'ger Treue Triebe!

„Drum ausgeschmückt die Zimmer, die Teppiche gespreitet,
Ein herrlich Mahl gerüstet, ein lindernd Bad bereitet!"
Des Haares lange Flechten löst sie mit solchem Worte,
Legt an die Trauerkleider und wanket nach der Pforte.

Der Bischof kam ermattet den Berg herauf geritten,
Verspottet und geschlagen, in wilder Söldner Mitten;
Da fällt sie vor ihm nieder und faßt mit zarter Hand
Und drückt an ihre Lippen sein staubiges Gewand.

„O Herr," beginnt sie zitternd, „der blinden Feinde Wüten,
Kann deine Magd es irgend mit frommem Dienst vergüten,
So laß es dir gefallen und steige von dem Roß
Und nimm, es ist dein eigen, Besitz von meinem Schloß!"

Dann wirft auf ihre Knappen sie einen strengen Blick;
Die trotzigen, sie senken gehorchend ihr Genick,
Und von denselben Händen, die ihn mit Schmach geschlagen,
Wird er vom Roß gehoben und sanft ins Schloß getragen.

Zwar lispeln sie und hoffen der grimmen Frau Verrat;
Der Bischof steigt mit Zweifeln in das bereite Bad,
Beim Mahl und auf dem Lager ist ihm bald wohl, bald bange,
Er träumt vom Paradiese, dann träumt er von der Schlange.

Und wenn ihn die Ermattung mit kurzem Schlummer deckt,
Das Schmettern der Drommeten, der Wächter Schrei ihn weckt,
Dann fährt er auf, erwartet den Mörder bei der Nacht,
Bis er am andern Morgen im sichren Bett erwacht.

Frau Bertha kommt gegangen, setzt sich mit ihm zu Tische,
Sie kostet seines Weines und ißt von seinem Fische;
Nur fromme Priester dienen dem Herrn zu jeder Frist;
Fürwahr, er muß vergessen, daß er gefangen ist.

7.

Die Kammerboten erhöhen sich.

Sie stehen auf den Zinnen der Felsenfeste Twiel;
Da treibet auf der Ebne der Blick ein weites Spiel,
Durch Triften und durch Wälder, durch Klöster und durch Städte,
Hier ist kein Ziel zu finden, als grauer Alpen Kette.

Das Land der Alemannen mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,
Mit seinen gelben Haaren, dem Ährenschmuck der Auen,
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen.

Auf seinen Glanz hernieder von ihren hohen Mauern
Sehn sie mit heißer Liebe, sehn sie mit finsterm Trauern:
„Und solches Land soll beben vor eines Königs Hauch?"
„Und solches Land soll blühen für eines Pfaffen Bauch?"

Erchinger seufzt das erste, das zweite Berchtold spricht.
„Und hat es andre Männer," ruft Luitfried, „selber nicht?"
Jetzt klirren mit den Schwertern die Ritter und die Mannen:
„Heil Erchinger," so schallt es, „Herzog der Alemannen!"

Sie rufen es hinunter ins freie Land von oben,
Es wird von ihren Armen der Fürst emporgehoben;
Sie bieten ihn entgegen zur Huldigung der Welt,
Sie halten ihn zur Weihe hinauf zum Himmelszelt.

Der neue Herzog mustert mit weisem Blick die Scharen,
Er giebt der Hälfte sorglich des Berges Schloß zu wahren;
Die alten Schlachterprobten, die führt er aus dem Haus
Und zieht, sein Heer zu werben, ins Schwabenland hinaus.

8.

Die Kammerboten erniedrigt.

Der Alemannen Herzog liegt in dem stillen Wald,
Sein Roß geht auf der Weide, kein Huf und Horn
erschallt,
Auf seinem Fürstenhute sanft ruht er ohne Kummer
Und träumt von Königskronen im süßen Morgenschlummer.

Es schlafen seine Treuen, ein einz'ger Ritter wacht,
Ist hin und her gewandelt, Herr Burkhard, in der Nacht.
Auf Twiel hat er den Herzog im Arm empor geschwungen,
Seit ist der Neid ihm bitter ins stolze Herz gedrungen.

Ein Herr ist er, ein mächt'ger, der viel im Lande gilt,
Mit Söldnern und mit Burgen wär' er der Boten Schild.
Wenn der verrät die Freunde, darf er auf Hohes zählen:
Er geht, des Bischofs Vetter verkauft er ihre Seelen.

Von Ramswag war's der Siegfried, der sammelt seine
Knechte,
Beut auf die nahen Edeln aus Salomos Geschlechte,
Und eh' die Nacht vergangen, hat er den Wald umringt,
Sein Feldgeschrei ertönet, noch eh' die Lerche singt.

Wie weckt dich's, armer Herzog, aus deinen Morgen=
träumen!
Wie schnell mußt du die Lande, die du beherrschest, räumen!
Du standst im Purpurmantel gekrönt auf einem Thron;
Erwachet mußt du kämpfen, im Hemd, ein Erdensohn.

Die ritterlichen Streiter, was können ohne Waffen
Sie gegen Helm und Harnisch der wachen Feinde schaffen?
Herr Erchinger und Berchtold, von Zorn und Wunden rot,
Sie sinken, doch erbarmt sich der Fallenden kein Tod.

Umsonst wehrt mit den Händen sich Luitfried, mit den Füßen,
Er muß den Jugendingrimm in kühlen Fesseln büßen;
Auch deinen Herzog führt man, o Alemannenland!
Hervor aus Waldes Dickicht in schwerer Ketten Band.

Hier sieht man trotz'ge Boten durchs Allgäu sprengend jagen;
Wer eilt zum Frankenlande, dem König es zu sagen?
Herr Burkhard schleppt nicht Fesseln, er jagt zu Roß davon,
Er holt von Konrads Stuhle sich des Verrates Lohn.

9.

Der Bischof wird befreit.

Zum Bischof trat Frau Bertha verstört in das Gemach.
„Frau, ward euch schlimme Kunde?“ der Bischof gütig sprach,
„Ist euer Mann verloren?“ — „Nein, nein doch,“ jene spricht,
„Auf Hohentwiel da trotzt er dem König ins Gesicht.

„Als Alemannenherzog läßt er den Gruß mir sagen,
Und schleunig soll ich, schleunig, euch, Herr, in Fesseln schlagen,
Mit allen meinen Knechten gen Twiel euch führen lassen!
Doch nimmermehr vollbring' ich's; ihr dürft nicht so erblassen.

„Ich weiß ja, dies Beginnen, es bringt uns nimmer Heil;
An seinem Herzogtume verlang' ich keinen Teil;
Drum durch ein heimlich Pförtlein entlaß ich euch zu Nacht.
O werde meiner Treue, Herr, einst von euch gedacht!"

„Ist's möglich?" rief da jener, „willst du von Schmach und Ketten,
Du, mitten jetzt im Siege, du von dem Tod mich retten?
O nimm, du fromme Feindin, den armen Handschlag an!
Wann soll ich dir vergelten, was du an mir gethan?"

„Hilf Gott," rief bald die Herrin, die durch das Fenster schaut,
„Was ist das für ein Haufe? was ist das für ein Laut?
Herr denke deines Wortes! siehst du den Grimmen dort?
Er führt kein Freundeswappen, er spricht kein Freundeswort!"

Und drunten schrie die Stimme, daß durch die Wand es dröhnt:
„Herr Siegfried läßt euch sagen: wenn ihr ihn länger höhnt,
Wenn ihr nicht alsbald sendet herab uns Christi Knecht,
Den dreien, die euch teuer, geschieht noch heut ihr Recht;

„Den Erchinger, den Berchtold, den Luitfried haben wir;
An eurer Burg drei Ecken sie sollen hangen hier,
Vor euer aller Augen, für ihre Missethaten;
Sie sollen hangen bleiben, bis sie die Sonne gebraten!"

Als solches Wort vernahmen die Knappen in dem Haus,
Sie dachten an sich selber, sie flohen feig hinaus,
Sie brachen durch das Pförtlein, das heimlich offen stand;
Doch Bertha führt den Bischof zum Thor an ihrer Hand,

Da spornten ihre Rosse, als sie den Bischof sahn,
Der Führer und die Knechte den Burgweg jauchzend
hinan;
Doch Salomo ließ keinen hinein zum offnen Thor,
Sie mußten Herrin und Habe zu schirmen geloben vor.

Und als er nun geschwungen sich auf ein schmuckes Pferd,
Wollt' er den Abschied bieten der treuen Herrin wert;
Doch sie blieb ihm zur Seiten: „Ich lasse nicht von dir;
Jetzt kannst du mir vergelten — o laß, Herr, nicht
von mir!"

Und mit gesenktem Haupte, den Sinn von Sorgen schwer,
(Sie wollte nicht zu Rosse) ging neben ihm sie her;
Auf allem Weg umringt' ihn des Volkes froher Drang,
Sie kommen in Siegfrieds Lager mit Jubel und Gesang.

10.

Erchinger und Bertha.

Zum Tode bleich saß Bertha beim Bischof in dem Zelt;
Er frägt: „Was kann ich schaffen, das euren Gram erhellt?"
Da sprach sie leise Worte von ihrem blassen Munde:
„Laß meinen Mann mich grüßen, o Herr, auf eine
Stunde!"

Er würd' ihr größre Bitte, könnt' er's, gewähren gern;
So schickt er zu dem Vetter nach dem gefangnen Herrn
Und scheidet aus dem Zelte. Bei solchem Wiedersehen
Darf nicht der Feind als Zeuge, wenn er auch weinte, stehen.

Sie sitzt, das Haupt gesenket und harrend in der Ecke.
Da teilt sich, eh' die Augen sie hebt, des Zeltes Decke,
Und Erchinger in Fesseln steht vor dem bleichen Weib
Und überschaut den Jammer auf dem verwelkten Leib.

Und Bertha hebt die Blicke, sie sieht den hohen Mann,
Der mit gebundnen Händen sie nicht umarmen kann,
Barhaupt und ohne Waffen, wie einer von dem Trosse;
Ach, wie so herrlich ritt er zuletzt aus ihrem Schlosse!

Da hebt sie sich vom Stuhle, sie kann kein Wörtlein sagen,
Sie kann um den Verstummten nur ihre Arme schlagen;
Daß seine Ketten klirren, drückt sie ihn an das Herz.
Wie strömet aus vier Augen in Thränen da der Schmerz!

Sie weint in solcher Fülle, die Zähren gingen aus,
Es drang ihr aus den Augen das dunkle Blut heraus,
An seinem Halse blieb sie mit lautem Schluchzen hangen;
Eh' sie ein Wort gesprochen, die Stunde war vergangen.

Die wilden Kriegesknechte, die an des Zeltes Falten
Gelauscht, sie selbst nicht konnten der Thränen sich enthalten,
Sie treten zu dem Bischof, berichten, was sie sahn;
Die bittern Schmerzen enden, das deucht ihm wohlgethan.

Er kommt ins Zelt gegangen, da trennen sich die beide,
Sie treten ihm entgegen mit Scham und bitterm Leide,
Und um den Hals des Gatten den Arm geschlungen, zieht
Ihn Bertha sehnlich nieder, bis daß er mit ihr kniet.

Da hat sich von dem Feinde der Feind nicht abgewandt,
Auf die gebeugten Häupter legt er die Priesterhand.
„Verziehen ist es," spricht er, „so viel an mir gelegen;
Das andre steht beim König. Nehmt hin des Himmels Segen!"

11.

König Konrad, beschickt.

Der König Konrad schließet in Sachsen und in Franken
Empörte Gauen wieder in seiner Herrschaft Schranken;
Nach mühevollem Tage, nach durchgewachter Nacht
Ruht er auf seinem Lager und denkt: es ist vollbracht.

Was nahen seine Diener mit Schrecken und mit Scheu?
Er hebt sich in dem Bette: „Rührt sich der Aufruhr neu?"
„Nein, Herr! doch weil in Franken ihr wohnet, tobt's in Schwaben;
In ihrem Zwang den Bischof die Kammerboten haben!"

„Was?" ruft der König zitternd, es reißt ihm die Geduld,
Von seinem Antlitz weichet die königliche Huld,
Und aus dem Bett gesprungen, hebt er zum Streich die Rechte;
Zum Maße bringt ihn wieder der Anblick seiner Knechte.

Daß Urfehd' ist gebrochen, empört sein fürstlich Blut,
Und daß der Freund in Banden, das kränket seinen Mut;
Und als ihm von dem Hohne berichteten die Seinen,
Da mußt' er gehn beiseiten und in der Stille weinen. —

Du steigst zur rechten Stunde, Herr Burkhard, von dem Roß;
Laß dich nur schleunig führen in deines Königs Schloß!
Sonst haßt er die Verräter, doch hört aus deinem Munde
Jetzt er das Heil des Freundes, hoch lohnt er dir die Stunde.

„Gottlob!" ruft aus der König und schüttelt ihm die Hand,
„Ja, recht zum Heile hat sich das Unheil mir gewandt;
Heut erst beherrsch' ich Schwaben! von diesen Kammerboten
Empfang' ich's endlich! heute schreib' ich sie zu den Toten."

Wohl ahnt bei diesen Worten Herr Burkhard blut'ge That,
Und selbst mit Grauen sieht er das Wachstum seiner Saat.
Vergebens ist sein Flehen; Urfehde ward gebrochen,
Und auf des Königs Stirne das Urteil steht gesprochen.

12.

Der König läßt sich nicht erbitten.

Herr Erchinger, Herr Berchtold, Herr Luitfried, alle drei,
Sie wissen aus blut'gen Schlachten schon lang, was sterben sei.
Die Häupter aufgerichtet und mit verschloßnem Munde,
So hören die Gefangnen des Todes finstre Kunde.

Der König schwieg ein kleines und wartet' auf ihr Flehn,
Er sah sie frei und herrlich wie andre Fürsten stehn.
Da führt man einen Ritter hervor auf sein Geheiß,
Da hub er sich und wandte sich an der Fürsten Kreis:

„Laßt uns den Tag nicht schließen mit Richten und mit Strafen!
Des Königs Lust ist lohnen die Treuen und die Braven.
Es brauchet einen Herzog, mir deucht's, der Alemann,
Der Gottes Diener scheuet und Frevler hält im Bann.

„Und solches ist Herr Burkhard, ein edler Herr in Schwaben,
Den will ich mit der Würde, so es euch liebt, begaben;
Sonst beut noch, der im Frevel den Fürstenhut geraubt,
Im Wahn, als wär' er Herzog, dem Henker stolz das Haupt."

Das bricht den edlen Boten ihr unbezwungnes Herz;
Verraten sein vom Freunde macht mehr als Sterben Schmerz.
Die Schwaben alle willig den Schwabenherzog grüßen,
Der aber wirft errötend sich zu des Königs Füßen.

„Der Diener mußte schweigen, dem Fürsten gönnt ein Wort!
Laßt mich erflehen Gnade um meine Schwaben dort!
Ja, habt ihr mich gesetzet zum Schutz der Alemannen,
Wollt nicht die besten Ritter aus meinem Gäu verbannen!"

Der Bischof auch stürzt weinend dicht vor den König hin:
„Nehmt mir die Last vom Herzen, ich fleh' euch auf den Knien!
Sie haben ja gesündigt an keines andern Gut,
Nicht sei um meinetwillen vergossen solches Blut!"

„Ihr Freunde," sprach da Konrad mit unbewegten Augen,
„Wie könnte, der nur rechtet für sich, der König taugen?
Recht muß er allen sprechen, dem Freien und dem Knecht,
Und wo die Schwäche zweifelt und bettelt, doppelt Recht!

„Wollt' ich der Gnad' auch folgen, des weichen Herzens Spur,
So bände mich doch Arnulfs, des alten Königs, Schwur:
„Wenn ihr dem Bischof krümmet ein Härlein, sollt ihr sterben!"
Ihr Herren, Königseide sind heilig allen Erben!

„Drum führet in den Kerker mir die Gefangnen fort
Und sprecht von ihrem Handel hinfüro mir kein Wort!"
Die Fürsten dienstgehorsam die Häupter alle neigten;
Allein das Haupt erhoben, die nichts mehr fürchten, zeigten.

13.

Der Kammerboten Tod.

Zu Adingen im Allgäu, an einem roten Morgen, —
Die Sonne hielt im Nebel den hellen Schein verborgen —
Dort standen viele Schwaben und schauten unverwandt;
Da rollten von dem Beile drei Häupter in den Sand.

In schwarzem Trauerkleide bald fromme Diener kamen,
Die Köpfe mit den Rümpfen sie von der Stätte nahmen,
Sie trugen sie zur Kirche wohl in ein ehrlich Grab,
Das ihnen da der Bischof zu letzter Liebe gab.

Denn als er schaute wallend ins Allgäu das Gedränge,
Zu Konstanz in dem Saale ward es ihm bang und enge,
Und an demselben Morgen macht er sich stille fort,
Tritt vor die Reichsversammlung und bittet um das Wort.

Und selber da beginnt er sich höchlich zu verklagen:
Er hat das Haupt den Schwaben, den edlen, abgeschlagen;
Zu Konstanz bei dem Mahle, da hat gesät sein Hohn
Die That, die jetzt den armen gebracht so bittern Lohn.

„Umsonst sagt mir Herr Konrad: ‚Es war verdienter Spott!‘
Vergeben mir die Menschen, doch nicht vergiebt mir Gott;
Drum wolle mir der König die Pilgrimschaft vergönnen,
Daß ich des Herrn Verweser die Sünde mag bekennen!“

So nimmt er Urlaub, langen, beschickt daheim sein Haus
Und sendet seine Boten zur Dippoldsburg hinaus:
„Wird es der stillen Witwe, der traurigen, gefallen,
Mit ihm den Gang des Trostes zum fernen Rom zu wallen?“

Der Bote kehrte wieder, verweilt ist er nicht lang:
„Frau Bertha, die ihr suchet, sie ging schon andern Gang;
Vor eilte sie dem Gatten auf seinem dunkeln Pfade,
Sie stand schon vor ihm drüben und flehte dort um Gnade!“

Wohl faßte da den Bischof ein sehnliches Verlangen,
Zu sein von diesen beiden in Frieden dort empfangen.
Er legt die Bischofsmütze, die golden Kleider ab
Und greifet weinend, einsam nach seinem Hirtenstab.

Der Appenzeller Krieg.

1825.

Einladung.

Folget meines Liedes Stimme
Nach dem allerstillsten Thal,
Sicher vor des Sturmes Grimme,
Nicht verbrannt vom Sonnenstrahl,
Ruh' und Kühlung zwischen Hügeln,
Matten grün und Himmel hell,
Kommt, laßt uns den Schritt beflügeln,
Bis wir sind im Appenzell.

Kühe weiden, Bienen saugen,
Gras und Blumen stehn so dicht;
Sättigt die vergnügten Augen,
Suchet Baum und Rebe nicht!
Wenn ihr von den Bergen kommet,
Fehlt euch Speise nicht und Trank,
Milch und Honig — was euch frommet —
Harret auf der Ruhebank.

Satt und fröhlich sollt ihr werden,
Setzt euch vor das kleine Haus;
Hütten breiten sich, wie Herden
Auf dem grünen Anger aus.
Niedrig und geborgen stehen
Sie auf friedevollen Au'n,
Wer es siehet, muß gestehen:
Hier ist lieblich Hütten bau'n.

Hier wohnt Hochmut nicht, noch Schande,
Froh ist alles, alles gleich;
Wer ist König hier im Lande,
Macht es in der Armut reich?

Wenn ihr nach dem König fraget,
Ruft das Volk euch lachend zu:
„Hinten sitzt er, wo's mittaget,
Herrscht schon lang in guter Ruh'!

„Dort auf dem granitnen Throne
Tausendjährig sitzt der Greis,
Trägt von Felsen eine Krone,
Schnee färbt seine Scheitel weiß.
Der beschirmet unsre Samen,
Deckt mit seinem Leib das Land,
Ist mit edlem Fürstennamen
Hoher Säntis rings genannt."

Seltsam Volk, des Hütten Wälle,
Dessen Reichtum Schaf und Rind,
Schatz- und Vorratskammer Ställe,
Dessen Fürsten Berge sind!
Wer hat dir dein Los geschaffen,
Ohne Wunsch und ohne Harm?
Sieh, da heißt es: unsre Waffen!
Sieh, da ruft es: unser Arm!

Und ins Wort der braunen Hirten
Stimmt der Mund der Weiber ein;
Die den Wandrer mild bewirten, —
Wollen nicht vergessen sein.
Denn es siegten mit die Frauen,
Und wenn's auch ihr Arm nicht that,
That's ihr Antlitz, streute Grauen
Auf des Feindes flücht'gen Pfad.

Nun, bereitet ist die Kunde:
Grünes Thal, so sei uns hold!
Laß aus deinem dunkeln Grunde
Strömen sie, wie flüssig Gold.

Lieblich, wie der Wiesen Blume,
Sonder Schmuck, wie deine Flur,
Glänze sie vom lautern Ruhme
Deiner frommen Helden nur.

1.

Die Appenzeller tagen.

Seht! die Gipfel färben sich
Mit der ersten Morgenhelle,
Drunten noch in Nacht gehüllt
Liegt des Abtes feste Zelle,
Wo der finstre Vogt ihm hauset,
Der den Bauern hält als Knecht;
Doch der Herr sitzt in Sankt Gallen
Und verschließt sein Ohr dem Recht.

Aber von den Bergen steigt
Nieder auf den Felsenstegen
Rüstig Sennenvolk ins Thal,
Aus den Hütten hochgelegen;
Und die in der Tiefe wohnen,
Harren schon auf grünem Plan;
So, indem der Dränger schlummert,
Bricht der Tag der Freiheit an.

Arme Hintersassen sind's,
Lassen ihrer doch nicht spotten.
Wenn sie kommen, Dorf um Dorf,
Stellen sie sich auf in Rotten.
Ohne Namen und Geschlechter,
Ohne Brauch und Obrigkeit,
Doch beginnen sie zu tagen,
Denn sie lehrt's die schlimme Zeit.

Eines Haupt sieht man im Kreis
Über andre Häupter ragen,
Der die grau'sten Locken hat,
Der viel weiß aus alten Tagen,
Der die Freiheit jung gesehen
Drüben ob und nid dem Wald: —
„Ihr sollt die Gemeinde führen,"
Ruft das Volk, „Herr An der Hald'!"

Und es nimmt der Greis das Wort:
„Wer zu klagen hat, der klage!
Wem der Herr ein Leid gethan,
Wen ein Vogt gekränkt, er sage!
Was wir schuldig sind zu leisten,
Geben wir dem Abte gern,
Unrecht mögen wir nicht dulden,
Nicht vom Diener, noch vom Herrn!"

Hundert Stimmen wurden laut,
Murrten, wie des Flusses Wellen,
Daß der Vogt im Schlafe dacht':
Ist die Sitter*) denn im Schwellen?
Doch er schlummert fort im Schlosse,
Und zur Stille mahnt der Greis;
Der nur soll zum Volke reden,
Der gewisse Kunde weiß.

Alsbald hebet einer an:
Wie dort Abt und Probst es treiben,
Gehn auf Fisch- und Vogelfang,
Mögen nicht im Kloster bleiben.

---

*) Das Hauptflüßchen Appenzells.

Und ein andrer hats gesehen:
Bei den ehrenwerten Frau'n
Läßt der Abt im heil'gen Münster
Seiner Kammer Metze schau'n.

Anderhalde sprach, der Greis:
„Möget ihr ihn drüben richten?
Solches sündigt er dem Herrn,
Mahn' ihn der an seine Pflichten!
Kümmert's uns, wenn hinterm Berge
Einer lebt im wilden Braus?
Bleibe rein nur unsre Kammer,
Heilig unser Gotteshaus.

„Darum bringet andres vor:
Wem ward Gut und Blut beleidigt?
Wer bedarf's, daß gegen Schmach
Ihn der Brüder Arm verteidigt?"
Und zween Männer traten klagend
Vor das Volk, in bittrem Leid;
Blut'ge Wunden trug der eine,
Und der andr' ein Trauerkleid.

„Meint ihr," schrie der erste laut,
„Daß ich trage Schwertes Wunde?
Vor dem Helfenberger Schloß
Hetzt' auf mich der Propst die Hunde!
Jagen fand er mich im Walde,
Rief erbost: „„Die Birsch ist mein,
Und der Bauer soll mir frohnen,
Soll nicht selber Jäger sein.""

„Und der Edelleute Troß,
Die ihn trotziglich umringen,
Pfeifen seinen Doggen bald,
Daß sie mich zu Boden zwingen.

In der Nacht bin ich geflohen,
Wie ein scheues Wild gejagt;
Macht er uns zum Tier des Waldes?
Das sei Gott und euch geklagt!"

Der im Trauerkleide sprach:
„Rettet mir des Hauses Ehre!
Wer da lebt, der wehret sich,
Tote nur sind ohne Wehre.
Nicht mehr sicher in der Erde
Sind sie vor der Vögte Wut;
Meines Vaters Leiche rufet
Laut, wie dieses Mannes Blut.

„Als im kühlen Boden wir
Gestern ihn mit Leid begraben:
Kömmt der Vogt von Schwendi her,
Will des Alten Leibrock haben.
Ihm gebühret, spricht er trotzig,
Jedes Toten bestes Kleid. —
„„Herr! wir haben ihn im Sarge
Mit geschmückt, es ist uns leid!""

„Und der Grimme geht ans Grab,
In dem Herzen hegt er Arges,
Läßt den Boden wühlen auf,
Zerrt am Deckel seines Sarges,
Öffnet, zwingt den starren Vater
Noch einmal ans Tageslicht,
Zieht dem Leichnam ab die Hülle
Vor der Kinder Angesicht!"

Mit Entsetzen horcht das Volk,
Aber eh' den Spruch es waget,
Teilt ein Weib der Männer Kreis:
„Hört mich," schreit sie, „weil ihr taget!

Wär' ein Bote mir geblieben,
Hätt' ich gern euch den gesandt;
Doch es liegt mein Mann ermordet,
Und mein Söhnlein ist verbrannt.

„Frisch und fröhlich war der Mann,
Mocht' ein keckes Wörtlein sagen:
Sieh! von Bußnang kommt der Propst
Grimm zu Roß, läßt ihn erschlagen;
Heißt mich aus der Hütte treiben,
Hinter mir liegt Haus und Kind.
Jetzt erst wirft er drein die Flamme,
Daß die Asche fliegt im Wind!

„Gott des Zorns, gieb Manneskraft
Meinem Arm zu meinen Schmerzen,
Oder gieb, barmherz'ger Gott,
Diesen Männern Mutterherzen!
Daß die Väter in dem Lande
Mögen sprechen frei und warm,
Daß die Mütter können lächeln,
Ihre Kinder auf dem Arm!"

Als das arme Weib so sprach,
Huben sie den Arm, den straffen;
Und errötend rief der Greis:
„Männer, sagt, wo habt ihr Waffen?" —
„„Seid getrost, Herr Anderhalde!
Haus und Stall sind voll davon:
Bickelhauben, Hellebarden,
Panzer harren lange schon!""

Und er sprach: „So komm' hervor,
Steige hinter unsern Bergen!
Die du Mord und Brand geschaut
Und den Greuel an den Särgen!

Zeuge für uns, Gottes Sonne!
Daß der Krieg nicht unsre Schuld,
Denn die wilden Frevel rissen
Aus der Seele die Geduld!"

Bald sind's keine Hirten mehr,
Blanker Harnisch glänzt an allen,
Und der Greis eilt durch den Wald
Zu den Freunden in Sankt Gallen;
Die gen Bußnang, die zur Zelle,
Scharen klimmen hier und dort,
Morgen vor dem Helfenberge
Sagen sie dem Propst ein Wort.

2.

Wie der Propst gestraft wird.

Auf dem Helfenberger Schlosse,
In des Thurgaus fettem Thal,
Sitzt der Propst mit edlen Herren,
Hält beim roten Wein das Mahl.
Aber röter als der Wein
Fängt der Himmel an zu strahlen,
In den klaren Teichen sehn
Sie die dunkle Glut sich malen.

Bußnang steht in düstern Flammen,
Keßwyls alter Turm, er raucht,
Enn' und Bürglen glühn zusammen,
Eins vom andern angehaucht.
Qualm erfüllt das grüne Thal,
Immer steigt die Flamme heller,
Und im Fliehen ruft ein Knecht:
„Herr, ach Herr, die Appenzeller!"

Und es hebt der Vogt von Schwendi
Blaß und zitternd sich vom Mahl,
Und der Vogt der Abteszelle
Stürzet flüchtig in den Saal.
Aus dem Schlaf ward er gejagt
Mit dem ersten Morgenschimmer,
Und der Hirte hinter ihm
Riß die Burg in Schutt und Trümmer.

Öde wird es an den Tischen,
Zu den Waffen ruft der Propst,
Doch ihn warnt ein frommer Ritter:
„Herr! umsonst ist's, daß du tobst.
Als du Vater schlugst und Kind
Und auf Menschen hetztest Hunde,
Brannten deine Burgen schon,
War gekommen deine Stunde!

„Lege gütlich dich zum Ziele!
Was du thatst im Zornesmut,
Büße mit gelinden Worten,
Kluge Reu' macht vieles gut!"
Zag und trotzig spricht der Propst:
„Seht ihr Bürger von Sankt Gallen?
Mit den Bauern handl' ich nicht;
Bürger laß ich mir gefallen."

Und den Feinden vor der Feste
Thut sich auf das alte Thor;
Würd'ge Bürger von Sankt Gallen
Bringen ihr Begehren vor.
Freundlich von dem roten Wein
Schenkt der Propst den ernsten Gästen;
Ihnen, nur den Hirten nicht,
Übergiebt er seine Festen.

Doch die schlichten Appenzeller
Trauen ihrem Feinde nicht,
Es gelüstet sie, zu schauen
Ihres Gegners Angesicht.
Der so vielen Leids gethan,
Selber wollen sie ihn hören,
Kam aus seinem Mund der Eid,
Wollen sie ihm Frieden schwören.

Als sie zornig dies bedeutet,
Thut sich auf das alte Thor,
Und auf seines Schlosses Brücke,
Tritt der stolze Propst hervor.
Zitternd unter seinem Schritt
Schwankt das Brett und bebet lange,
So, den Abgrund unter sich,
Steht der Herr und schwöret bange.

Und die Schar betrübter Ritter
Ziehet stille mit ihm aus.
Auch der Hirte schwur ihm redlich,
Wandelt ohne Groll nach Haus.
Einsam, aufrecht steht die Burg
Zwischen den verheerten Auen,
Darf, geschirmt von Männereid,
Hoch auf Trümmer niederschauen.

3.

Die Schwabenstädte senden dem Abt Kuno Hülfe.

Wandrer mögen gerne spähen
Von dem Vögliseck ins Land,
Sich den blauen See besehen
Und die Städte längs dem Strand.

Bregenz unter düstern Fichten,
Helles Lindau, Inselstadt,
Mörsburg zwischen Wein und Früchten,
Kostnitz, das den Rheinstrom hat!

Aber das ist's nicht, was heute
Sieht der Appenzeller Hirt,
Dessen Blick die offne Weite,
Finstrer Sorgen voll, durchirrt.
Er zählt nur die Männerscharen,
Die aus Schwabens Städten ziehn,
Er sieht nur die Schiffe fahren,
Alle h e r und keine h i n.

Wie von giftigen Gewürmen
Wimmelt das Gestade schon,
Fröhlich von Sankt Gallens Türmen
Lädt sie ein der Glocken Ton.
Und ein Wiehern steigt von Pferden
Aus dem tiefen Thal herauf;
Nach der Heimat mit den Herden
Eilt der Hirt in schnellem Lauf.

Drunten meldet er die Kunde;
Und, die Panzer angethan,
Fängt in seinem Wiesengrunde
Appenzell zu tagen an.
Doch wer soll dir Kundschaft bringen
Aus der feindevollen Stadt,
Völklein, das zu solchen Dingen
Wenig Witz und Gabe hat?

Greif' nur mutig zu den Wehren,
Küre deinen Landshauptmann;
Wirst du doch die Welt bald lehren,
Was die kluge Unschuld kann.

Deine Töchter werden Boten,
Ziehen zu dem Feind mit Lust;
In den Miedern bebt, den roten,
Mutig eine treue Brust.

Durch die Thore von Sankt Gallen,
Wo der Wächter stehn genug,
Läßt man doch die Mägde wallen
Mit der Milch im schmucken Krug.
Denn die Städter in dem Saale
Mit des Sees bejahrtem Most
Tränkt der Abt, doch zu dem Mahle
Taugt der Alpen fette Kost.

Und die Jungfraun stehen drinnen
Zierlich in des Klosters Flur,
Spähn mit klugen Weibersinnen,
Kommen vielem auf die Spur:
Wo Herr Kuno mit den Schwaben
Hält beim Becher lauten Rat;
Wenn sie gnug erlauschet haben,
Gehn sie heim auf steilem Pfad. —

Jene tagten auf der Wiese,
Bis die Schar der Töchter kam,
Und zum Vater eilet diese,
Die zum rüst'gen Bräutigam:
„Männer! weiter nicht gesäumet,
Auf, gen Speicher diese Nacht!
Wenn sie meinen, daß ihr träumet,
Haltet vor dem Lande Wacht!"

Und zweihundert sind gerüstet,
Eh' der Mond am Himmel scheint,
Die nach kühnem Kampf gelüstet
Gegen zehnmal stärkern Feind.

Einen klugen Scharenmeister
Hat das treue Schwyz gesandt;
Stille ziehen sie, wie Geister,
Nächtlich auf des Berges Rand.

Über ihren Häuptern gehet
Trüb und rot ein seltner Stern,
Wie den Scheitel Haar umwehet,
Wallt ein Schweif um seinen Kern.
Wohl ist er ein finstres Zeichen,
Wo er scheint, da fließet Blut;
Fließ' es denn von unsern Streichen!
Denken sie im hohen Mut.

4.

Die Schlacht am Speicher.

In dem grünen Speicherwald,
Drunter schmucke Häuser liegen,
Werden freie Männer bald
Fröhlich sterben oder siegen.
Von dem Sternenhimmel sieht
Gott auf sie, der Herr der Schlachten,
Wo das fromme Häuflein kniet,
Betend hier zu übernachten.

„Wenn es sein mag," flehen sie,
„Laß, o Herr! uns hier genesen!
Oder sei der Boden hie
Uns zum Kirchhof auserlesen!
Wer sich fliehend umgewandt,
Werd' auf fremder Erd' erschlagen,
Nicht das freie Vaterland
Soll im Schoße solchen tragen!"

Und der erste Sonnenstrahl
Lächelt, wie sie sprechen Amen,
Als die Feinde von dem Thal
Nach den Höhn gestiegen kamen;
Vorn die Edeln, hoch zu Roß,
Die im Sattel stählern sitzen,
Ihnen folgt ein kecker Troß
Leichtbewehrter Bogenschützen.

Doch sie sind die letzten nicht,
Die bergan behende laufen:
Hinten erst im Sonnenlicht
Glänzen die gewalt'gen Haufen.
Dicht, wie Blumen in dem Lenz,
Funkeln Helme, winken Hüte;
Konstanz, Ravensburg, Bregenz
Sendet seiner Männer Blüte.

Und die Kirche schickt den Bann
Fluchend in des Hirten Ohren,
Pfaffe, Bürger, Edelmann
Haben Schmach ihm heut geschworen.
„Will der Bauer," sprechen sie,
„Gegen uns sein Haupt erheben?
Nieder muß er auf das Knie,
Muß erst betteln um sein Leben!"

Hättet ihr geschauet ihn,
Ei, wie würdet ihr ihn loben,
Denn er lag schon auf den Knien,
Jetzt erst hat er sich erhoben.
Ja, vor Gott hat er gekniet,
Doch vor euch denkt er zu stehen;
Ob er schon zurück sich zieht,
Klug verborgen auf den Höhen.

Einsam trifft der Feind den Wald,
Ein Verhau von wenig Stämmen
Macht ihm keinen Aufenthalt,
Kann den raschen Zug nicht hemmen.
Aus der Städter rüstgen Reihn
Treten vor die Zimmerleute,
Stoßen ihn mit Lachen ein:
„Appenzell, bist unsre Beute!“

Sieh da! von den höchsten Höhn
Rasselt es mit Steinen nieder,
Wie im Sturme Schlossen wehn,
Und zersprengt die vordern Glieder.
Und die Rosse bäumen sich,
Drängen ans Gehölz den Reiter,
Und wenn vornen Einer wich,
Weichen hinten zehen Streiter.

Dann in den verwirrten Zug
Schießt der Pfeil und fährt die Lanze,
Jetzt herunter erst im Flug
Stürmt der Hirt vom Bergeskranze.
Auf die dichten Haufen ein
Haut er mit dem starken Arme,
Und vergebens muß es sein,
Wehrt sich einer aus dem Schwarme.

Denn es fliegt der Alpenhirt
Hüpfend auf die Felsenstücke,
Daß kein Streich, kein Schuß verirrt
Unter seinem sichern Blicke,
Bis des Klosters Knechte fliehn,
Die zuerst, wie feige Weiber,
Stürzen auf die andern hin,
Wie aufs scheue Vieh die Treiber.

Hunderte, sie möchten's gern,
Kommen drunten nicht zum Schlagen,
Und die Hirten stehn von fern,
Schnelle Gemsen gilt's zu jagen.
Hier und dort, als edles Wild,
Hält ein Häuflein noch von Rittern,
Dem die Brust von Grimme schwillt,
Daß die andern feige zittern.

Doch erliegen sie dem Streit,
Oder fliehen mit dem Heere.
Da zerreißt sein Wappenkleid,
Wem noch lieb ist Ritterehre.
„Neben Pfaffen kämpfen wir,
Neben Söldnern schnöder Städte!
Weiche von uns Stammeszier!
Fall' zu Boden, goldne Kette!"

Endlich steht nur einer noch
Als des Ahnenruhms Bewahrer,
Stolz, von Wuchse riesig hoch,
Vom Geschlecht der edlen Blarer.
Ein dreifältig Panzerhemd
Deckt ihn wider alle Streiche:
Seinen Rücken angestemmt,
Ficht er unter einer Eiche.

Den besieht vom Berge sich
Doch zuletzt ein Hirtenjunge:
„Hilft mir Gott, so fäll' ich dich!"
Hebt die Schleuder dann zum Schwunge.
Einen spitzen Stein er schießt
Ihm so flink durchs Helmesgitter,
Daß das Blut sich draus ergießt,
Und zu Boden stürzt der Ritter.

Drauf herab hat sich die Flucht
In Sankt Gallens Thal gezogen,
Zwanzig Hirten in die Schlucht
Sind ihr kühnlich nachgeflogen;
Werfen einen Feuerbrand
Vor den Thoren in die Mühle,
Und gemach aus Feindesland
Ziehn sie in der Morgenkühle.

Und kein Schwert, kein Schild mehr klirrt;
Auf dem Speicher weidet wieder
Still der Appenzeller Hirt,
Schaut in beide Thäler nieder.
Höret aus dem Appenzell
Freien Volkes Jubel schallen,
Und ein Totenglöcklein hell
Tönt herüber aus Sankt Gallen.

5.

Appenzell kommt in der Freunde Hand.

Von des Säntis eis'gen Klüften
Bricht ein frischer Südwind aus,
Weht mit ungebundnen Lüften
Durch das leere Gotteshaus;
Schwingt sich über Feld und Hügel
An des Bodenseees Strand,
Leiht den Schiffen seine Flügel,
Jagt sie heim ins Schwabenland.

In die halbverbrannten Festen
Kehrt zurück der Edelmann,
Bauet an den schwarzen Resten,
Daß er sicher wohnen kann.

Aus der falschen Stadt Sankt Gallen
Flieht ins feste Wyl der Abt,
Weil des Klosters offne Hallen
Schon der kühne Hirt umtrabt.

Appenzell ist los des Feindes,
Und sein Volk, der Bande frei,
Lehnt sich auf den Arm des Freundes,
Der ihm in der Not stand bei.
Löri kommt, der Hirtenbube,
Aus dem Schwyzerland heran,
Das in Feld und Rathausstube
Hülfe schickt, sechshundert Mann.

Und die Männer mögen's leiden,
Daß der Löri für sie kürt,
Folgen willig und bescheiden,
Wenn er ihre Rotten führt.
Ihresgleichen ist der Knabe,
Der ins Thal herunter stieg,
Schlicht, an seinem Hirtenstabe,
Mitzukämpfen heil'gen Krieg.

Aber der da kam zu Fuße
Schwinget bald sich auf ein Roß,
Steuer schreibt er, fordert Buße,
Hält sich grober Knechte Troß.
In des Volkes Rat erschien er
Nicht wie andre Hirten mehr,
Denn es trägt ihm nach der Diener,
Wie dem Edelmann, den Speer.

Auf dem Speicher, wo im Streite
Freier Männer Stirne trof,
Zehrt er von der Siegesbeute,
Hält wie große Herren Hof.

Schickt den Hirten auf die Höhen:
Wildpret liebt er auf dem Tisch!
Aus des Säntis tiefen Seeen
Fängt man ihm den besten Fisch.

Denn er glaubt, vom Wein bethöret,
Ihrer aller Herr zu sein:
„Was dem Gotteshaus gehöret,"
Schreit er, „Leut' und Land sind mein!"
Als er das im Rausch gesprochen,
Flogen Steine nach dem Wicht,
Doch die Schwyzer, losgebrochen,
Lassen von dem Führer nicht.

Und die Ritter in dem Thale
Und der Abt im Schloß zu Wyl
Freuen wieder sich beim Mahle,
Halbgewonnen ist ihr Spiel:
„Sagt, ist das nicht Gottes Rache,
Daß es dazu kam so schnell,
Daß ein Bub' führt solche Sprache
Und regiert im Appenzell?"

Regt sich in dem Land kein Rächer?
Hebet seinen Arm kein Held?
Ach, der Schwyzer ist ihr Sprecher,
Und der Schwyzer führt im Feld!
So verstreut sind ihre Rotten,
So geteilt ist ihre Macht,
Daß die Fremden ihrer spotten
Und der Nachbar sie verlacht.

Doch des Volkes Seufzen wendet
Nicht umsonst sich himmelwärts:
Löris Auge wird verblendet,
Und verhärtet wird sein Herz.

Wie die Städte friedlich sprechen
Auf dem Tag zu Winterthur,
Denkt den Frieden er zu brechen,
Sinnt auf Raub und Beute nur.

Hastig führt er seine Scharen
Auf das Dörflein Zuckenried,
Fromme Hirten bei ihm waren,
Sangen ihm kein gutes Lied.
Dennoch bundsvergessen fährt er
In das Dorf mit Brand und Mord,
Rings das schöne Feld verheert er,
Zieht beladen wieder fort.

Hinter ihm die Bauern fluchen,
Höret er's nicht, hört's doch Gott!
An der Mühle dunkeln Buchen
Hallt's wie wilder Reiter Trott.
Die von Konstanz sind's, die Städter,
Rächen grimm den Friedensbruch,
Auf ihn nieder, wie im Wetter,
Fährt und trifft des Himmels Fluch.

Zwar die Hirten all', die treuen,
Kämpfen für den falschen Freund;
Appenzell! —laß dich's nicht reuen —
Dir zum Glücke siegt der Feind!
Laß nur fliehen deine Scharen;
Deinem Hauptmann ist ein Pfeil
In die falsche Brust gefahren,
Jetzt erblüht dir wieder Heil!

Seht, die wackern Männer tragen
Sanft den Wunden aus der Schlacht.
„Sei, weil ihn der Herr geschlagen,
Seiner Sünde nicht gedacht!"

Sprechen sie, — und auf dem Speicher
Pflegen sie mit Sorgen sein,
Aber immer wird er bleicher,
Stirbt zuletzt in Reu' und Pein.

Seiner Seele halten Messen
Sie im frommen Appenzell,
Haben nicht des Leibs vergessen,
Laden ihn zu Rosse schnell,
Führen ihn durch Berg und Thale
Gen Einsiedeln in sein Grab.
Wieder blickt mit heiterm Strahle
Gottes Sonn' ins Land herab.

6.

Anderhaldes Traum.

Mit gekrümmtem Rücken sitzt
In dem Stuhl Herr Anderhalde,
Sah von ferne, wie es blitzt',
Hirtenschwert im Speicherwalde,
Labt sein Haupt im Sonnenschein
An der Freiheit goldnem Morgen;
Kann er nicht mehr mit befrei'n,
Denken kann er doch und sorgen.

Und es pflücken oft im Traum
Hochbejahrte Greise wieder
Von der Jugend grünem Baum
Ahnungsbilder, Wunderlieder;
Was sie da gehört, geschaut,
Jüngre wird es unterweisen;
So auch neiget sich ergraut
Jetzt zum Traum das Haupt des Greisen.

Ein Gesicht führt ihn empor,
Wo mit seinem grünen Rücken
In die Berge der Kamor*)
Und ins Thal zugleich darf blicken.
In des Alpsteins Riesenkluft
Schaut er, kann das Rheinthal grüßen,
Thur- und Hegäu winkt im Duft.
Appenzell zu seinen Füßen.

Und ihm dünket menschenleer
Seiner Heimat Thalgelände,
Keine Hütten hin und her
Sind gebaut durch kluge Hände.
Der Bewohner harrt es stumm,
Sitter nur und Urnäsch**) brausen,
Schauernd sieht der Greis sich um:
Wer wird kommen, hier zu hausen?

Luft und Erde jetzt erschallt
Als von Flügelschlag und Tritten,
Und es wimmelt aus dem Wald
Kommt mit Fittichen und Schritten:
Tiere sind's in bunter Schar,
Wollen Herrn des Landes werden,
Und ein schwarzer, stolzer Aar
Schlägt den Fittich vor den Herden.

Drüben kommen sie vom Stoß,***)
Falken, Schwäne, Greifen, Drachen;
Brüllend, wiehernd, Stier und Roß,
Wölfe mit dem blut'gen Rachen;

---

*) Ein Berg, zur Gebirgskette des Alpsteins gehörig, Vorberg des Säntis.

**) Flüsse Appenzells.

***) Waldrücken zwischen dem Rheinthal und Appenzell.

Eber wühlen mit dem Zahn,
Mit dem Rüssel Elefanten,
Stürzen auf den grünen Plan
Nieder von des Berges Kanten.

Bange schaut der Greis zu Grund:
Läßt das Land sich die gefallen?
Alsobald im Alpenschlund
Murrt es, daß die Felsen hallen,
Staunend blickt er um sich her:
Denn hervor aus sieben Thälern
Stürzt der Alpen Herr, der Bär,
Läßt das Hausrecht sich nicht schmälern.

Droben ist er schon am Wald,
Fährt den Tieren in die Hüften,
Bäumt sich, steht und streitet bald
Gegen Schnäbel in den Lüften;
Stürzt zurück auf Wolf und Stier,
Rachen gähnen gegen Rachen,
Bald, umringt, erliegt er schier; —
Da mußt' Anderhald' erwachen.

Und erprobte Männer läßt
In das Haus er schleunig bitten,
Spricht: „Ihr Brüder, haltet fest,
Denn aufs neue wird gestritten.
Vor dem Auge steht mir hell,
Wer sich für den Abt wird rüsten:
Östreichs Adler, Appenzell,
Will in deinem Horste nisten.

„Ritter bringt er, kühn und wild,
Wie die Tier' auf Helm und Wappen,
Alle sah mein Traum im Bild,
Stolze Herren, freche Knappen,

Wolfurt, Schwaneck, Greifenstein,
Trautburg mit dem Haupt des Stieres;
Ach, es wird kein Ende sein
Dieses grimmigen Getieres!

„Aber dich, o Völklein, auch
Sah ich streitbar abgebildet,
Wie nach grauer Väter Brauch
Deine Gauen sich beschildet.
Deiner Wälder altes Wild
Führest du zu deinem Zeichen:
Schwarzer Bär im gelben Schild,
Keinem Tiere wirst du weichen!

„Nur getrost hinauf zum Stoß,
Dorthin durft' ich träumend blicken,
Stier und Drachen, Greif und Roß,
Dorther wird's der Adler schicken.
Ja, dein Leben gilt es, Bär!
Laß ihn fühlen deine Klauen,
Einer nur, du oder er,
Wohn' hinfort in diesen Gauen!"

7.

Wer der Appenzeller Hauptmann ward.

Draußen tagt die Landsgemeine
Wieder in dem Wiesenthal,
Denn es sammeln sich am Rheine
Stolze Ritter ohne Zahl.
Kämpfen sollen sie schon morgen,
Arm und Waffen sind bereit,
Eins nur fragen sie mit Sorgen:
Wer soll Führer sein im Streit?

Eh' sie den gefunden haben,
Sehn die Rotten durch das Feld
Einen schlanken Reiter traben,
Rüstig wie ein Kriegesheld.
Den schmückt herrliches Geschmeide!
Männer, hört! das ist kein Hirt,
Der in seinem Herrenkleide
Sich in unsern Rat verirrt.

Ei! das ließ Herr Anderhalde
Doch nicht träumen sich im Schlaf!
Drüben aus der Burg am Walde
Ist's der Werdenberger Graf;
Hält und steigt von seinem Pferde,
Naht den Hirten ohne Trutz,
An der armen Bauern Herde
Sucht der edle Ritter Schutz.

Und er sprach: „Mir kam zu Ohren,
Daß euch Österreich bekriegt,
Bin ich euch zu hochgeboren,
Nachbarn, daß ihr mir's verschwiegt?
Wisset nur, ich bin vertrieben,
Bin ein arm und einsam Haupt!
Was vom Erbe mir geblieben,
Hat der Herzog mir geraubt!

„Ihr seid frei und reich zu nennen,
Ich bin ärmer als ein Knecht,
Eure Namen wird man kennen,
Ausgeblüht hat mein Geschlecht.
Stolze Herren mögt ihr hassen,
Ich bin nicht des Hasses wert,
Nichts hat mir der Feind gelassen,
Als mein Herz und als mein Schwert!

„Kann ein Ritterschwert euch frommen,
Und ein Herz von Zorn entbrannt,
Nun so heißt auch mich willkommen,
Laßt mich schirmen euer Land.
Wenn der Streit ist ausgestritten,
Gönnt mir eures Thales Rast,
Nehmt mich auf in eure Hütten,
Pfropft mich auf den wilden Ast!"

Spricht's und löst die goldne Scheide
Seines Schwertes aus dem Gurt,
Reißt den Wappenschild vom Kleide,
Vor dem Volk, das freudig murrt;
Pflückt den Federschmuck des Hutes,
Leget ab, was stolz und fremd,
Fordert sich getrosten Mutes
Ein gemeines Hirtenhemd.

Und der Männer Wohlgefallen
Bricht in lauten Jubel aus,
Der in langen Widerhallen
Rollt bis an der Felsen Haus.
Und dem neuen Bundsgenossen
Rufet die Gemeine zu:
„Edler Herr, es ist beschlossen,
Unser Feldhauptmann bist du!"

Rudolf zu dem Hirtenkleide
Legt sich schlichte Rüstung an,
Führet sie, dem Feind zum Leide,
Weislich auf der Kriegesbahn;
Vor den kühnen Scharen reitet
Er auf adeligem Roß,
Und dem Traume folgend, schreitet
Rasch das Heer empor zum Stoß.

8.

Die Schlacht am Stoß.

An den Gräbern zu Sankt Gallen
Hat er lang sein Schwert gewetzt;
Mutig durch die dichte Waldung
Dringt empor der Adel jetzt,
Haut den Weg sich mit der Axt,
Bäum' und Feinde wirft er nieder,
Von den lauten Schlägen hallt
Dumpf des Rheinthals Kessel wieder.

Weh! der Hirten Vorhut weichet,
Uli Rotach führt sie an,
Ist zu eilig vorgedrungen
Auf gewohnter Siegesbahn.
Und sein Haufen wankt erdrückt
Von dem eisernen Gewichte,
Dreißig stürzen rechts und links,
Vor des Führers Angesichte.

Von den Seinigen verlassen
(Viele starben, wenig flohn),
Siehet sich umringt der Uli
Und zwölf Ritter ihn bedrohn.
Eines Sennen Hütte steht
Einsam an des Waldes Saume,
Bietet seinem Rücken Schutz,
Und so ficht er wie im Traume.

Denn von seiner grimmen Gegner
Hochgehobnem, runden Schild
Gähnt ihn an mit offnem Rachen
Mannigfaches, grauses Wild;

Der von Ramswag hält ihm vor
Ein entsetzlich Paar von Löwen,
Ein gehörntes Flügeltier
Dräut im Schilde des von Höwen.

Doch die Löwen und den Drachen
Fällt der Appenzeller Bär,
Bald auf ihren Schilden liegen
Beide Kämpfer stumm und schwer.
Zornig mit dem Vogel Greif
Drängt sich vor der Greifensteiner;
Von der Streitaxt fallen sie,
Mann und Vogel, auf steht keiner.

Und geschirmt vom Dach der Hütte
Beut der Held noch Neunen Trutz,
Wolfurt sucht und Ebersberger
Hinter Wolf und Eber Schutz.
Aber den durchfährt der Speer,
Und der andre stürzt vom Schwerte:
Sieben kämpfen aufrecht noch,
Fünfe liegen auf der Erde.

Sechs umringen jenen streitend,
Einer aber nimmt sich Frist,
Facht ein Feuer an im Laube,
Sinnt auf eine böse List.
Nicht umsonst führt er im Schild
Eine feuerspei'nde Schlange,
Schleudert seinen Feuerbrand
Nach des Daches Überhange.

Und des Hirten Stirn umwirbelt
Tückisch bald der finstre Rauch,
Blinzend wehrt er ab die Streiche
Und der Flamme glüh'nden Hauch;

Seinen Geist befiehlt er Gott,
Denn jetzt stürzt das Dach zusammen;
So erliegt der fromme Held
Nicht dem Schwerte, nein, den Flammen!

Von dem schweren Kampf mit einem
Ruhn die sieben Ritter aus,
Über sich hoch auf dem Berge
Hören sie der Schlacht Gebraus;
Denn es rang der Edlen Heer
Siegreich sich empor nach oben,
Kämpfend weicht der Hirt zurück,
Immer ferner hallt das Toben.

Endlich auf dem höchsten Gipfel
Mit der neuen Brüder Schar
Hält der kluge Werdenberger,
Keine Flucht ihr Weichen war;
Freilich ist ihr Häuflein dünn,
Und der Feinde sind dreitausend,
Doch dem Himmel trauen sie: —
Und am Himmel regt sich's brausend.

Auf des schwülen Föhnes Flügel
Zieht's vom hohen Säntis her,
Wolken schichten sich auf Wolken,
Liegen auf dem Walde schwer.
Blitzesschein erhellt die Schlacht,
Wie auf Rossen fliegt das Wetter,
Gottes Feldposaune dröhnt
Mit dem hallenden Geschmetter.

Und auf ihren Ruf ergießen
Sich der Regens Ströme dicht,
Zwar den Hirten in den Rücken,
Doch den Rittern ins Gesicht.

Auf dem Boden glatt und naß
Haften nicht der Männer Schritte,
Da vom Pferde springt der Graf,
Stellt sich in der Hirten Mitte.

„Ahmet mir nach,“ schreit er, „Brüder!
Streifet ab vom Fuß den Schuh!
Jetzt geflogen sichern Trittes
Auf die schwanken Feinde zu!“
Barfuß rennt der Held voran,
Zu der Donner lautem Hallen
Läßt die Streitaxt er zuerst
In die dichten Haufen fallen.

Pfeil und Wurfspieß fliegt herunter,
Schwerter blitzen kühn darein,
Und die kaum verlaßnen Hügel
Nimmt der Hirte wieder ein.
Sorglich zieht der Feind zurück
Seine festgeschloßnen Glieder;
Aber links, vom Bergesrand,
Was bewegt sich dort hernieder?

Hirt und Ritter schaun und zögern:
Eine lange, stille Schar,
Ziehen blendende Gestalten
Längs den Höhen wunderbar.
Woher kommt das neue Heer?
Grausen faßt das Herz der Ritter:
Hat Gespenster ausgespien
Dieses höllische Gewitter?

Auch der Hirte sinnt mit Staunen,
Wo ihm Hülfe kommen soll;
Plötzlich ruft der Werdenberger
Laut und heil'ger Freude voll:

„Kämpfen wir nicht heut im Herrn,
Brüder, am Frohnleichnamsfeste?
Seine Heerschar sendet er:
Engel sind es, Himmelsgäste!“

Und hernieder von dem Gipfel
Wallt der lange, fremde Zug;
Weiße, wogende Gewande
Flattern in des Windes Flug.
Tausend Arme heben sich,
Halb zu beten, halb zu schlagen,
Und darüber rollt und blitzt
Gottes glüh'nder Donnerwagen.

Ein Entsetzen faßt die Feinde,
Rücklings stürzen sie hinab,
Und der Fels und feuchter Rasen
Und der Rheinstrom wird ihr Grab.
Tausende mit edlem Blut
Haben Wald und Flur gedünget,
Und des Volkes Freiheit steigt
Aus der Schlacht empor verjünget.

Und verschwunden ist das Wetter,
Abendsonne scheinet klar;
Droben auf der Höhe wartet
Immer noch die weiße Schar.
Und der Hirte klimmt empor:
Wird er Engel Gottes schauen? —
Sieh! da stehn im Sonnenglanz
Seine Töchter, seine Frauen!

Sollten sie zu Hause sitzen,
Von der Männer Geist erfüllt?
Nein! in langes Hirtenhemde
Haben sie den Leib gehüllt.

Nicht vergebens folgten sie
Ihres Herzens kühnem Schlage;
Und bezahlet ihre Schuld
Haben sie dem großen Tage.

Fröhlich an der Männer Seite
Schauen sie ins grüne Thal:
Rebenhügel, blüh'nde Gärten,
Burgen glühn im Abendstrahl;
Und dazwischen strömt der Rhein,
Wälzt vergoldet seine Wogen;
Morgen ins gelobte Land
Kommen Hirten eingezogen!

„Brüder!" spricht der Werdenberger,
„Vorher gilt's noch einen Strauß,
Denn es horstet noch der Adler
Drüben in Sankt Gallens Haus!
Erst den Herzog fortgejagt!
Erst den Abt in Wyl gefangen!" —
„„Nein,"" jauchzt ihm der Hirte zu,
„„Erst gen Werdenberg gegangen!""

9.

Abt gefangen.

Auf der Burg zu Werdenberg
Lebt es wieder in den Mauern,
Und der Herr im Hirtenhemd
Sitzt, ein Bauer, zwischen Bauern;
Leert den Becher an der Seite
Seiner Retter oft und gern,
Und die Hirten grüßen willig
Grafen ihn und gnäd'gen Herrn.

In Sankt Gallen auf der Flucht
Ist der Herzog angekommen,
Hat umsonst den Häuptlisberg
Mit der edlen Schar erklommen;
Wie ein Dieb muß er entweichen,
Denn die Bürger zornig drohn;
Treibt mit wenig wunden Rittern
Auf des Sees Wellen schon.

Und vor Wyl*) steht jetzt der Hirt
Mit den Widdern, mit den Böcken;
Weithin höret man durchs Thal
Seine schlimme Herde blöcken;
Denn die Köpfe sind von Eisen,
Rütteln an den Mauern laut,
Daß Herrn Kuno drin, dem Abte,
Vor den wilden Stößen graut.

Auch die Leiter steht zum Sturm
Und das Pech zum Brand gerichtet,
Bange wird der Söldner Schar,
Die dem Herrn sich hat verpflichtet:
Denn es tobt der Feind von außen,
Und der Bürger drinnen murrt,
Holt die Axt sich aus der Kammer,
Um den Leib schnallt er den Gurt.

Vor der Stadt erschallt das Horn;
Doch da füllen sich die Gassen,
Söldner sind ein feiges Volk,
Haben ihren Herrn verlassen,

*) Stadt im Thurgau.

Wallen mit dem Bürger friedlich
Vor der Stadt gewölbtes Thor,
Stehn geschäftig an dem Graben,
Schieben selbst die Brücke vor.

Durch die Straßen zieht der Hirt,
Seine hellen Fahnen fliegen,
Rechts und links nicht schaut er um,
Eilet zu des Schlosses Stiegen,
Seinen alten Feind zu fahen,
Der ihm so viel Leides that,
Und auf freier Männer Nacken
Mit dem stolzen Fuße trat.

In dem Saale sitzt der Abt
Einsam in dem großen Schlosse,
Höret seiner Feinde Ruf
Und das Wiehern ihrer Rosse;
Aber seinen Willen beugen
Lehret die Gefahr ihn nicht;
In dem Stuhle bleibt er sitzen,
Läßt sie nahen, zürnt und spricht:

„Kommet immer, fasset mich,
Hirten, weiland meine Knechte!
Taucht in des Gesalbten Blut
Eure mörderische Rechte!
Doch ein Gott im Himmel waltet,
Meines frommen Klosters Schild,
Und ein Kaiser herrscht auf Erden,
Der die Missethat vergilt!

„In den Kerker, in das Grab
Magst du, freches Volk, mich legen;
Dich ereilet doch mein Fluch,
Was du thust, bringt keinen Segen:

Schlagen wird dich Gottes Winter
Vor Bregenz, das du bekriegst,
Und am See sitzt König Ruprecht,
Und zertritt dich, wenn du liegst!"

Vöglischerz, der muntre Hirt,
Der der Brüder Scharen führet,
Rede stehet er dem Abt,
Sittsamlich, wie sich's gebühret:
„Wäre Gott mit euch, nicht läge,
Herr, auf euch sein Arm so schwer!
Schelten lassen wir uns gerne,
Schaden mögt ihr uns nicht mehr.

„Was die Zukunft Böses bringt,
Sorget nicht, wir werden's tragen;
Ruprecht ist ein alter Mann,
Wird uns nicht zu Boden schlagen:
Leichtlich schließen sich zwei Augen,
Wenn sie noch so zornig glühn,
Doch ein freies Volk stirbt nimmer,
Wird in ew'ger Jugend blühn.

„Aber jetzt, wenn's euch beliebt,
Folgt uns, Herr! und steigt zu Pferde!"
Und sie hoben ihn aufs Roß,
Zogen mit ihm ohne Fährde.
Schweigend thut er ihren Willen,
Sieht sie an mit scheuem Blick; —
Doch ins Kloster von Sankt Gallen
Führen sie ihn fromm zurück.

Lassen in der offnen Pfalz
Ihn die Hand zum Schwure heben:
In des freien Volkes Schutz
Will er still und friedlich leben.

Als sie das von ihm erlanget,
Ziehn die guten Männer ab,
Legen Schwert und Helm zur Seite,
Greifen zu dem Hirtenstab.

Und ins tiefe, stille Thal
Steigt die alte Ruhe nieder,
Nur der Herden froh Gebrüll
Hallt vom hohen Säntis wider.
Nimmer wird die grüne Matte
Mit der Hirten Blut getränkt,
In der freien Volksgemeinde
Tagt der Landmann ungekränkt.

Und ein Kirchlein auf dem Stoß
Läßt die Glocke jährlich schallen;
Das erzählt dem Pilger laut
Von der Fehde mit Sankt Gallen.
Dort, im dichten Waldgebüsche,
Steht es, wo der Frauen Schar
Wie ein Heer von Siegesengeln
Leuchtend einst erschienen war.

Oberm.